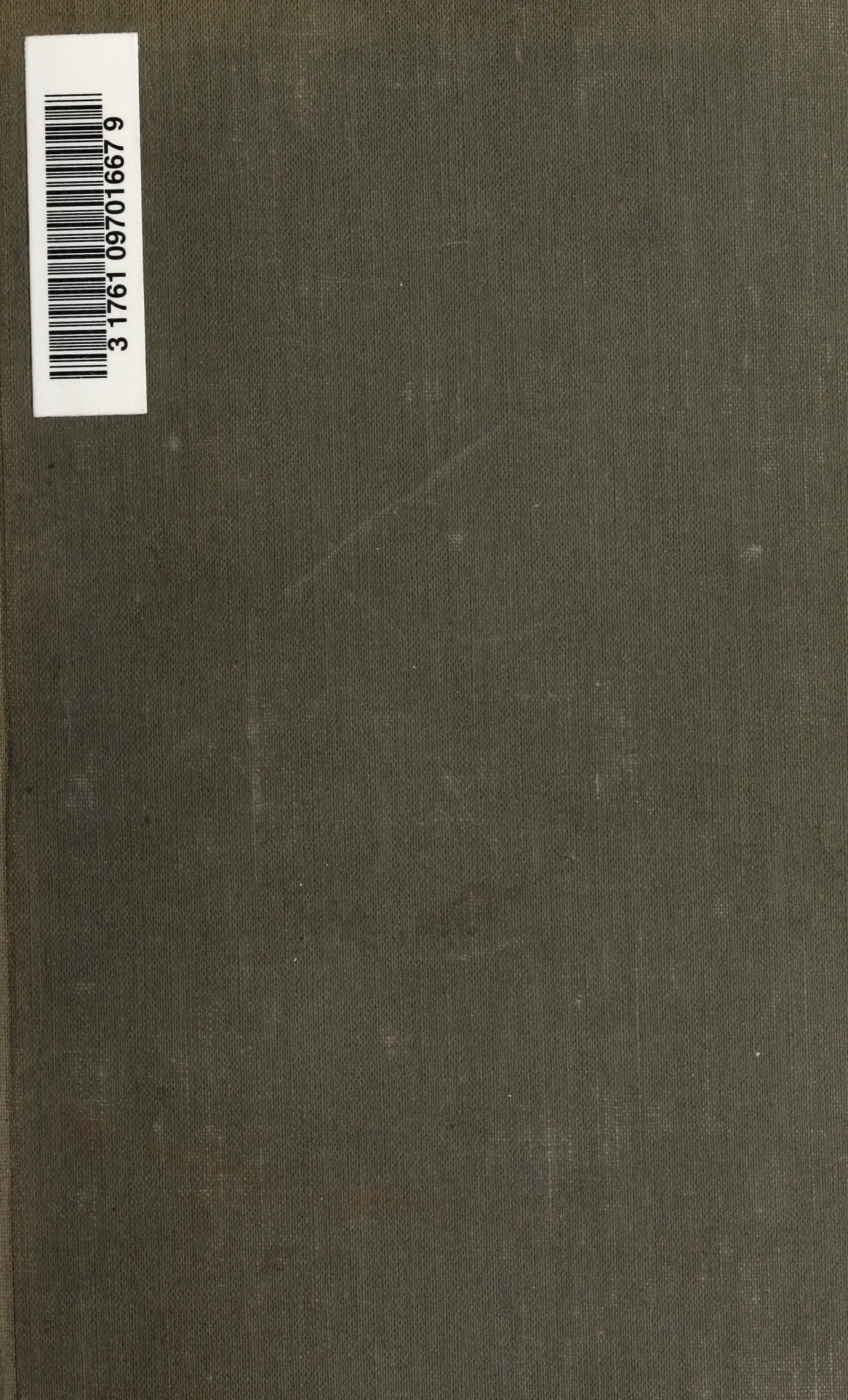

3 1761 09701667 9

Wagner und Nietzsche zur Zeit ihrer Freundschaft

*

Wagner und Nietzsche zur Zeit ihrer Freundschaft

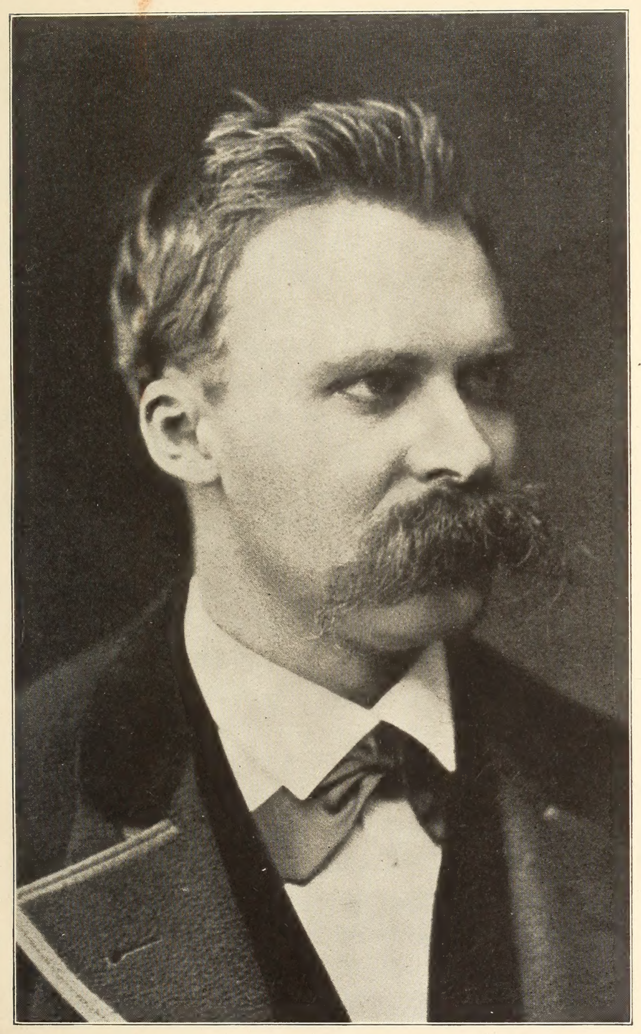
Erinnerungsgabe
zu Friedrich Nietzsches 70. Geburtstag
den 15. Oktober 1914

von

Elisabeth Förster-Nietzsche

Mit vier Bildbeigaben

München 1915 verlegt bei Georg Müller



Friedrich Nietzsche
1873



Vorwort.

Richard Strauß hat einmal gesagt, wie mir erzählt wurde, daß er jene Jahre, wo Richard Wagner und Friedrich Nietzsche in Freundschaft innig verbunden waren, als einen der höchsten und feierlichsten Kulturmomente des 19. Jahrhunderts betrachte. Ähnlich muß auch die Ansicht anderer sein, denn ich bin schon öfters aufgefordert worden, ich sollte doch das Verhältnis Wagners zu meinem Bruder mit allen verfügbaren Dokumenten besonders zusammenstellen, so daß die Fäden von Einem zum Andern und alle Nüancen der Stimmung sich noch deutlicher zeigten, als in den bisher von mir veröffentlichten Beschreibungen des Lebens meines Bruders, wo doch anderes Bedeutsame in dem Vordergrund stehe.

Nun aber hat mein Bruder noch selbst 1888 wenige Wochen vor seiner geistigen Lähmung geschrieben: „Hier, wo ich von den Erholungen meines Lebens rede, habe ich ein Wort nötig, um meine Dankbarkeit für das auszudrücken, was mich in ihm bei weitem am Tiefsten und Herzlichsten erholt hat. Dies ist ohne allen Zweifel der intimere Verkehr mit Richard Wagner gewesen. Ich lasse den Rest meiner menschlichen Beziehungen billig; ich möchte um keinen Preis die Tage von Tribschen aus meinem Leben weggeben, Tage des Vertrauens, der Heiterkeit, der sublimen Zufälle — der t i e f e n Augenblicke ..." So meine ich, daß ich als Festgabe zum 70. Geburtstag meines geliebten Bruders wohl nichts Besseres darreichen kann, als die eingehendste Schilderung seines Verhältnisses zu Wagner zurzeit

ihrer Freundschaft, und zwar durchaus mit den Empfindungen und Urteilen jener Jahre.

Ich habe alle Aufzeichnungen zusammengesucht, die über jene Zeit die beste Auskunft zu geben vermögen; darunter sind Briefe meines Bruders an Wagner, die zum allerersten Male veröffentlicht werden, und ebensolche von Richard Wagner an meinen Bruder. Zusammen mit den Mitteilungen aus anderen noch nicht bekannten Aufzeichnungen und Briefen wird dieses Buch manches Neue und wohl alles bringen, was zur Beurteilung dieses Verhältnisses vorliegt — wenigstens soweit es noch existiert und mir zugänglich gemacht worden ist. Leider muß ich hier erwähnen, daß in Wahnfried vor ungefähr fünf Jahren viele Briefe meines Bruders an Wagners aus mir ganz unerklärlichen Gründen vernichtet worden sind. Sie waren sämtlich voll zartester Rücksicht und Verehrung für Wagner und Frau Cosima, und da ich mehrere davon, ehe sie abgesandt wurden, gelesen habe, so darf ich wohl sagen, es waren Kulturdokumente ersten Ranges darunter. Aber gerade diese sollen vernichtet sein und nur wenige Briefe, in welchen sich mein Bruder in seiner rührendsten Bescheidenheit und Höflichkeit zeigt, sind mir ausgeliefert worden. Die weiteren Briefe sind nach den Aufzeichnungen in seinen Notizbüchern gedruckt.

Das Büchlein schließt mit dem Aufhören der Korrespondenz zwischen Wagner und meinem Bruder. Alle späteren Betrachtungen und Empfindungen der beiden nach dem Bruch ihrer freundschaftlichen Beziehungen muß man an andern Stellen nachlesen. In diesem Geburtstagsbuch möchte ich aus jener Zeit der wärmsten Freundschaft nur die innigsten Klänge ertönen lassen, die, selbst wenn sie mit Schwermut in Moll erklingen, doch noch von beiden Seiten des grellen Mißtons entbehren.

Elisabeth Förster-Nietzsche.

Weimar, 15. Oktober 1914.

Inhaltsverzeichnis.

Erstes Kapitel.

Erstes Kennenlernen.

Mein Bruder schreibt im Ecce homo: „Von dem Augenblick an, wo es einen Klavierauszug des Tristan gab (mein Kompliment, Herr von Bülow!), war ich Wagnerianer.“ Ich muß aber konstatieren, daß seine Verehrung für Wagner wohl noch etwas früher angefangen hat und zwar bereits im Herbst 1860, wo er als Sechzehnjähriger mit zwei gleichaltrigen Freunden, Wilhelm Pinder und Gustav Krug, eine kleine Vereinigung begründete, der sie den stolzen Namen „Germania“ gaben, obgleich sie nur aus den drei genannten Mitgliedern bestand. Sie sollte vorzüglich zu einer größeren Ausbildung der Mitglieder in den Künsten und Wissenschaften beitragen. Bei der Begründung wurde aber sogleich festgesetzt, daß die „Zeitschrift für Musik“ gehalten werden sollte, die damals, von Brendel geleitet, wohl das einzige Blatt war, welches für Wagner und seine Werke mit aller Kraft eintrat. Von ihrem bescheidenen Taschengeld brachten die begeisterten Jünglinge soviel zusammen, um sich im Wintervierteljahr Januar bis April 62 den Klavierauszug „Tristan und Isolde“ anzuschaffen, wodurch der kleine Verein sich zunächst sogar in Schulden stürzen mußte. Sogleich nach der Anschaffung gab es Diskussionen, denn Wilhelm Pinder hatte in seinem Vortrag: „Die Musik, eine Tochter der Poesie“ folgendes ausgesprochen: „Man kann das Streben nach einer Vereinigung verschiedener Künste keine Phantasterei schelten, denn wenn auch dem Geiste eines einzelnen Individuums eine solche

zu bewerkstelligen versagt wäre, so kann dies dennoch erfolgen, wenn ein Künstler dem andern in die Hände arbeitet und sich seinen Leistungen mit schonendem Zartgefühl anschließt. Eine harmonische Verbindung alles bisher Getrennten wird man nie erreichen können, das Kunstwerk der Zukunft ist und bleibt ein nie zu verwirklichendes Ideal."

Dieser Ansicht wurde von den beiden andern Vereinsmitgliedern, meinem Bruder und Gustav Krug, lebhaft widersprochen. Was mein Bruder gesagt hat, ist leider nicht mehr erhalten, aber Gustav Krug hat seine Wilhelm Pinder entgegengesetzte Meinung in einem Chronistenbericht niedergeschrieben, und sicher ist dies auch meines Bruders Ansicht gewesen. „Ich frage nun, warum soll dies nicht zu erreichen sein? Hat nicht Wagner schon selbst in Tristan und Isolde und den Nibelungen gezeigt, daß er seine Theorie praktisch verwirklicht hat? Sollte nun nicht auch, da in diesen Werken Poesie und Musik so innig verbunden sind, es auch ermöglicht werden, daß z. B. der Sänger auch wahrer Schauspieler wird? Haben wir nicht die Schröder-Devrient und Johanna Wagner als Beispiele, daß sich mit einer vorzüglichen Sängerin auch eine vorzügliche Schauspielerin vereinigen kann? Dasselbe gilt auch von der szenischen Einrichtung und der gesamten Ausstattung. Brendel sagt sehr richtig hierüber: ‚in der früheren Oper wurde nur in der Musik Ernst gemacht, das übrige war mehr oder weniger eine künstlerische Lüge. Die bisherige Oper unterlag dem Widerspruch, die Mitwirkung aller Künste zu beanspruchen, ihrer Eigentümlichkeit aber nicht Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Das Kunstwerk der Zukunft ist die Lösung dieses Widerspruches. Jetzt soll auch in der Mitwirkung der übrigen Künste Ernst gemacht werden.‘"

Der Klavierauszug des Tristan wurde bei uns durchgespielt, da die beiden Väter der Freunde Wilhelm und Gustav sich der Musik Wagners gegenüber ablehnend verhielten. Im

Anfang klang es auch wirklich sehr schrecklich, was die beiden, Fritz und Gustav, ausführten. Sie verstanden offenbar noch nicht, aus der Überfülle der Töne die Melodie richtig hervorzuheben. Unsere Mutter lehnte dieses furchtbare Getöse gleichfalls ab, wollte aber meinem Bruder die Freude nicht verderben. Auch ich vermochte mich im Anfang durchaus nicht dafür zu begeistern; aber schließlich gelang es den Jünglingen, den II. Akt, vorzüglich den Anfang mit dem Hörnerklang usw. sehr schön zum Ausdruck zu bringen, so daß auch ich entzückt war. „Davon muß jedermann entzückt sein", sagte mein Bruder. Aber unsere liebe Mutter, die es zuweilen für ihre Pflicht hielt, etwas Wasser in den brausenden Wein unserer Begeisterung zu gießen, entgegnete: „Nein, man muß durchaus nicht, und ich höre von allen Seiten, wie diese Musik von den besten Musikkennern verworfen wird. Z. B. gibt es einen musikalischen Kreis in Leipzig, der sich im Salon der Frau Frege versammelt, der keinen Ton von dieser Musik hören mag, und als trotzdem ein auswärtiger Künstler, der die Abneigung nicht kannte, in dem Salon etwas von Wagner zu spielen anfing, mußte Frau Frege ohnmächtig hinausgetragen werden, und auch den andern wurde es ganz elend zu Mute." Mein Bruder mußte bedrückt zugeben, daß es allerdings Wagners Musik sehr schwer würde, verstanden zu werden und durchzudringen.

Doch muß ich ausdrücklich hervorheben, daß er sich durchaus nicht blindlings der Begeisterung hingab. So schreibt er am 11. Oktober 1866 an Freiherrn von Gersdorff: „Musik habe ich wenig getrieben, da ich in Kösen kein Klavier zur Verfügung habe. Dagegen hat mich der Klavierauszug der ‚Walküre' von Richard Wagner begleitet, über die meine Empfindungen sehr gemischt sind, so daß ich kein Urteil auszusprechen wage. Die großen Schönheiten und virtutes werden durch ebenso große Häßlichkeiten und Mängel auf-

gewogen. + a + (— a) gibt aber nach Riese und Buchbinder O. Jetzt arbeitet derselbe Komponist den Zeitungen nach an einer Hohenstaufenoper und läßt sich ab und zu vom König, ‚dem holden Schirmherrn seines Lebens', wie es in der Widmung heißt, besuchen. Es schadete übrigens nichts, wenn der ‚König mit dem Wagner ginge' (gehen in des Wortes verwegenster Bedeutung), natürlich aber mit anständiger Leibrente."

Aber die Begeisterung brach doch immer wieder hervor. So schreibt er im Oktober 1868 an Rohde: „Heute abend war ich in der Euterpe, die ihre Winterkonzerte begann und mich sowohl mit der Einleitung zu Tristan und Isolde als auch mit der Ouvertüre zu den Meistersingern erquickte. Ich bringe es nicht übers Herz, mich dieser Musik gegenüber kritisch kühl zu verhalten; jede Faser, jeder Nerv zuckt mir, und ich habe lange nicht ein solches andauerndes Gefühl der Entrücktheit gehabt als bei letztgenannter Ouvertüre." Und wenige Wochen später, als dem Freund Rohde Unangenehmes passiert war, tröstete er ihn mit dem Hinweis auf Richard Wagner und hebt gerade das hervor, was er bis an sein Lebensende an Wagner bewundert hat. „Denken wir an Schopenhauer und Richard Wagner, an die unverwüstliche Energie, mit der sie den Glauben an sich unter dem Halloh der ganzen ‚gebildeten' Welt aufrechterhielten." Schließlich aber kam das große Ereignis des persönlichen Kennenlernens meines Bruders mit dem bewunderten Genius, was er uns selbst schildert.

Friedrich Nietzsche an Erwin Rohde. 9. November 1868:

„. . . Als ich nach Hause kam, fand ich einen Zettel, an mich adressiert, mit der kurzen Notiz: ‚Willst Du Richard Wagner kennen lernen, so komme um 3/44 in das Café Théâtre. Windisch.'

Diese Neuigkeit verwirrte mir etwas den Kopf, verzeih mir!,

so daß ich die eben gehabte Szene ganz vergaß und in einen ziemlichen Wirbel geriet.

Ich lief natürlich hin, fand unsern Biederfreund, der mir neue Aufschlüsse gab. Wagner war im strengsten Inkognito in Leipzig bei seinen Verwandten: Die Presse hatte keinen Wind, und alle Dienstboten Brockhausens waren stumm gemacht, wie Gräber in Livree. Nun hatte die Schwester Wagners, die Prof. Brockhaus, jene bewußte gescheute Frau, auch ihre gute Freundin, die Ritschelin, ihrem Bruder vorgeführt: wobei sie den Stolz hatte, vor dem Bruder mit der Freundin und vor der Freundin mit dem Bruder zu renommieren, das glückliche Wesen! Wagner spielt in Gegenwart der Frau Ritschl das Meisterlied, das ja auch Dir bekannt ist: und die gute Frau sagt ihm, daß ihr das Lied schon wohlbekannt sei, mea opera. Freude und Verwunderung Wagners: gibt allerhöchsten Willen kund, mich inkognito kennen zu lernen. Ich sollte für Freitag Abend eingeladen werden: Windisch aber setzt auseinander, daß ich verhindert sei durch Amt, Pflicht, Versprechen: also schlägt man Sonnabend Nachmittag vor. Windisch und ich liefen also hin, fanden die Familie des Professors, aber Richard nicht, der mit einem ungeheuren Hute auf dem großen Schädel ausgegangen war. Hier lernte ich also besagte vortreffliche Familie kennen und bekam eine liebenswürdige Einladung für Sonntag Abend.

Meine Stimmung war wirklich an diesen Tagen etwas romanhaft; gib mir zu, daß die Einleitung dieser Bekanntschaft, bei der großen Unnahbarkeit des Sonderlings, etwas an das Märchen streifte.

In der Meinung, daß eine große Gesellschaft geladen sei, beschloß ich, große Toilette zu machen und war froh, daß gerade für den Sonntag mein Schneider mir einen fertigen Ballanzug versprochen hatte. Es war ein schrecklicher Regen- und Schneetag, man schauderte, ins Freie zu gehn, und so

war ich denn zufrieden, daß mich nachmittags Roscherchen besuchte, mir etwas von den Eleaten erzählte ... Es dämmerte, der Schneider kam nicht und Roscher ging. Ich begleitete ihn, suchte den Schneider persönlich auf und fand seine Sklaven heftig mit meinem Anzuge beschäftigt: man versprach, in 3/4 Stunden ihn zu schicken.

Ich ging vergnügter Dinge weg, streifte Kintschy, las den Kladderadatsch und fand mit Behagen die Zeitungsnotiz, daß Wagner in der Schweiz sei, daß man aber in München ein schönes Haus für ihn baue: während ich wußte, daß ich ihn heute abend sehen würde und daß gestern ein Brief vom kleinen König an ihn angekommen sei, mit der Adresse: „An den großen deutschen Tondichter Richard Wagner."

Zu Hause fand ich zwar keinen Schneider, las in aller Gemächlichkeit noch die Dissertation über die Eudokia und wurde nur von Zeit zu Zeit durch gellendes, aber aus der Ferne kommendes Läuten beunruhigt. Endlich wurde mir zur Gewißheit, daß an dem altväterlichen eisernen Gittertor jemand warte: es war verschlossen, ebenso wie die Haustür. Ich schrie über den Garten weg dem Manne zu, er solle in das Naundörfchen kommen: unmöglich, sich bei dem Geplätscher des Regens verständlich zu machen. Das Haus geriet in Aufregung, endlich wurde aufgeschlossen, und ein altes Männchen mit einem Paket kam zu mir. Es war halb 7 Uhr; es war Zeit, meine Sachen anzuziehen und Toilette zu machen, da ich sehr weit abwohne. Richtig, der Mann hat meine Sachen, ich probiere sie an, sie passen. Verdächtige Wendung! Er präsentiert die Rechnung. Ich akzeptiere höflich; er will bezahlt sein, gleich, bei Empfang der Sachen. Ich bin erstaunt, setze ihm auseinander, daß ich gar nichts mit ihm als einem Arbeiter für meinen Schneider zu tun habe, sondern nur mit dem Schneider selbst, dem ich den Auftrag gegeben habe. Der Mann wird dringender, die Zeit wird dringender; ich ergreife

die Sachen und beginne sie anzuziehen, der Mann ergreift die Sachen und hindert mich, sie anzuziehen: Gewalt meiner Seite, Gewalt seiner Seite! Szene. Ich kämpfe im Hemde: denn ich will die neuen Hosen anziehen.

Endlich Aufwand von Würde, feierliche Drohung, Verwünschung meines Schneiders und seines Helfershelfers, Racheschwur: während dem entfernt sich das Männchen mit meinen Sachen. Ende des 2. Aktes: ich brüte im Hemde auf dem Sofa und betrachte einen schwarzen Rock, ob er für Richard gut genug ist.

— Draußen gießt der Regen. —

Ein Viertel auf acht: um halb acht, habe ich mit Windisch verabredet, wollen wir uns im Theatercafé treffen. Ich stürme in die finstre regnerische Nacht hinaus, auch ein schwarzes Männchen, ohne Frack, doch in gesteigerter Romanstimmung: Das Glück ist günstig, selbst die Schneiderszene hat etwas Ungeheuerlich-Unalltägliches.

Wir kommen in dem sehr behaglichen Salon Brockhaus an: es ist niemand weiter vorhanden als die engste Familie, Richard und wir beide. Ich werde Richard vorgestellt und rede zu ihm einige Worte der Verehrung: er erkundigt sich sehr genau, wie ich mit seiner Musik vertraut geworden sei, schimpft entsetzlich auf alle Aufführungen seiner Opern, mi Ausnahme der berühmten Münchener, und macht sich über die Kapellmeister lustig, welche ihrem Orchester im gemütlichen Tone zurufen: ‚Meine Herren, jetzt wird's leidenschaftlich!' ‚Meine Gutsten, noch ein bißchen leidenschaftlicher!' W. imitiert sehr gern den Leipziger Dialekt. —

Nun will ich Dir in Kürze erzählen, was uns dieser Abend bot, wahrlich Genüsse so eigentümlich pikanter Art, daß ich auch heute noch nicht im alten Gleise bin, sondern eben nichts Besseres tun kann, als mit Dir, mein teurer Freund, zu reden und ‚wundersame Mär' zu künden. Vor und nach Tisch

spielte Wagner und zwar alle wichtigen Stellen der Meistersinger, indem er alle Stimmen imitierte und dabei sehr ausgelassen war. Es ist nämlich ein fabelhaft lebhafter und feuriger Mann, der sehr schnell spricht, sehr witzig ist und eine Gesellschaft dieser privatesten Art ganz heiter macht. Inzwischen hatte ich ein längeres Gespräch mit ihm über Schopenhauer: ach, und Du begreifst es, welcher Genuß es für mich war, ihn mit ganz unbeschreiblicher Wärme von ihm reden zu hören, was er ihm verdanke, wie er der einzige Philosoph sei, der das Wesen der Musik erkannt habe. Dann erkundigte er sich, wie sich jetzt die Professoren zu ihm verhalten, lachte sehr über den Philosophenkongreß in Prag und sprach von den ‚philosophischen Dienstmännern'. Nachher las er ein Stück aus seiner Biographie vor, die er jetzt schreibt, eine überaus ergötzliche Szene aus seinem Leipziger Studienleben, an die ich jetzt noch nicht ohne Gelächter denken kann; er schreibt übrigens außerordentlich gewandt und geistreich. — Am Schluß, als wir beide uns zum Fortgehen anschickten, drückte er mir sehr warm die Hand und lud mich sehr freundlich ein, ihn zu besuchen, um Musik nnd Philosophie zu treiben, auch übertrug er mir, seine Schwester und seine Anverwandten mit seiner Musik bekannt zu machen: was ich denn feierlich übernommen habe. — Mehr sollst Du hören, wenn ich diesem Abende etwas objektiver und ferner gegenüberstehe . . . . ."



Richard Wagner und Frau Cosima Wagner
1870

Zweites Kapitel.

Erste Besuche in Tribschen.

(Frühling 1869)

Im Februar 1869, wenige Monate nach dieser Begegnung, erhielt mein Bruder mit 24 Jahren 4 Monaten auf Grund mehrerer ausgezeichneten wissenschaftlichen Abhandlungen im „Rheinischen Museum", und auf seines Lehrers Geheimrat Ritschl stark empfehlendes Lob und Urteil eine Berufung als Professor der klassischen Philologie an die Universität Basel. Von dort fuhr er am Sonnabend vor Pfingsten 15. Mai 1869 zum erstenmal nach dem Vierwaldstättersee, um einige Tage an der Tellsplatte zu verbringen. In Luzern überlegte er, ob er es wohl wagen dürfe, auf jene Einladung vom Herbst zuvor Richard Wagner in seinem Landhaus „Tribschen" aufzusuchen. Es war ein köstlicher Frühlingsmorgen — unschlüssig wanderte er auf poetischen Wegen dem lieblichen Tribschen zu, das in einer bezaubernden See- und Gebirgseinsamkeit zu Füßen des Pilatus am Vierwaldstättersee liegt. Vor dem Landhaus stand er lange still und hörte einen immer wiederholten schmerzlichen Akkord. Es war, wie mein Bruder später entdeckte, jene Stelle aus dem dritten Akt des Siegfried: „Verwundet hat mich, der mich erweckt." Endlich kam ein Diener aus dem Garten und sagte ihm: bis 2 Uhr arbeite Herr Wagner und dürfe nicht gestört werden. Darauf entschloß er sich, wenigstens seine Karte abgeben zu lassen. Wagner ließ schnell herausfragen, ob der Herr Professor derselbe Herr Nietzsche sei, den er bei seiner Schwester, Frau Professor Brockhaus in

Leipzig kennen gelernt habe? Auf die bejahende Antwort erhielt mein Bruder eine Einladung zum Mittagessen. Leider mußte er ablehnen, da er sich schon fest für die Tellsplatte versprochen hatte; so wurde er gebeten, den nächsten Montag in Tribschen zu verleben. Er notiert: „Inzwischen heitere Tage mit Ochsenbrüggen, Loretius, Exner und dessen Schwester in Pension Imhof." Am Pfingstmontag fuhr er früh nach Luzern, begab sich nach Tribschen und verlebte dann in Gemeinschaft mit Richard Wagner und Frau Cosima den ersten jener köstlichen Tage, die später das Glück seiner Seele und seine Trösteinsamkeit wurden. Es dauerte nämlich ziemlich lange, ehe sich mein Bruder in Basel etwas heimisch fühlte. So sehr ihm das in sich geschlossene festgegründete Gemeinwesen gefiel, so freundlich ihn seine so viel älteren Kollegen behandelten, so hohe Achtung er vor dem ernsten zurückhaltenden Charakter der Basler besaß, so wurde es ihm doch schwer, gerade wie den Baslern selbst, sich schnell anzuschließen. Deshalb war ihm das ungemein liebenswürdige Entgegenkommen Wagners und von Frau Cosima unbeschreiblich beglückend. So schrieb ihm Frau Cosima von Bülow am 20. Mai 1869:

„Sehr geehrter Herr!

Da Sie versprochen Ihren freundlichen Besuch auf Tribschen zu wiederholen, werden Sie es verstehen, wenn ich Sie bitte dies am nächsten Sonnabend (22. Mai) zu tun. Es ist Herrn Wagners Geburtstag und ich weiß, daß ich ihm eine wirkliche Freude bereite, wenn ich Sie einlade an dem einfachen 1 Uhr Tisch Platz zu nehmen und den übrigen Teil des Tages auf Tribschen zuzubringen, wo Sie auch übernachten können, wenn Sie mit einem einfachen Stübchen vorlieb nehmen wollen.

Bitte lassen Sie es mich durch ein paar Worte wissen, ob Sie kommen können, und seien Sie freundlichst gegrüßt in

hochachtungsvoller Ergebenheit

C. von Bülow."

Leider war mein Bruder durch sein Amt verhindert der Einladung zu folgen; er mußte ablehnen und konnte nur einen Brief senden.

Friedrich Nietzsche an Richard Wagner:

Basel am 22. Mai 1869.

„Sehr verehrter Herr,

wie lange habe ich schon die Absicht gehabt, einmal ohne alle Scheu auszusprechen, welchen Grad von Dankbarkeit ich Ihnen gegenüber empfinde; da sich tatsächlich die besten und erhobensten Momente meines Lebens an Ihren Namen knüpfen und ich nur noch einen Mann kenne, noch dazu Ihren großen Geistesbruder Arthur Schopenhauer, an den ich mit gleicher Verehrung, ja religione quadam denke. Ich freue mich, Ihnen an einem festlichen Tage dies Bekenntnis ablegen zu können und tue dies nicht ohne ein Gefühl des Stolzes. Denn wenn es das Los des Genius ist, eine Zeitlang nur paucorum hominum zu sein: so dürfen doch wohl diese pauci sich in einem besonderen Grade beglückt und ausgezeichnet fühlen, weil es ihnen vergönnt ist, das Licht zu sehen und sich an ihm zu wärmen, wenn die Masse noch im kalten Nebel steht und friert. Auch fällt diesen Wenigen der Genuß des Genius nicht so ohne alle Mühe in den Schoß, vielmehr haben sie kräftig gegen die allmächtigen Vorurteile und die entgegenstrebenden eignen Neigungen zu kämpfen; so daß sie, bei glücklichem Kampfe, schließlich eine Art Eroberungsrecht auf den Genius haben.

Nun habe ich es gewagt, mich unter die Zahl dieser pauci zu rechnen, nachdem ich wahrnahm, wie unfähig fast alle Welt, mit der man verkehrt, sich zeigt, wenn es gilt, Ihre Persönlichkeit als Ganzheit zu fassen, den einheitlichen, tiefethischen Strom zu fühlen, der durch Leben, Schrift und Musik geht, kurz, die Atmosphäre einer ernsteren nnd seelenvolleren Weltanschauung zu spüren, wie sie uns armen Deutschen durch alle möglichen politischen Miseren, durch philosophischen Unfug

und vordringliches Judentum über Nacht abhanden gekommen war. Ihnen und Schopenhauer danke ich es, wenn ich bis jetzt festgehalten habe an dem germanischen Lebensernst, an einer vertieften Betrachtung dieses so rätselvollen und bedenklichen Daseins.

Wie viele rein wissenschaftlichen Probleme sich mir durch den Hinblick auf Ihre so einsam und merkwürdig dastehende Persönlichkeit allmählich erklärt haben, möchte ich Ihnen lieber einmal mündlich sagen, wie ich es auch gewünscht hätte, alles was ich eben geschrieben habe, nicht *schreiben* zu müssen. Wie gern würde ich an dem heutigen Tage in Ihrer See- und Bergeinsamkeit erschienen sein, wenn nicht die leidige Kette meines Berufes mich in meiner Basler Hundehütte *) zurückhielte.

Schließlich habe ich noch die Bitte auszusprechen, der Frau Baronin von Bülow bestens empfohlen zu werden und mich selbst zeichnen zu dürfen

als Ihren treusten
und ergebensten Anhänger und Verehrer
Dr. Nietzsche
Prof. in Basel."

Mein Bruder schrieb an Erwin Rohde Anfang Juni 1869:

„... Sehr glücklich bin ich aber vornehmlich darüber, daß ich mit Richard Wagner auf das Allerbeste bekannt geworden bin und am zweiten Pfingsttage einen Mittag und Nachmittag auf seine Einladung in seinem allerliebsten Landhause zugebracht habe, zusammen auch mit der gescheuten Frau v. Bülow (Liszts Tochter). Letztere lud mich neulich auch zu Wagners Geburtstag ein, um ihm eine Überraschung zu machen: leider mußte ich „nein" sagen, als Dozent nach dem Standpunkte der Tugend. Wagner ist wirklich alles, was wir von ihm gehofft haben: ein verschwenderisch reicher und großer Geist, ein

*) Seine erste Wohnung, die er einige Wochen innehatte, war äußerst kläglich.

energischer Charakter und ein bezaubernd liebenswürdiger Mensch, von dem stärksten Wissenstriebe usw. Ich muß ein Ende machen: sonst singe ich einen Päan."

Richard Wagner an Friedrich Nietzsche:

Luzern, 3. Juni 1869.

„Geehrtester Freund!

Haben Sie — wenn auch etwas spät — großen und herzlichen Dank für Ihren schönen und bedeutenden Brief!

Hatte ich damals gewünscht, daß Sie mich besuchten, so wiederhole ich Ihnen heute eindringlich die frei gemeinte Einladung, welche ich bei unserm Abschied vor dem ‚Rößli' mündlich an Sie richtete.

Kommen Sie doch — nur mit einer Zeile vorangehender Meldung — zum Beispiel Sonnabend Nachmittag, bleiben Sie Sonntag, und kehren Sie Montag früh zurück; das vermag doch etwa jeder Handwerker, um so viel mehr doch ein Professor.

Sie steigen dann bei mir ab, und schlafen die beiden Nächte im Tribschener Fideikommißhaus.

Nun lassen Sie sehen, wie Sie sind. Viel wonnige Erfahrungen habe ich noch nicht an deutschen Landsleuten gemacht. Retten Sie meinen nicht ganz unschwankenden Glauben an das, was ich — mit Goethe und einigen andern — deutsche Freiheit nenne. —

Herzlichen Gruß von Ihrem ergebenen Richard Wagner."

Mein Bruder beeilte sich, dieser Einladung zu folgen. Er blieb bis Montag, wo er seiner Kollegien wegen sehr früh abreisen mußte. Später wurde ihm mitgeteilt, daß in der Nacht Wagner ein Sohn, Siegfried benannt, geboren worden war, was von Wagner und Nietzsche als glückliche Vorbedeutung für ihre Freundschaft betrachtet wurde. Nach diesem ersten Logierbesuch in Tribschen, schrieb er am 16. Juni an Erwin Rohde:

„.... Neulich habe ich indiskreter Weise eine schöne Stelle aus Deinen früheren Briefen über Wagner ihm selber vorgelesen: er war sehr gerührt nnd hat sich eine Abschrift ausgebeten. Mache ihm (und mir) doch bald das Vergnügen und schreibe ihm einen recht ausführlichen Brief. Du bist ihm durchaus kein Unbekannter mehr. Seine Adresse: „Herrn Richard Wagner in Tribschen bei Luzern." Ich habe neulich wieder zwei Tage bei ihm logiert und mich erstaunlich erquickt gefühlt. Er macht alles wahr, was wir nur wünschen konnten; die Welt kennt gar nicht die menschliche Größe und Singularität seiner Natur. Ich lerne sehr viel in seiner Nähe: es ist dies mein praktischer Kursus der Schopenhauerschen Philosophie. — Die Nähe Wagners ist mein Trost."

Drittes Kapitel.

Sommer 1869.

Friedrich Nietzsche an Erwin Rohde, 17. August 1869: „. . . . . . Dafür will ich Dir noch etwas von meinem Jupiter erzählen, von Richard Wagner, bei dem ich von Zeit zu Zeit aufatme und mich mehr erquicke, als sich meine ganze Kollegenschaft vorstellen kann. Das Menschenkind hat noch keine Orden und jetzt eben die erste Auszeichnung bekommen, nämlich die Ehrenmitgliedschaft der Berliner Akademie der Künste. Ein fruchtbares, reiches, erschütterndes Leben, ganz abweichend und unerhört unter mittleren Sterblichen! Dafür steht er auch da, fest gewurzelt durch eigene Kraft, mit seinem Blick immer darüber hinweg über alles Ephemere, und unzeitgemäß im schönsten Sinne. Da hat er mir kürzlich ein Manuskript gegeben ‚Über Staat und Religion', bestimmt als Memoire an den jungen Bayernkönig, von einer Höhe und Zeitentrücktheit, von einem Edelsinn und Schopenhauerischen Ernst, daß ich König zu sein wünschte, um solche Ermahnungen zu bekommen. Neulich habe ich ihm übrigens ein paar Stellen aus Deinen Briefen zugeschickt, für Frau von Bülow, die mich mehrfach darum gebeten hatte. Als ich das vorletzte Mal dort war, kam gerade in der Nacht meines Aufenthaltes ein kleiner Junge zur Welt, ‚Siegfried' zubenannt. Als ich das letzte Mal dort war, wurde Wagner gerade fertig mit der Komposition seines ‚Siegfried' und war im üppigsten Gefühl seiner Kraft. — Du willst ihm nicht schreiben? Du glaubst, er hat übergenug an entzückten Laien. Aber Du sollst auch

nicht als Musiker schreiben, sondern als gleichgestimmter ernster Mensch; von solchen hat er nur sehr selten eine Kundgebung und ist jedesmal wie über einen Fund glücklich. Du bist ihm auch bereits kein Fremder mehr."

Als die großen Sommerferien begannen, wünschte Wagner, daß mein Bruder den größten Teil derselben in Tribschen zubringe, was er aber nicht annahm. Wagner bemerkte zu gleicher Zeit ärgerlich und scherzhaft: „Der Professor macht sich rar." Wie liebenswürdig man trotzdem seine Exkursionen verfolgte, schilderte Frau Cosima Ende Juli 1869:

„Ihr leidiges Pilatus-Abenteuer haben wir in Wahrheit miterlitten. Nachdem wir Sonntag abends in Stanz-Stadt bei einem bäuerlichen Kegelschieben dekretiert hatten, daß Sie schönes Wetter haben würden, sind wir alle samt und sonders, Leute, Kinder und Alte mit wahrem Schreck am Montag aufgewacht. Von der Küche durch die Wohnungen bis zur Kinderstube ging es wie ein Lauffeuer: ‚was wird Professor Nietzsche anfangen?' Isolde kam zu mir und sagte: ‚aber Onkel Richards Herr ist da oben.' Das war Montag; am Dienstag, wie die Sonne strahlte, haben wir gemeint, Sie müßten da oben geblieben sein, und am Mittag haben wir Sie eigentlich erwartet. Nun lange, lange nachher ist uns eingefallen, daß Sie am Ende bestraft worden sind, weil Sie Tribschen so kärglich bedacht hatten und garnicht haben Ihre Pilatus-Partie um einen Tag verspäten wollen oder können. Strafe oder Schicksal, es bleibt abscheulich." Obgleich sich mein Bruder „rar gemacht" und um des Pilatus-Ausfluges willen sich allzufrüh von Tribschen entfernt hatte, wurde er doch sogleich wieder eingeladen. „. . . . Nun soll ich bei Ihnen anfragen, ob Sie gern nächsten Samstag und Sonntag auf Tribschen wieder zubringen? Das schlechte Wetter läßt sich hier leichter ertragen als auf dem Pilatus, und Sie wissen, daß Ihre Gegenwart stets erwünscht ist. Indem Ihnen Herr Wagner



Landhaus Tribschen bei Luzern

dieses versichern läßt, grüßt er Sie herzlich. Von Professor Brockhaus hatte er vorige Woche wirklich einen Brief, welcher die Abreise meldete und auch den möglichen Besuch auf Tribschen." Natürlich folgte mein Bruder dieses Mal, um Wagner nicht zu verletzen, der Einladung sogleich, und als bald darauf Professor Brockhausens (Schwager und Schwester Wagners), bei denen er Wagner kennen gelernt hatte, aus Leipzig nach Tribschen zu Besuch kamen, wurde er wiederum schleunigst herbeigerufen.

Richard Wagner an Friedrich Nietzsche:

Telegramm, d. 27. 8. 1869.

„Brockhausens speisen morgen (Samstag) 2 Uhr bei mir, bitte sehr um Ihre Gegenwart, wogegen gänzliche Freiheit für Sonntag Nachmittag verspreche. Wagner."

Jede Veranlassung benutzt Frau Cosima, um den Wunsch nach meines Bruders Besuch auszusprechen. Alle freuten sich, wenn er kam, selbst die Dienstboten. „Besuchen Sie Tribschen bald wieder, Sie wissen, Jakob tut alles ‚gern' und hoffentlich wissen Sie noch sicherer, wie Sie dem Meister und mir willkommen sind." So fuhr er sehr oft nach Tribschen und schreibt an Erwin Rohde am 3. September 1869: „Übrigens habe ich auch mein Italien, wie Du; nur daß ich mich dahin immer nur die Sonnabende und Sonntage retten kann. Es heißt Tribschen und ist mir bereits ganz heimisch. In letzter Zeit bin ich, kurz hintereinander, vier Mal dort gewesen, und dazu fliegt fast jede Woche auch ein Brief dieselbe Bahn. Liebster Freund, was ich dort lerne und schaue, höre und verstehe, ist unbeschreiblich. Schopenhauer und Goethe, Äschylus und Pindar leben noch, glaub es mir."

Aber mein Bruder war in Tribschen nicht nur der Empfangende, sondern er trug auch seine Welt mit dorthin. So schickte er seine Antrittsrede „Über die Persönlichkeit Homers" an Wagner, der ihm durch Frau Cosima schreiben ließ:

„. . . . Wir haben heute abend zwischen Goethe, Schiller und Beethoven Ihren Vortrag mit größtem Interesse gelesen und nun dürfen Sie nicht nur den großen Äschylos, sondern auch Ihren Homeros auf Tribschen suchen. Sie werden ihn lebend und nachhaltig wirkend dort finden. Herr Wagner läßt Ihnen dankend sagen, daß er mit allen Ihren Ansichten betreffs ästhetischer Fragen nur übereinstimmen könne, und gratuliert Ihnen in bezug auf den Gegenstand des Vortrags, das Problem richtig gestellt zu haben, was ja aller Weisheit Anfang und vielleicht Ende sei, und woran meistens garnicht gedacht wird. Soll ich diesem unbedingten freudigen Lob noch einiges Nebensächliche hinzufügen, so will ich Ihnen sagen, daß Ihre Nachempfindung des Goetheschen Kampfes und Ihre Berührung des Schillerschen Widerwillens gegen die ganze Frage mir als wichtige Momente derselben, sehr wohlgetan haben. Auch — um das Formelle nicht außer acht zu lassen — scheinen Sie mir mit wirklicher Kunst von den allgemeinen Fragen zu dem speziellen Gegenstand hinüberzugleiten und es ist Ihnen gelungen, mit großer Klarheit und Sicherheit eine schwierigste Frage in den Rahmen des Vortrags zu drängen. Ich kann mir denken, daß man Ihnen hinkend gefolgt ist, und daß bei dem Ausdruck: ‚wir haben ein Symbol in Händen' vielleicht selbst eine Art Verblüffung stattgefunden hat. Wollen Sie dieses Werkchen nicht drucken lassen? Wenn es auch nur für Tribschen wäre, und es findet gewiß noch viel andren guten Boden, auf welchen es dann fällt." —

So friedlich das Leben in Tribschen äußerlich dahinfloß, so gab es doch innerlich bei Wagner und Frau Cosima die schmerzlichsten Aufregungen. Sie hingen mit der Aufführung des Rheingold in München zusammen, die direkt gegen Wagners Wunsch und Willen in Szene gesetzt wurde und wobei das besonders Schmerzliche war, daß der König die Gründe Wagners, weshalb er sich gegen diese Aufführung stemmte,

nicht begriff. Wie Wagner an Cornelius schreibt „Der König liebt meine Musik, wie sie ihm vorgeführt wird, ist ganz gleich." Um diese unerwünschte Aufführung wob sich nun ein Netz peinlichster Vorgänge und Intrigen, sodaß am Schluß Wagner zu Cornelius bemerkte: „was wir alle erlitten und ertragen haben, übersteigt jede Vorstellung."

In dieser Zeit war mein Bruder für Wagner und Frau Cosima ein wahrer Trost, oder wie sich Wagner einmal so rührend ausdrückte „er wäre immer wie ein Bote aus einer besseren und reineren Welt zu ihnen gekommen." Im Anfang, als Wagner noch glaubte, daß wenigstens die von ihm nach München gezogenen Freunde die Aufführung leiten würden, wurde die Angelegenheit etwas milder betrachtet. Es kamen auch die Sänger, die Wotan, Loge und Alberich singen sollten, nach Tribschen und Wagner sang ihnen alles vor und gab ihnen auch mimisch die besten Ratschläge. Sehr ergötzt scheint er nicht von dieser Gesangsprobe gewesen zu sein, aber man meinte, daß das Orchester mit seinen 107 Mann von Hans Richter vortrefflich geführt, alles auf seine breiten Schultern nehmen würde. So ergab man sich darein, wenn auch mit stillem Gram, nahm sogar im Anfang noch an, daß es vielleicht gut sei, „daß dem Publikum fragmentarisch und verhüllt ein Gedanke offenbart würde, den es nicht ganz zu fassen geneigt und bestimmt wäre." Aber nun erhoben sich die heimlichen und nicht heimlichen Feinde Wagners in München mit allerhand Intrigen. Wenn ich mich recht erinnere, ging der Kampf besonders darum, daß Hans Richter nicht am Dirigentenpult stehen sollte. Zunächst wurde die Aufführung des Rheingold ad calendas graecas zurückgelegt, worüber man in Tribschen freudig aufatmete, aber wie Frau Cosima so richtig sagte „in Wagners Schicksal soll nichts halbweg gelind scheitern. Es muß alles jäh und niederschmetternd sein." Wagner fuhr heimlich nach München, um den Sekretär des Königs zu sprechen,

aber dieser versicherte ihm, wenn Wagner sich noch weiterhin gegen diese Aufführung stemme und nicht darauf verzichten wolle, Richter wieder als Dirigent an das Dirigentenpult zu bringen, es zu den allerübelsten Kämpfen und Schmähungen kommen würde. Darauf ließ Wagner der Sache ihren Lauf. Frau Cosima bemerkte in tiefster Ergriffenheit: „. . . . . Mit Ruhe würde ich diese Schändlichkeiten alle tragen, wenn nicht die Gesundheit des Meisters so furchtbar davon angegriffen würde. Und zwar ist es nicht, weil er sein Werk so schmählich preisgegeben sieht, sondern weil die letzte schöne Hoffnung seines Lebens in diesem Konflikt unwiederbringlich verloren gegangen ist! Sie werden mich verstehen; von einem ‚Bruch' weiß ich nichts — wohl aber von einem unheilbaren stummen Riß, von welchem der eine Teil nichts ahnt, den der andere aber um so wehmütiger empfindet. — — Nun soll er an seinem Siegfried weiter arbeiten! Immer noch baue ich auf unsere Tribschener Einsamkeit, um die erschütterten Lebenskräfte wieder zu beruhigen — — wenn nur einmal alles wieder schweigen wollte."

An allen diesen Kämpfen und tiefen Beunruhigungen nahm mein Bruder den innigsten Anteil, denn er wurde von Wagner sowohl als Frau Cosima in jeder Hinsicht ins Vertrauen gezogen. Als Wagner heimlich über Basel nach München fuhr, wurde er herbeigerufen und ihm vorher und nachher alle Einzelheiten mitgeteilt und ebenso als dann Hans Richter plötzlich ankam und die unglaublichsten Dinge von den Vorgängen und Intrigen, die in München alles in Aufregung brachten, erzählte. Später schreibt Frau Cosima, als die Aufführung nun wirklich stattgefunden hatte: „. . . . . Sie werden von Rheingold nun mehr erfahren haben als wie wir; es einigt sich alles Gedruckte darin, die Aufführung prachtvoll, das Werk aber unerträglich zu finden. Sie können sich denken, wie die innere Herzensstimmung trüb und melancholisch ist,

Gott sei Dank gewährt der Himmel Sonnesglanz und Wärme, und das hilft ein wenig. Hier ein kleines Gedicht, das der Meister am Morgen der Nachricht der für ihn so schmählichen ersten Aufführung entwarf:

Spielt nur ihr Nebelzwerge mit dem Ringe,
Wohl dien' er euch zu eurer Torheit Sold;
Doch habet acht: euch wird der Reif zur Schlinge;
Ihr kennt den Fluch: seht ob er Schächern hold!
Der Fluch, er will, daß nie das Werk gelinge,
An dem, der furchtlos wahrt des Rheines Gold.
Doch euer ängstlich Spiel aus Leim und Pappe
Bedeckt gar bald des Niblungs Nebelkappe."

Viertes Kapitel.

Spätherbst 1869.

In all den Stunden und Tagen weltentrückten Zusammenseins, in dem Miteinandertragen schwerer Erlebnisse war allmählich eine tiefe und enge Freundschaft zwischen Wagner, Frau Cosima und meinem Bruder entstanden. Frau Cosima schrieb in jenem Herbst: „Sie sind uns ein Tribschner, und bei der materiellen und moralischen Abgeschiedenheit unseres Hofs will das viel sagen." Diese Abgeschiedenheit veranlaßte nun auch, daß beide, Wagner sowohl als Frau Cosima meinem Bruder mancherlei Anfträge übergaben. So waren irgendwo diskrete Briefe Wagners ohne sein Wissen und seine Erlaubnis veröffentlicht worden; mein Bruder wurde gebeten, dagegen ein Inserat in eine der bekanntesten Zeitungen einzusetzen, daß jene Veröffentlichungen ohne des Meisters Wissen und Willen geschehen wären. Dann wurde er gebeten, ein Bild eines Onkels von Wagner in Leipzig ausfindig zu machen, an welcher Suche ich mich mit einer Nichte Wagners, Fräulein Doris Brockhaus, eifrig beteiligte, wozu mich mein Bruder dringend aufforderte. Er zitierte dafür eine Briefstelle von Frau Cosima: „Wollen Sie Ihrer Fräulein Schwester freundlichst für ihre bereitwillige Unterstützung in der Porträtangelegenheit danken, noch mehr aber für die gegen mich gehegte wohlwollende Gesinnung. In einem geprüften Leben weiß man solche Kundgebungen nach ihrem ganzen Werte zu schätzen. Ich weiß nicht, warum ich wegen dieses Bildes doch trotz aller Brockhausischen Kleinlauterei hoffnungsvoll



Richard Wagner
1869

gestimmt bleibe." Mein Bruder fügt hinzu: „Aber nun mußt Du auch etwas Reelles tun. Meinetwegen hinter dem breiten Rücken der Familie Brockhaus und Fräulein Doris." Das tat ich auch, und schließlich wurde das Bild gefunden.

Als nun aber Weihnachten nahte, wurde meinem Bruder eine Fülle von Aufträgen erteilt, und er besorgte den größten Teil der Tribschner Geschenke in Basel, nicht nur Dürersche Stiche, Antiquitäten und elegante Kunstsachen für den Haushalt, sondern auch Puppen, Puppentheater und anderes Kinderspielzeug. Frau Cosima äußert sich immer ganz beschämt, wenn sie mit neuen Bitten kommt, und behauptet, der Meister wäre entrüstet, daß sie meinen Bruder mit solchen Dingen quäle; sie findet den Mut zu ihren Bitten allein dadurch, daß sie ganz zu vergessen sucht, daß er Professor, Doktor und Philologe sei und sich nur seiner 25 Jahre erinnert. Im übrigen machte sie es ihm, mit Rücksicht auf sein unpraktisches Wesen, recht bequem: er sollte in den Läden nur Zettel mit den ausführlichen Beschreibungen abgeben. Aber so leicht nahm Fritz seine Aufgabe nicht, er warf nicht nur prüfende Blicke auf die Kunstgegenstände, Bücher und anderen Sachen, die er verstand, sondern auch auf das ihm so fern liegende Kinderspielzeug. Er hat z. B. bei den Figuren des Puppentheaters auszusetzen, daß der König zu wenig echt aussehe, und der Teufel nicht so schwarz sei, als es wünschenswert wäre; auch entwickelt er eine eigene Meinung über das Gewand eines Weihnachtsengels, das er in Basel nicht ganz dem im Himmel vorgeschriebenen Brauch entsprechend fand und deshalb aus Paris verschrieb.

Aber mit ungleich wichtigeren Aufträgen als Weihnachtseinkäufen wurde mein Bruder von Wagner betraut. Dieser schrieb damals an seiner Selbstbiographie, die als Manuskript in wenigen Exemplaren gedruckt werden sollte und legte die ganze Angelegenheit in die Hände meines Bruders.

Richard Wagner an Friedrich Nietzsche:

„Vortrefflichster Freund!

Ich begehe einen Akt des ausschweifendsten Vertrauens in Sie, indem ich Ihnen mit diesen Zeilen eine ziemliche Masse von Manuskript wertvollster Art, nämlich den Anfang meiner Diktate von meiner Lebenserzählung, zusende. Meine Absicht dabei ist zwiefach: — Ich wünsche, daß Sie diesen Teil durchlesen, damit wir — wenn Sie uns hoffentlich auf längere Zeit wieder besuchen — hier, bis wohin ich bei Pohls Besuch mit der Vorlesung gekommen bin, in Ihrer Gegenwart dann mit ähnlichen Vorlesungen fortfahren können. Zweitens aber wünsche ich, daß Sie noch vor Weihnachten etwa einen Bogen im Druck fertig machen lassen könnten, welchen ich dann unserer verehrten Freundin mit bescheren möchte. In diesem Betreff bin ich mit Ihren Vorschlägen gänzlich einverstanden. Es kommt nur darauf an, das Manuskript, wie es ist, zum Druck zu verwerten. Ich habe diese Diktate selbst bereits einmal ein wenig durchgenommen, um sie zu einer Kopie der Freundin für den König zurecht zu machen. Weitere Ausfeilungen behalte ich mir nun erst für die Korrektur vor, da sie doch dann erst mit der gehörigen Deutlichkeit eingetragen werden können. Eine Überschrift bekommt die erste Seite nicht weiter. Ich behalte mir dagegen es vor, über den Seiten etwa die Jahreszahl oder wohl auch paragraphistische Notizen eben in die Korrektur einzutragen. Ein Titel ist natürlich das letzte. Kleine Allotria am Rande (Data oder Diktattage usw.) fallen natürlich aus. Lateinischen Druck, alles nobel (wie der Berliner sagt). Das versteht sich.

5 Exemplare auf schönes Velinpapier abgezogen; 10 dito auf gutes Schreibpapier — dies wäre alles, was hiervon zutage gefördert werden soll. — Sie würden natürlich dem Buchdrucker immer nur das knapp nötige Manuskript zustellen. —

Was meinen Sie zum Anfang? —

Sehen wir Sie nicht vor Weihnachten? —

Heute haben wir Schnee, was sich recht gut ausnimmt. Im Ganzen tauge ich nicht übermäßig viel: katarrhalische und Unterleibsleiden greifen oft in meine Nornenweberei ein. Doch geht's manchmal auch gut, und mein Vorsatz, ein sehr hohes Alter zu erreichen, ist bereits unerschütterlich geworden. Das wird dann noch viel Buchdruckerkosten verursachen!

Allerschönste Grüße!

Ihr

Tribschen, 3. Dez. 1869. RW."

Richard Wagner an Friedrich Nietzsche:

„Teuerster! Sie haben gut griechisch reden — ich habe erst noch Übersetzungswust um mich! — Daß wir einen Romanen zum Setzer haben, läßt sich übrigens auch merken. Ich bedaure, verehrter Freund, daß Sie mit Korrekturen usw. vermutlich unerwartete Bemühungen erhalten. Ich schicke die erste Korrektur ausdrücklich wieder mit zurück, damit man sehe, wie nachlässig diese von seiten des Setzers revidiert war.

Schönen Dank für die Transparente über dem Text; ein paar mal glaubte ich ändern zu müssen. Die Jahreszahlen oben — gut! —

Die Chiffre erwies sich gut gedacht, aber nicht als stichfähig. Dafür hier das Wappen. (Vortrefflicher Einfall!) Wird natürlich vergrößert? Die Leute sollen nur mit der Bogennummer immer auch die Nummer des Bandes (I. B.) unten geben. — Nun, das Alles wird ja nächstens bereits recht mühelos abgehen.

Sie sind doch vermutlich nicht Abonnent der N. Zeitschr. f. M.? Soll ich Ihnen die Nummern mit meinem Aufsatze schicken? Ein Wink! — Das Ganze soll noch als Broschüre erscheinen; und gedenke ich als solche es der Berliner Akademie zuzuschicken. —

Im Ganzen nicht recht auf dem Zeuge, — Föhn, — u. dgl. — doch geschieht immer etwas —.

Sie bleiben doch jedenfalls bis zu Neujahr hier? Darauf wird sehr bestimmt gerechnet. Rüsten Sie sich mindestens wie Falstaff zu seinem Kriegszuge. Müssen Sie denn auch gerade erst Freitag um 3 Uhr kommen? — Nun, nun! Ich will nicht zanken. —

„Lobet Gott den Herrn!"

Besten Gruß!

Luzern, 19. Dez. 1869.

Ihr
Richard Wagner."

Hier (bitte!!) an
Bonfantininini!

Zum Weihnachtsfest 1869 wurde mein Bruder so dringend wie möglich, wie wir schon aus Wagners Brief sahen, nach Tribschen eingeladen. Auch Cosima telegraphierte: „Wir erwarten Sie Freitag nachmittags. Alles angekommen. Marionetten himmlisch. Grüße und Dank. Cosima." Mein Bruder hatte allerhand sinnige Weihnachtsgeschenke vorbereitet. Nach einem kleinen Bild Schopenhauers, das ihm einer von dessen Freunden geschickt hatte, ließ er eine große künstlerische Photographie bei dem guten Naumburger Maler und Photographen Gustav Schultze als Weihnachtsgeschenk für Richard Wagner anfertigen. Auch der geschnitzte Rahmen mit dem Wappen Wagners wurde in Naumburg gearbeitet. Ich wurde sehr gelobt, als dies alles zu meines Bruders Zufriedenheit ausfiel. Selbst für die Kinder, deren großer Liebling „Herr Nü — — — tzsche" war, fand er allerhand Gaben, sie zu erfreuen, worüber ich mich sehr amüsierte, denn bis dahin hatte er sich nicht sehr darum gekümmert, was den Wünschen so kleiner Mädchen entsprechen könnte. Das alte, trauliche Landhaus Tribschen verwandelte sich in den Festtagen in ein liebliches Weihnachtsmärchen, in dem die beseligten Kinder mit

Wonne und die Erwachsenen mit rührender Wehmut Raum und Zeit vergaßen. Man beschenkte sich gegenseitig mit allerhand Schönem und Sinnigem und was dem Herzen besonders wertvoll war. Frau Cosima erhielt von meinem Bruder einen sehr schönen Privatdruck seiner schon früher erwähnten Antrittsrede über die Persönlichkeit Homers, die aber im Druck den Titel: „Homer und die klassische Philologie" bekommen hatte.

Man richtete für ihn in Tribschen zwei Zimmer behaglich ein; der kleine Salon wurde ihm zu Ehren „die Denkstube" genannt. Auch erlaubte man ihm, sich zurückzuziehen, um seine eignen Studien zu verfolgen; aber im Allgemeinen hatten Wagner und Frau Cosima keine Vorstellung, wieviel Zeit mein Bruder ihnen widmete, — nicht nur durch die mancherlei Anforderungen und aller Art Besorgungen, sondern auch dadurch, daß sie in der freundlichsten Absicht über seine einzigen freien Tage disponierten und ihn so oft in Tribschen haben wollten. Dazu kam, daß Wagner beim Druck der Autobiographie ihm im Anfang die Hauptarbeit überließ, da er mit dem italienischen Drucker zunächst nicht recht ins Einverständnis kam. Man muß bedenken, daß mein Bruder durch sein neues Amt mit lauter neuen Kollegien und die ihn immer bewegenden Privatarbeiten schon über die Maßen angestrengt wurde, sodaß nur jemand, dem die Arbeit ein Spiel war wie ihm, allen diesen Anforderungen genügen konnte. Das ist das einzige gewesen, worüber mein Bruder sich damals ein wenig beklagte, daß Wagner und Frau Cosima keine Vorstellung davon hatten, welche Arbeitslast auf ihm lag. Aber seine Verehrung für den Meister und Frau Cosima war so grenzenlos, daß er alle Beschwerden mit freudiger Aufopferung trug und sich sogar freiwillig zu allerhand neuen Belastungen erbot.

Fünftes Kapitel.

Winterliche Erlebnisse.

(Januar—März 1870.)

Das neue Jahr begann für meinen Bruder mit sehr viel Arbeit, denn er hatte sich für den 18. Januar und 2. Februar zu zwei Vorträgen „Das griechische Musikdrama" und „Sokrates und die Tragödie" verpflichtet. Wie ich schon erwähnte, hatte ihm Tribschen so viel von seiner freien Zeit zwischen den Anforderungen seines Amtes weggenommen, daß er sich nun mit dem größten Eifer auf die Vorbereitung zu den zwei Vorträgen stürzen mußte. Darüber verzögerte sich sein Dankesbrief nach dem Aufenthalt in Tribschen, worüber sich Wagner mit Befremdung ausdrückte.

Richard Wagner an Friedrich Nietzsche:

„Mein lieber Freund!

Ihr Schweigen befremdet mich: doch werden Sie hoffentlich die Befremdung zerstreuen. —

Für heute — beiläufig -- ein Anliegen!

Aus den Briefen meiner Familie aus alter Zeit, welche mir als Weihnachtsgeschenk zukamen, ersah ich einen chronologischen Fehler in meiner Biographie. Hoffentlich ist der erste Bogen noch nicht definitiv abgezogen, und dann bitte ich Sie (außer einigen restierenden Setzfehlern, welche Sie bei einer geneigten abermaligen Durchlesung des Bogens leicht finden werden) die chronologischen Angaben über den Seiten zu berichtigen.

Jetzt seien Sie mir hierüber nicht bös! —

Ich wollte Ihnen — als Zurückgebliebener — eigentlich nichts von mir eher melden, als bis Sie, der Fortgegangene, sich vernehmen ließen. Aber da nun die Chronologie es so gefügt hat, will ich Ihnen noch zum Überfluß melden, daß auf Tribschen alles ein wenig auf der Nase liegt. Husten, Schnupfen, Katarrh — oder wie es geschrieben wird? — strecken alles darnieder. Nun habe ich die Nornen wieder aufgenommen. Auch hat sich der König wieder — in seiner wild gewohnten Weise — vernehmen lassen; — es ist möglich, daß ich dieses Jahr in München Rheingold und Walküre aufführe: daß alles geschieht, wie ich es will, ist aber nicht wahrscheinlich. So steht dieses.

Aus Berlin kam die akademische Bestallung: ich meldete Jakob, daß er nur solche zu empfangen habe, welche nach dem „Herrn ordentlichen auswärtigen Mitgliede R. W." frügen. Dies mein neuester Titel.

Nun aber kein Wort weiter, denn Sie sind mir bedenklich geworden.

Ihr

Tribschen, 14. Jan. 1870. RW."

Wie man sich denken kann, antwortete mein Bruder umgehend und es scheint, daß wenigstens Wagner eine leise Ahnung bekam, daß man meinem Bruder in Hinsicht auf zeitraubende Ansprüche nicht zu viel zumuten dürfte. Frau Cosima dagegen hatte es, wie es scheint, noch nicht recht verstanden, wenigstens schreibt sie: „... Ich habe Ihnen nicht gezürnt, aber ich möchte jetzt damit den Anfang machen, denn ich war wirklich in Sorge Sie seien krank; ich bin aber zu wohl zufrieden mein immerwährendes Mißtrauen gegen das Schicksal unbegründet zn sehen, um mir diese Zufriedenheit irgendwie zu verderben. Auch hat mir der Meister gesagt wie Sie zu tun haben." Aber Wagner schrieb versöhnt und verständnisvoll:

„Liebster Unbedenklicher!

Es gibt Leute, die immer noch etwas bedenklich sind. Das wird sich finden. Für jetzt wünsche ich Ihnen allerhand gute Entbindungen und übermache Ihnen auch, zur Stillung der Wehen, die beiden neuesten Nummern „Über das Dirigieren“.

Das Wappen ist sehr gut ausgefallen, und wir haben allen Grund Ihnen bestens für die hierauf verwendete Sorgfalt zu danken. Nur ist mir gerade hierbei wieder mein alter Einwurf gegen den Geier aufgestiegen, welcher von jedem gewiß zunächst für einen Adler genommen wird, bis ihm aus der Naturgeschichte erklärt ist, daß es einen „Mönchsgeier“ gibt, welcher dem Adler sehr ähnelt. Da es nun aber — der Beziehung wegen — gerade darauf ankommt, daß sogleich recht bestimmt eben der „Geier“ erkannt wird, bitten wir Sie den Graveur zu vermögen, daß er — mit Hilfe des ersten besten Bildes solch einer Bestie, unserem Vogel noch die charakteristische Geier-Krause umhänge. Das wird zwar ohne einige Veränderung des Halses nicht gut abgehen, aber vielleicht gelingt es doch.

Mit dem Papier bin ich ganz einverstanden für alle Exemplare, von denen wir doch im ganzen nur

Zwölf

abziehen lassen wollen. Ich finde, es ist dies für meinen Zweck gerade genug, da ich, neben der Sorge für die Erhaltung dieser Diktate nur noch die der Verhütung jedes Mißbrauches derselben haben kann. Diese 12 Exemplare sollen dann eben etwas zu bedeuten haben. —

Hier ist jetzt nichts wie Katarrh und Grippe heimisch; feige Witterung, mit einer Atmosphäre wie eine schlechtgelüftete Bauernstube. Mit dem Arbeiten geht es trübe und langsam.

Mit meinem jungen Monarchen bin ich wieder in Not: ich verhoffe nichts Gutes und besorge wieder großen Ärger erfahren zu müssen. Die Akademie hat geschickt — das wissen Sie wohl schon? Dafür soll ihr auch das „Dirigieren“ nicht dediziert werden.

Im übrigen verhoffe ich eine baldige und befriedigende Ordnung manches schwierigen Verhältnisses, über welches wohl selbst „die Welt" nicht lange mehr den Kopf zu schütteln haben wird. Einstweilen hilft wieder Platon: gestern beendigten wir den Theatetos. Dem Sokrates-Euripides werden wir demnach im Februar näher in das Gesicht sehen: herzlich freue ich mich darauf. — Also gutes Mutes, wer ein echter preußischer Kavallerist ist!

Herzlichen Gruß

Ihr

Tribschen, d. 16. Jan. 1870. RW."

Die von Wagner erwähnte Zeichnung seines Wappens, die nach dem Vorschlag meines Bruders als Titelvignette dienen sollte und der Halskrause des Geiers noch entbehrte, sah damals so aus:



Auch ich wurde von meinem Bruder gebeten mich an der Suche nach einer guten Abbildung eines Geiers zu beteiligen, wobei ich mich garnicht beruhigen konnte, weshalb es nicht ein Adler sein durfte, der das Wappen hielt. Später teilte mir mein Bruder mit, daß Wagner seinen Stiefvater Geyer als seinen wirklichen Vater bezeichnete. Da diese Angelegenheit jetzt in breitester Öffentlichkeit verhandelt wird, so darf ich diesen Ausspruch erwähnen, zumal mein Bruder im „Fall Wagner" darauf anspielte. Übrigens war der Stiefvater Geyer ein vortrefflicher, sehr begabter Mann; er malte, dich-

tete (sein „Bethlehemitischer Kindermord" ist ein amüsantes Lustspiel) und soll auch sehr musikalisch gewesen sein. Durch genaue Nachforschungen ist jetzt festgestellt, daß sein Vater Organist in Eisleben war.

Die nächsten Korrekturen seiner Autobiographie schickte Wagner noch meinem Bruder zur Weiterbesorgung an den italienischen Drucker Bonfantini (Wagner pflegte noch ein oder zwei „ni" anzuhängen). Später aber empfand er doch, daß es meinem Bruder zu viel zugemutet war und versuchte dann direkt dem Drucker seine Anweisungen zu geben.

Richard Wagner an Friedrich Nietzsche:

„Freund! Beschwere ich Sie mit diesen Korrektur-Besorgungen nicht zu sehr?

Ich schicke das heutige Specimen doch lieber durch Sie an Herrn Bonfantinini, als direkt an diesen, weil mir an der Einschärfung gewisser Korrekturen (oder Abänderungen) für die Herstellung liegt, und ich mit diesen welschen Druckern und Setzern noch nicht recht vertraut mich dünken kann, — das wird sich alles nun nächstens wohl machen! —

Ihre Vorlesung vor den „Müttern" hat mich sehr gegruselt. Trösten Sie sich mit dem, der sein lebenlang mit den „Vätern" zu tun hat, denen er nun schon einige Zeitlang Allerhand unnützerweise zum Besten gibt.

Lassen Sie bald wieder hören

Ihren ergebenen

Ich arbeite ziemlich gut! RW."

27. Jan. 1870.

Die beiden Vorträge über „Das griechische Musikdrama" und „Sokrates und die Tragödie", die, wie mein Bruder schrieb, er vor den „Müttern" gehalten hatte, wurden sogleich im Manuskript nach Tribschen geschickt, wo sie ziemliche Aufregung verursachten. Mein Bruder entwickelte darin zum

ersten Male etwas ausführlicher und präziser als im Gespräch seine Gedanken über die Vernichtung der alten dionysischen Tragödie durch den Geist des Sokrates und Euripides. Wagner schrieb ausführlich über den Eindruck, den er empfangen hatte.

Richard Wagner an Friedrich Nietzsche:

„Teuerster Herr Friedrich!

Gestern abend las ich der Freundin Ihre Abhandlung vor. Darnach hatte ich sie längere Zeit zu beruhigen: Sie waren ihr mit den ungeheuren Namen der großen Athener in überraschender Weise modern umgegangen; ich selbst glaubte sie daran erinnern zu müssen, daß das Vorlesungs- und heutige elegante Buchschreibungswesen den gebräuchlichen Ausdruck gelegentlich der Besprechung unsrer großen antiken Muster herabgedrückt und auf ein Niveau mit der Weise der Abfertigung dezidiert moderner Erscheinungen gebracht habe. (Mommsens — Cicero als Feuilletonist mußte dabei auftauchen.) Das ward denn bald als aus einer Schwäche der Zeit fließend begriffen und entschuldigt. Ich für mein Teil empfand zumeist einen Schreck über die Kühnheit, mit welcher Sie so kurz und kategorisch einem vermutlich nicht eigentlich zur Bildung aufgelegten Publikum eine so neue Idee mitteilen, daß man zu Gunsten Ihrer Absolution nur auf das gänzliche Unverständnis derselben von jener Seite zu rechnen hat. Selbst in meine Ideen Eingeweihte dürften wieder erschrecken, wenn sie mit diesen Ideen in Konflikt mit ihrem Glauben an Sophokles und selbst Aischylos gerieten. Ich — für meine Person — rufe Ihnen zwar zu: so ist es! Sie haben das Rechte getroffen und den eigentlichen Punkt auf das Schärfste genau bezeichnet, so daß ich nicht anders als verwunderungsvoll Ihrer ferneren Entwicklung, zur Überzeugung des gemeinen dogmatischen Vorurteils, entgegensehe. — Doch habe ich Sorge um Sie, und wünsche von ganzem Herzen, daß Sie sich nicht den Hals brechen sollen. Deshalb möchte ich Ihnen raten, diese sehr

unglaublichen Ansichten nicht mehr in kurzen, durch fatale Rücksichten auf leichten Effekt es absehenden Abhandlungen zu berühren, sondern wenn Sie so tief — wie ich es erkenne — davon durchdrungen sind, sich zu einer größeren umfassenderen Arbeit darüber sammelten. Dann werden Sie gewiß auch das richtige Wort für die göttlichen Irrtümer des Sokrates und Platon finden, welche so überwältigend schöpferischer Natur waren, daß wir, obwohl uns von ihnen bekehrend, sie doch anbeten müssen. O Freund! Wo die hymnischen Worte hernehmen, wenn wir aus unsrer Welt auf jene unbegreiflich harmonischen Wesen blicken! Und wie hoch dann wieder von uns selbst denken und hoffen, wenn wir tief und klar fühlen, daß wir etwas können sollen und müssen, was jenen versagt war! —

Vor allen Dingen hoffe ich ganz bestimmt, daß Sie über meine Meinung in Betreff Ihres Sokrates und and. nicht in Ungewißheit sind, denn ich sagte Ihnen soeben, wie ich darüber denke. —

Tribschen 4 Febr. 1870. Ihr

RW."

Frau Cosima war bedeutend aufgeregter als Wagner und schrieb unter dem ersten Eindruck: „Alles Bedeutende ist unbequem', diesen Goetheschen Satz habe ich neulich bei der Anhörung Ihres Vortrages erlebt, lieber Herr Professor. Der Meister wird Ihnen gesagt haben, in welche Aufregung ich dabei geraten bin und daß er den ganzen Abend über mit mir das Thema hat ausspinnen müssen. Denn berührte mich Ihre Grundanschauung von vornherein sympathisch, ja selbst heimisch, so war mir die Kühnheit und Schlichtheit, mit welcher Sie sie durchführen, zuerst ganz überraschend; und bei einzelnen Sätzen (wie daß der Verfall der griechischen Tragödie mit Sophokles, ja mit Aischylus beginnt, und über die Form der Platonischen Gespräche) mußte mir der Meister beweisen, wie recht sie haben. Was mich aufregte, war auch nicht das, was Sie sagen und wie Sie es sagen, sondern die Kürze, in welcher

Sie genötigt waren, die tiefsten und weitgehendsten Probleme aufzustellen, was den Zuhörer zu einer gewaltigen Mitarbeiterschaft auffordert, ein immerhin aufregender Zustand. Wie ich nun beinahe jeden Satz mit dem Meister durchgenommen und alles nach genauer Prüfung sich als vollständig richtig ergeben hatte, habe ich gestern für mich Ihre Arbeit noch einmal gelesen und habe sie ruhig auf mich wirken lassen. Und diesmal war der Eindruck ein sehr großer und schöner; hatte mich Ihre Sicherheit zuerst förmlich geängstigt, so waltete sie jetzt ungemein befriedigend, indem ich in ihr die große Prägnanz eines mächtigen Eindruckes erkannte; die fernen Genien, denen ich nur mit ehrfurchtsvoller Scheu mich genaht, und deren Stimmen wie die der Propheten und hohen Priester vernommen hatte, waren mir plötzlich individualisiert, und das große Schicksal der griechischen Kunst ging in seiner erhebenden Tragik an mir vorüber."

Die Antwort meines Bruders auf die beiden aufgeregten und aufregenden Briefe Wagners und Frau Cosima scheint besonders schön ausgefallen zu sein, denn Wagner antwortet ganz ergreifend darauf. Wie traurig, daß man nicht weiß, was mein Bruder geschrieben hat und in Wahnfried dieser herrliche Brief vernichtet sein soll.

Richard Wagner an Friedrich Nietzsche:

„Lieber Freund!

Es ist doch gut, wenn man sich solche Briefe schreiben kann! Ich habe jetzt niemand, mit dem ich es so ernst nehmen könnte, als mit Ihnen — die Einzige ausgenommen. Gott weiß, wie ich es sonst anfange! Wenn ich, so recht vom Unmut zernagt, schließlich doch immer wieder auf meine Arbeit zurückkomme, muß ich wohl öfters besonders guter Laune werden, weil ich es wirklich kaum begreifen kann und darüber dann lachen muß. Die Erkenntnis des Grundes hiervon geht mir dann wohl auch blitzartig auf, nur fühle ich dann sogleich, wollte ich ihr nach-

hängen, um sie ganz in das „sokratische Wissen" umzusetzen, ich grenzenlos viel Zeit haben und nichts Besseres vorhaben müßte: denn — das Wissen solcher Gründe anderen begreiflich zu machen, erfordert mindestens die Verzichtleistung auf alles Schaffen. Da ist nun aber Teilung der Arbeit gut. Sie könnten mir nun viel, ja ein ganzes Halbteil meiner Bestimmung abnehmen. Und dabei gingen Sie vielleicht ganz Ihrer Bestimmung nach. Sehen Sie, wie elend ich mich mit der Philologie abgefunden habe und wie gut es dagegen ist, daß Sie sich ungefähr ebenso mit der Musik abgefunden haben. Wären Sie Musiker geworden, so würden Sie ungefähr das sein, was ich geworden wäre, wenn ich mich auf die Philologie obstiniert hätte. Nun liegt mir aber die Philologie — als bedeutungsvolle Anlage — immer in den Gliedern, ja sie dirigiert mich als „Musiker". Nun bleiben Sie Philolog, um als solcher sich von der Musik dirigieren zu lassen. Was ich hier sage, ist ernstlich gemeint. Das habe ich von Ihnen selbst, wie unwürdig der Kreis ist, in welcher solch ein Fach-Philolog sich heute herumdrehen kann, — und von mir werden Sie kennen gelernt haben, in welchem Zahlenkram im Grunde ein absoluter Musiker (besten Falls!) jetzt sich vertut. Nun zeigen Sie denn, zu was die Philologie da ist und helfen Sie mir, die große „Renaissance" zustande bringen, in welcher Platon den Homer umarmt, und Homer, von Platons Ideen erfüllt, nun erst recht der allergrößte Homer wird. —

Das sind nun so Gedanken, die mir ankommen, aber — hoffnungsvoll, seit ich Sie lieb gewonnen habe, und nie so klar — und (wie Sie sehen) zur Mitteilung bestimmend — als seit Ihrer Vorlesung von den „Centauren" *). Seien Sie also

*) Der Ausdruck „Centaur" für eine Vorlesung meines Bruders bezieht sich auf eine seiner Bemerkungen: „Wissenschaft, Kunst und Philosophie wachsen jetzt so sehr in mir zusammen, daß ich jedenfalls einmal Centauren gebären werde."

nicht unsicher über den Eindruck, den mir diese Arbeit gemacht: er hat mir einen tiefen ernstlichen Wunsch erweckt. Den werden Sie verstehen: denn wenn er nicht Ihr eigener ist, werden Sie ihn auch nicht erfüllen können. —

Aber schwatzen wollen wir etwas darüber. Darum denke ich — kurz und gut — Sie kommen nächsten Samstag nach Tribschen: die Schlafstube, die „Gallerie" — ist da, „der Rauchfang ist Dir auch gewiß" — also: auf Wiedersehen! —

Von Herzen

Ihr

R. W."

Nicht nur Wagner, sondern auch Frau Cosima gab meinem Bruder den wohlgemeinten Rat aus der Abhandlung über Sokrates und die griechische Tragödie ein größeres Buch zu machen, über welchen Rat mein Bruder ein wenig lächelte, denn schon seit „Jahren gärten in ihm eine Fülle von ästhetischen Problemen und Antworten", und er hatte die Gelegenheit öffentlicher Reden nur benutzt, um kleine Teile des großen Stoffes auszuarbeiten, der in einem umfangreichen Buch über die Griechen dargestellt werden sollte. Es ist sehr bezeichnend, daß Wagner trotz des innigen Verkehrs mit meinem Bruder sich dem Irrtum hingeben konnte, als ob die kleinen Vorträge gewissermaßen nur erste Aperçus wären, daß er nicht begriff, wie sie nur das kleine Stück eines Gesamtergebnisses sein konnten, das durch jahrelange Studien und viele verborgene Gedankenarbeit vorbereitet sein mußte. Auf ähnliche Irrtümer sind später auch andere Leute verfallen, da mein Bruder, so beredt er im täglichen Verkehr war, mit seinen großen neuen Gedanken und Plänen erst hervortrat, wenn sie in der Stille reif geworden waren. Ob er sich auf den Vorschlag Wagners hin: seine neuen Ideen zu einem Buche zu vereinigen, über seine innersten Pläne ausgesprochen hat, oder ob er es noch

zu früh fand, kann ich leider nicht mehr feststellen, da ja auch hierfür seine Briefe an Wagner fehlen.

Übrigens hatte das Erstaunen und die Freude über die Neuheit und Kühnheit der Gedanken in meines Bruders Schriftchen eine erfreuliche Rückwirkung; Frau Cosima schreibt: „Ihre Sendung und die Beschäftigung damit bezeichnet eine Wendung der Stimmung auf Tribschen. Wir waren so trübgemut, daß wir selbst nichts mehr abends lasen; die Wallfahrt, die wir durch Sie zu den schönsten Zeiten der Menschheit unternehmen mußten, hat so wohltätig auf uns gewirkt, daß am andren Morgen der Meister seinen Siegfried mit Begleitung der keckſten und übermütigsten Violinfigur auf dem Rhein sein heiteres Thema blasen läßt, welches vernehmend die Rheintöchter freudig hoffend breit und stark ihr Motiv erklingen lassen. (Ouvertüre zu der Götterdämmerung nach Brunhildens und Siegfrieds Abschied.)"

Mein Bruder erwähnte später noch öfter die Aufregung und den tiefen Eindruck, den auf Wagner und Frau Cosima seine neuen Einsichten in das Wesen des Griechentums gemacht hätten. Zwei Menschen von solcher hohen Intelligenz wie die beiden genannten, fühlten sogleich heraus, daß sich hier etwas Neues uud Überwältigendes ankündigte. War doch mein Bruder der erste, der durch die Entdeckung der wahren Bedeutung des Dionysischen als einer Gegenkraft des Apollinischen uns einen Blick in den tiefsten Untergrund der griechischen Seele gestattete.

Das „Trübgemute", wovon Frau Cosima oben schreibt, wurde hauptsächlich durch die in München geplante Aufführung der Walküre veranlaßt, auf welche der junge König durchaus bestand, da er offenbar Wagners Gegengründe nicht verstehen konnte. Wagner war König Ludwig II. außerordentlichen Dank schuldig, denn nur seiner großmütigen Freigebigkeit verdankte er es, daß er zum erstenmal in seinem Leben

ohne Geldsorgen an seinem großen Lebenswerk schaffen konnte; deshalb war er genötigt, die Aufführung der Walküre in München zuzulassen, obgleich sich die Theaterintendantur in keiner Weise nach seinen Wünschen richtete. Er schreibt an Klindworth: „Dieses wäre denn der Preis, um welchen ich mir so viel bürgerliche Ruhe erkaufe, um wenigstens die Komposition meiner Werke ausführen zu können.“ Aber es war für Wagner ein tiefer Schmerz, und er fand die kräftigsten Worte, um die Aufführung in München zu kennzeichnen. Wie sehr er darunter litt, kann man daraus ersehen, daß er es allen seinen Freunden und Bekannten, die zu dieser Aufführung nach München fuhren, außerordentlich übelnahm; zum Beispiel auch Franz Liszt, der sich mit einem Schwarm von Verehrern dorthin begab.

Auch die Meistersinger-Aufführungen in Wien und Berlin bereiteten keine Freude, obgleich die in Berlin bessere Aussichten bot als die Wiener, da es dort einflußreiche Gönner und Gönnerinnen gab; z. B. erklärte die Ministerin von Schleinitz, „daß sie für die Meistersinger-Aufführung leben und sterben wolle“. In Wien hatte sich nach dem Ständchen Beckmessers ein intensives Zischen erhoben; man hatte nämlich vorher verbreitet, daß Wagner damit ein altes Lied des jüdischen Ritus hätte persiflieren wollen. Überhaupt waren die Kritiken in Wien, trotz eines nicht zu leugnenden großen Erfolges, sämtlich ungünstig, und als der eine Kritiker seinen Bericht damit anfing, „er wolle nun einmal die objektive Wahrheit feststellen, es sei genug gelobhudelt worden,“ so fragte man in Tribschen ganz erstaunt: „Wo denn?“ Die Aufführung in Berlin wurde in der Tat ein großer Triumph, wie sowohl die Ministerin von Schleinitz nach Tribschen als auch meines Bruders nächster Freund, Freiherr von Gersdorff, nach Basel berichtete, obgleich der Regisseur Hallwachs von „kolossalen Mängeln der Aufführung“ schrieb. Auch in der

A. A. Z. gab es einen Bericht, daß der Sieg „der Meistersinger“ entschieden sei. Von Tribschen schrieb man, daß dieser Bericht dadurch interessant wäre, „daß 1. die blonden Germanen darin verhöhnt würden, und 2., daß man feststellte, die Meistersinger seien aus Überhebung geschrieben und wären eine oratio pro domo gegen Zeitungsrezensenten, daß sie aber schließlich doch für ein Meisterwerk erklärt würden“.

Auch noch andere große und kleine Unannehmlichkeiten hatte der Winter gebracht. Eine davon war die Verlobung jener schon erwähnten Nichte Doris Brockhaus mit einem Herrn Richard Wagner. Allgemein, mit Ausnahme der Vertrautesten, nahm man nun an, daß sich Wagner mit seiner Nichte verlobt hätte, und Wagner erhielt wohlgemeinte Gratulationen, mein Bruder aber neugierige Anfragen. Das gab nun Ärgernisse und Konfusionen. Bald darauf starb jener Bräutigam namens Richard Wagner ganz plötzlich, wodurch beinah wiederum die größten Mißverständnisse entstanden wären. Richard Wagner stand eben Zeit seines Lebens im Mittelpunkt des Interesses und leider auch des Klatsches. Mein Bruder nahm sich alle diese Dinge sehr zu Herzen, und wo er eingreifen und Unangenehmes verhüten konnte, tat er es und konnte sich in seiner Fürsorge für den Meister gar nicht genug tun.

Immer drangen von außen Kämpfe und Angriffe in den stillen Frieden von Tribschen. Frau Cosima war auf das Rührendste besorgt, von Wagner alle Unannehmlichkeiten abzuwehren und ihm eine freudige Stimmung zu verschaffen, in welcher er sich zum Schaffen an seinem großen Nibelungenwerk und der Autobiographie angeregt fühlte. Auch die fünf Kinder Daniella, Blandine, Isolde, Eva und Siegfried halfen ihr „unbewußt“ dabei, im Haus eine frohe Stimmung hervorzurufen, denn sie waren außerordentlich lieblich und voller schalkhafter Einfälle, die Wagner großes Vergnügen berei-

teten; — meinem Bruder aber auch, weshalb ihm viele der köstlichen Kindergeschichtchen mitgeteilt wurden, zu welchen besonders Isolde und Eva reizendes, auch ihn betreffendes Material lieferten. Die Kinderschar nahm lebhaftes Interesse an ihm, besonders die kleine Eva, die ihm sehr zugetan war, pflegte allerhand erfundene Geschichten vom „guten Herrn Nützsche" zu erzählen und nannte ihn zur Abwechslung auch mal „guter Herr Fressor". „Nein", belehrte Isolde, „Professor, nicht Fressor, er freßt ja niemand". Auch für sein körperliches Wohl war die reizende kleine Eva sehr besorgt. Mein Bruder lebte in jener Zeit als Vegetarianer und aß nichts als eine Suppe, Gemüse, Brot, Milch, Weintrauben, Früchte, wobei sich bei den Mahlzeiten Eva sehr betrübte, daß er kein Fleisch aß und der Teller vom „guten Herr Nü — — — tzsche" leer blieb; sein Name wurde von den Kindern immer sehr lang gezogen. Wagner machte die kräftigsten Versuche, meinen Bruder vom Vegetarismus abzubringen, und Frau Cosima fügte gleichfalls eifrige Ermahnungen hinzu, von dieser Ernährung abzulassen, schon um „Evas Kummer" willen. Er kehrte auch allmählich zur gewohnten Kost zurück; ob er es Wagner oder der kleinen Eva zuliebe tat, weiß ich nicht.

Sechstes Kapitel.

Wagners Geburtstag.

April — Juni. 1870.

Anfang April 1870 wurde mein Bruder zum ordentlichen Professor der klassischen Philologie von seiner Fakultät und Regierung ernannt, was wiederum unter seinen alten Bekannten großes Aufsehen erregte, da er doch erst 25 1/2 Jahr alt war. Auch von einer Berufung an eine deutsche Universität war bereits die Rede und ein Leipziger Freund sagte zu seinen Bekannten: „Paßt auf, Nietzsche wird mit 30 Jahren Geheimrat." Das galt damals als die höchste Stufe professoraler Glückseligkeit. Niemand ahnte, daß mein Bruder in Hinsicht auf sein Amt durchaus nicht voller Glücksempfindungen war, was er mir bald darauf sub rosa andeutete. Unsere Mutter und ich besuchten ihn nämlich Anfang April in Basel und fuhren mit ihm nach dem Genfer See, wo wir zusammen in der Pension Ketterer in Clarens-au-Basset wunderschöne Frühlingstage verlebten.

An dem Ordinarius, und der Reise nach dem Genfer See nahm man in Tribschen herzlichen Anteil. Wagner empfand sogar eine gewisse Erleichterung, denn mein Bruder hatte sich die winterlichen Unannehmlichkeiten, die Wagner zuteil geworden waren, allzusehr zu Herzen genommen, sodaß er schon Wagner Andeutungen gemacht hatte, ob er nicht seine Professur aufgeben müsse, um sich ganz der Verteidigung des geliebten Meisters zu widmen. Wagner hatte sich auf das Ernst-

lichste dagegen ausgesprochen, denn wenn er auch wünschte, daß sich Nietzsche ihm und seiner Verteidigung widmete, so sollte er dies doch gerade als Universitätsprofessor tun, weil Wagner auf dieses Amt und diesen Titel amüsanterweise einen besonders hohen Wert legte. Als mein Bruder vom Genfer See mit seinem Amt ausgesöhnt zurückkehrte und sich eifrig einer neuen philologischen Aufgabe widmete, war Wagner recht zufrieden damit, was wir aus dem Schluß des folgenden Briefes ersehen, der sich sonst mit seinen Druckernöten beschäftigte.

Richard Wagner an Friedrich Nietzsche:

„Wertester Freund!

Für heute schicke ich Ihnen nur den Bogen für Bonfantini zurück. In Betreff des von diesem gewünschten neuen Manuskripts bin ich in einige Unruhe geraten: ich finde nämlich, daß in meinem Vorrate von dem heute zurückgeschickten Bogen bis zur Seite 149 eine Lücke ist, und muß daher annehmen, daß das mir fehlende Manuskript von mir damals Ihnen übergeben worden ist, und demnach sich jetzt zur Disposition des Druckers in Basel befindet. Irre ich hierin nicht, so bitte ich Bonfantini mich zu benachrichtigen, ob er über pag. 148 hinaus sofort noch Manuskript nötig hat: natürlich werde ich dann sogleich ihn zu versorgen mir angelegen sein lassen.

Im übrigen wünsche ich recht sehr, daß Bonfantini sich gewöhnt mit mir direkt zu verkehren: es ist nicht recht seine Freunde mit Nebendingen zu ermüden; jede Ihrer Mitteilungen aber zeigt uns, wie sehr Sie in Anspruch genommen sind, und mir muß der Selbstvorwurf, Ihnen — wenn auch im allerfreundlichsten Sinne — lästig zu werden, nahe treten. —

Ich freue mich, daß der Ausflug an den Genfer See Sie erheitern konnte. Dieselben Stellen, die Sie jetzt dort betraten und betrachteten, haben sich in verschiedenen Perioden meines

Lebens auch mir bedeutungsvoll eingeprägt. Im Hôtel Byron in Villeneuve, erlebte ich eine sonderbare Katastrophe meines Schicksals; in Montreux machte ich eigentümliche Erfahrungen an einem jungen, sehr begabten Freunde; in Vevey suchte ich vor 4 1/2 Jahren mitten im Winter Asyl, und unterhielt mich dort mit dem Großherzog von Baden auf Spaziergängen über die deutsche Politik usw. —

Jetzt, wo — wie ich ersehe — die Philologie „grau und leibhaftig" sich Ihrer Lebensregel bemächtigt hat, und selbst belustigende Exkursionen in das Reich der „Style" Ihnen beschwerlich fallen dürften, lassen Sie auch mich von Allotrien schweigen: vielleicht trage ich so etwas dazu bei, Sie von manchen verirrenden Eindrücken wieder abzuleiten, die Ihnen aus einer Sphäre sich zudrängten, in welcher mit ganzem Willen die Welt zu ersehen wiederum ein anderer sich für berufen erachten kann — oder muß. —

Ich arbeite langsam aber „sicher" an meinem Werke fort, und gebe mich dem Behagen des Bewußtseins davon hin, daß ich mit den Meistersingern zum letzten Male in Berührung mit dem Theater und der Oper kam. —

Von Herzen grüßt Sie

Ihr

Tribschen 10 Mai 1870. ergebener

Richard Wagner."

Ich möchte hier einfügen, daß Wagner doch ziemlich erstaunt war, meinen Bruder nach der Genfer Reise so wohlgemut zu finden und dies auch ihm später einmal aussprach, indem er noch zwei spätere Fälle anführte, wo mein Bruder gleichfalls eine pessimistische Stimmung so schnell überwunden hatte. Mein Bruder hätte gewissermaßen entschuldigend erwidert: „Da ist nur meine Schwester daran schuld, die hat so was Erheiterndes, Weltversöhnendes." Erwin Rohde nannte mich deshalb immer „Fräulein Euphrosyne."

Basel 21 Mai
1870.

Pater Seraphice,

wie es mir voriges Jahr nicht beschieden war, Augenzeuge Ihrer Geburtstagsfeier zu sein, so hält mich auch jetzt wieder eine ungünstige Constellation davon ab; die Feder drängt sich mir heute widerwillig in die Hand, während ich gehofft hatte eine Maienfahrt zu Ihnen machen zu können.
Gestatten Sie mir, dass ich den Kreis meiner Wünsche heute so eng und persönlich wie nur möglich fasse. Andere mögen im Namen der heiligen Kunst, im Namen der schönsten deutschen Hoffnungen, im Namen Ihrer eigensten Wünsche ihre Gratulationen zu bringen wagen; mir genüge der subjectiveste aller Wünsche: mögen Sie mir bleiben, was Sie mir im letzten Jahre gewesen sind, mein Mystagog in den Geheimlehren der Kunst und

des Lebens. Mag ich auch zeitweilig durch die grauen Nebel der Philologie hindurch Ihnen etwas entfernt erscheinen, ich bin es nie, meine Gedanken sind immer um Sie herum. Wenn es wahr ist, was Sie einmal – zu meinem Stolze – geschrieben haben, dass die Musik mich dirigiere, so sind Sie jedenfalls der Dirigent dieser meiner Musik; und Sie haben es mir selbst gesagt, dass auch etwas Mittelmässiges, *gut* dirigirt, einen befriedigenden Eindruck machen könne. In diesem Sinne bringe ich den seltensten aller Wünsche: es mag so bleiben, der Augenblick verharre: er ist so schön! Ich verlange nur dies vom nächsten Jahre, dass ich mich selbst Ihrer unschätzbaren Theilnahme und Ihres tapferen Zuspruchs nicht unwürdig erweisen möge. Nehmen Sie diesen Wunsch mit unter die Wünsche auf, mit denen Sie das neue Jahr beginnen!

Einer „der seligen Knaben".

Auch in diesem Jahr war es meinem Bruder nicht möglich, am Geburtstage des Meisters teilzunehmen. Er schickte vorher 12 blühende Rosenstöcke nach Tribschen, aber sein Hauptgeschenk, die Dürersche „Melancholie", wollte er selbst bringen, weil er fand, daß man dies düstere Blatt nicht dem Meister zum Geburtstag schenken dürfte. So war er genötigt dem Meister mit Anspielung auf ein Gespräch der letzten Zeit nur zu schreiben und seine Photographie hinzuzufügen.

Friedrich Nietzsche an Richard Wagner:

Basel 21 Mai 1870.

„Pater Seraphice,

wie es mir voriges Jahr nicht beschieden war, Augenzeuge Ihrer Geburtstagsfeier zu sein, so hält mich auch jetzt wieder eine ungünstige Konstellation davon ab; die Feder drängt sich mir heute widerwillig in die Hand, während ich gehofft hatte eine Maienfahrt zu Ihnen machen zu können.

Gestatten Sie mir, daß ich den Kreis meiner Wünsche heute so eng und persönlich wie nur möglich fasse. Andere mögen im Namen der heiligen Kunst, im Namen der schönsten deutschen Hoffnungen, im Namen Ihrer eigensten Wünsche ihre Gratulationen zu bringen wagen; mir genüge der subjektiveste aller Wünsche: mögen Sie mir bleiben, was Sie mir im letzten Jahre gewesen sind, mein Mystagog in den Geheimlehren der Kunst und des Lebens. Mag ich auch zeitweilig durch die grauen Nebel der Philologie hindurch Ihnen etwas entfernt erscheinen, ich bin es nie, meine Gedanken sind immer um Sie herum. Wenn es wahr ist, was Sie einmal — zu meinem Stolze — geschrieben haben, daß die Musik mich dirigiere, so sind Sie jedenfalls der Dirigent dieser meiner Musik; und Sie haben es mir selbst gesagt, daß auch etwas Mittelmäßiges, gut dirigiert, einen befriedigenden Eindruck machen könne. In diesem Sinne bringe ich den seltensten aller Wünsche: es mag so bleiben, der Augenblick verharre: er ist so

schön! Ich verlange nur dies vom nächsten Jahre, daß ich mich selbst Ihrer unschätzbaren Teilnahme und Ihres tapferen Zuspruchs nicht unwürdig erweisen möge. Nehmen Sie diesen Wunsch mit unter die Wünsche auf, mit denen Sie das neue Jahr beginnen!

Einer ‚der seligen Knaben'."

Es tat meinem Bruder sehr leid, daß er nicht nach Tribschen fahren konnte, denn der Festtag verlief wunderschön. Frau Cosima hatte das ganze Haus in einen Blumengarten verwandelt und die vier kleinen Mädchen in weißen Kleidern und mit Rosenkränzen überall als liebliche lebende Blumen verteilt; im Mittelpunkt saß Frau Cosima mit Siegfried auf dem Schoß. Früh um 8 Uhr begannen 45 Soldaten, die im Garten aufgestellt waren, recht gut den „Huldigungsmarsch" zu spielen. Frau Cosima war nämlich zuvor in der Kaserne gewesen und hatte der Tempi wegen den Proben beigewohnt. Wagner war so ergriffen, daß er zunächst kein Wort vor Bewegung herausbringen konnte und Frau Cosima fast ihr poetisches, festliches Arrangement bereute. Auch Cosimas ältestes Töchterchen hatte sich zum Geburstag Onkel Richards etwas sehr Hübsches ausgedacht, sie wollte ihren fünf Vögeln, die sie sehr liebte, an diesem Tag die Freiheit wiedergeben, was sich zu einer sehr lieblichen Aufführung gestaltete. Daniella sagte hübsche Verse, wonach vier Vögel auch fröhlich davonflogen. Aber das fünfte Vögelchen, vielleicht zu sehr der Freiheit entwöhnt, wollte zuerst garnicht den Käfig verlassen und schließlich, als es auf einen Busch gesetzt wurde, flog es wieder herunter und wurde später von dem Hund ergriffen und totgebissen. Glücklicherweise hatten die Kinder diesen schmerzlichen Abschluß der Feier nicht miterlebt, sie glaubten ihn entwischt. Aber auf Wagner und Frau Cosima machte das Schicksal des kleinen Vogels einen wehmütigen Eindruck, sodaß Frau Cosima betrübt meinte, mein Bruder hätte ruhig die „Melan-

Mein werther Freund!

Von fremder Hand wurde Ihnen bereits berichtet, wie sehr der „selige Knabe" dem „Pater Seraphicus" willkommen war: gewiss zweifelten Sie am wenigsten daran. Auch von der seligen Viertelstunde ward Ihnen erzählt, welche in ihren Eindrücken auf mich so lange andauern wird als ich Empfindung habe. Von allem dem „Seligen" melde ich Ihnen daher nichts, und berichte Ihnen nur was aus einer andren Lebenssphäre her mich zur Mittheilung nöthigt. Diesmal ist es ein italienischer Brief Buonsantini's, welchen ich französisch zu beantworten hatte, um ihm zu sagen, dass ich Ihnen Meldung von der Ankunft machen würde welche ich – in Folge seines Schreibens von meinem dazu gedrängt – in Betreff

der zukünftigen Correctur-Belangung
von meiner Biographie mit ihm traf. [?] ~~[illegible]~~
Der Mann kommt entschieden
nicht vom Flecke, und es ist
ihm vielleicht lieb, der Schwierig-
keit seines Verkehres mit einem
so stark beschäftigten gelehrten
Herren, wie Sie jetzt es sind,
sich als Vorwand für seine
Langsamkeit bedienen zu können.
Das begreife ich wohl. Doch sehe
auch ich ein, dass es mit dieser
Belästigung für Sie nicht mehr
so fortgehen darf: ich schreib Ihnen
dies schon das letzte Mal, und
bitte Sie nun herzlich, dieser Be-
mühung für diesesmal [?] entbunden
sich halten zu wollen. Kommen
Sie zu Zeiten bei unserem Italiener
einmal [?] vorbei, so werden Sie
mich immer sehr verbinden, wenn
Sie seinen Umgang mit meinem
Manuscript ein wenig inspiziren.
Sonderbar genug ist es immer, dass
ich in Sachen des Druckes dieser
ungenannten [?] Lebensschilderung [?] einen

italienischen Brief zu übersetzen hatte! Dass ich Ihnen, Werthester! nie die Einsicht in diese Blätter vorenthalten werde, bezweifeln Sie wohl um so weniger, als Sie wissen, dass Sie von mir (vorzüglich) mit dazu bestimmt sind, über meinen Tod hinaus ein Wächter über diese Angedenken an mich zu sein.–

Hier geht es gut. Morgen gedenke ich die Skizzen des II Actes von Siegfried's (Götterdämmerung – wollte ich sagen) zu beendigen. Uebermorgen feire ich den ersten Geburtstag meines Sohnes, und zugleich den Gedächtnisstag Ihres ersten Aufenthaltes in meinem Hause. Mögen die Sterne über dieser doppelten Gedächtnissfeier gütig walten! Mir schien es damals, Sie hätten meinem Sohne Glück gebracht.– Seitdem ist ein schwieriges, innerlich aber recht beglückendes Jahr vorüber gegangen, und endlich scheint es, dass dem Gestirne meiner Geburt – dem Löwen – auch Rechnung getragen werden soll:

Dem Ausdauernden wird sein Theil
werden. In wenigen Monaten darf
ich hoffen, die grossherzige
Mutter meines Sohnes als
Gattin mir auch angetraut
zu sehen. —
Leben Sie wohl, und seien
Sie vor Allem heiter, und zwar
alt- nicht neu-griechisch! —
Von Herzen grüsst Sie
Ihr
ergebener
Richard Wagner

Tribschen
4 Juni 1870.

cholie" schicken können. Der Tag war trotzdem eine wunderschöne Erinnerung, — mit etwas Wehmut gemischt wie alles Köstliche im Menschenleben.

Richard Wagner an Friedrich Nietzsche:

„Mein werter Freund!

Von teurer Hand wurde Ihnen bereits berichtet, wie sehr der „selige Knabe" dem „Pater Seraphicus" willkommen war: gewiß zweifeln Sie am wenigsten daran. Auch von der seligen Viertelstunde ward Ihnen erzählt, welche in ihren Eindrücken auf mich so lange andauern wird, als ich Empfindung habe. Von allem dem „Seligen" melde ich Ihnen daher nichts, und berichte Ihnen nur, was aus einer andren Lebenssphäre her mich zur Mitteilung nötigt. Diesmal ist es ein italienischer Brief Bonfantinis, welchen ich französisch zu beantworten hatte, um ihm zu sagen, daß ich Ihnen Meldung von der Abkunft machen würde, welche ich — infolge seines Schreibens von neuem dazu gedrängt — im Betreff der zukünftigen Korrektur Besorgung von meiner Biographie mit ihm traf. Der Mann kommt entschieden nicht vom Flecke, und es ist ihm vielleicht lieb der Schwierigkeit seines Verkehrs mit einem so stark beschäftigten gelehrten Herren, wie zur Zeit Sie es sind, sich als Vorwand für seine Langsamkeit bedienen zu können. Das begreife ich wohl. Doch sehe auch ich ein, daß es mit dieser Belästigung für Sie nicht mehr so fortgehen darf: ich schrieb Ihnen dieses schon das letzte Mal und bitte Sie nun herzlich, dieser Bemühung für durchaus entbunden sich halten zu wollen. Kommen Sie zu Zeiten bei unsrem Italiener einmal „vorbei", so werden Sie mich immer sehr verbinden, wenn Sie seinen Umgang mit meinem Manuskript ein wenig inspizieren.

Sonderbar genug ist es immer, daß ich in Sachen des Druckes dieser urgermanischen Lebensdiktate einen italieni-

schen Brief zu übersetzen hatte! Daß ich Ihnen, Wertester! nie die Einsicht in diese Blätter vorenthalten werde, bezweifeln Sie wohl um so weniger, als Sie wissen, daß Sie von mir vorzüglich mit dazu bestimmt sind, über meinen Tod hinaus ein Wächter über diese Andenken an mich zu sein. —

Hier geht es gut. Morgen gedenke ich die Skizzen des I. Aktes von Siegfried (Götterdämmerung — wollte ich sagen) zu beendigen. Übermorgen feire ich den ersten Geburtstag meines Sohnes, und zugleich den Gedächtnistag Ihres ersten Aufenthaltes in meinem Hause. Mögen die Sterne über dieser doppelten Gedächtnisfeier gütig walten! Mir schien es damals, Sie hätten meinem Sohne Glück gebracht. — Seitdem ist ein schwieriges, innerlich aber reich beglückendes Jahr vorübergegangen, und endlich scheint es, daß dem Gestirne meiner Geburt — dem Stiere — auch Rechnung getragen werden soll: dem Ausdauernden wird sein Teil werden. In wenigen Monaten darf ich hoffen, die großherzige Mutter meines Sohnes als Gattin mir auch angetraut zu sehen. —

Leben Sie wohl, und seien Sie vor allem heiter, und zwar alt-, nicht neu-griechisch! —

Von Herzen grüßt Sie

Ihr

Tribschen 4 Juni 1870. ergebener

Richard Wagner."

Es war meines Bruders eifrigstes Bemühen gewesen, wie man ja schon aus den Briefstellen an Erwin Rohde sah, seine nächsten Freunde in nähere Beziehung zu Wagner zu bringen und als ihm das gelang, war er außerordentlich glücklich; so schreibt er an Gersdorff: „Daß wir nun auch über Richard Wagner einig sind, ist mir ein überaus schätzenswerter Beweis unseres Zusammengehörens. Denn es ist nicht leicht und erfordert einen tüchtigen Mannesmut, um hier nicht bei dem fürchterlichen Geschrei irre zu werden. Auch trifft man mit-

unter sehr wackere und intelligente Leute in der Gegenpartei. Schopenhauer muß uns über diesen Konflikt theoretisch hinwegheben: wie es Wagner praktisch, als Künstler, tut. Zweierlei halte ich mir immer vor: der unglaubliche Ernst und die deutsche Vertiefung in der Welt- und Kunstanschauung Wagners, wie sie aus jedem Tone quillt, ist den meisten Menschen unsrer ‚Jetztzeit' ein Greuel, wie Schopenhauers Askesis und Verneinung des Willens. Unsern ‚Juden' — und Du weißt, wie weit der Begriff reicht — ist vornehmlich verhaßt die idealistische Art Wagners, in der er mit Schiller am stärksten verwandt ist: dies glühende hochherzige Kämpfen, auf daß der ‚Tag der Edlen' endlich komme, kurz das Ritterliche, was unserm plebejisch politischen Tageslärm möglichst widerstrebend ist. Schließlich finde ich auch bei vortrefflichen Naturen oftmals eine Anschauung der Indolenz, als ob eine eigne Bemühung, ein ernstes eingehendes Studium, um einen solchen Künstler und solche Kunstwerke zu verstehen, gar nicht nötig sei. Wie habe ich mich gefreut, daß Du ‚Oper und Drama' so angelegentlich studierst! Ich habe es sogleich meinen Tribschener Freunden berichtet. Überhaupt sind ihnen meine Freunde keine Fremdlinge: und wenn Du etwa nach der ersten Meistersinger-Aufführung einen ausführlichen Brief an R. W. schreiben willst, so wird dies große Freude erregen, und man wird bereits des Genauern wissen, wer der Schreiber des Briefes ist. Auch versteht es sich, daß wir, wenn Du mich einmal besuchst, nach Tribschen reisen. Es ist eine unendliche Bereicherung des Lebens, einen solchen Genius wirklich nahe kennen zu lernen. Für mich knüpft sich alles Beste und Schönste an die Namen Schopenhauer und Wagner, und ich bin stolz und glücklich, hierin mit meinen nächsten Freunden gleichgestimmt zu sein. — Kennst Du schon ‚Kunst und Politik'? Auch kündige ich Dir das Erscheinen einer kleinen Schrift von R. W. an ‚Über das Dirigiren', die am

besten mit dem ‚Philosophieprofessoren‘-Aufsatz Schopenhauers zu vergleichen ist.“

Freiherr von Gersdorff und Erwin Rohde waren die nächsten Freunde meines Bruders. Wagner lud sie auf das liebenswürdigste ein und sagte mir später darüber: „Ihr Bruder ist ein Tribschner, und seine Freunde sind meine Freunde.“ Der erste von beiden, der nach Tribschen geführt wurde um Wagner und Frau Cosima kennen zu lernen, war Dr. Erwin Rohde. Er kam im Frühjahr 1870 von Italien nach Basel, wo gerade meine Mutter und ich zu Besuch waren. Wir vier machten zusammen eine schöne und heitere Reise ins Berner Oberland; nachher trennten wir uns, meine Mutter und ich setzten die Reise noch weiter fort, aber mein Bruder und Dr. Rohde fuhren zusammen nach Tribschen. Der schöne, ernste Dr. Rohde machte auf die verehrten Freunde den angenehmsten Eindruck, worüber sich Wagner wenige Wochen später mir gegenüber aussprach: „Ihr Bruder und seine Freunde sind eine neue wundervolle Art Mensch, die ich bisher nicht für möglich hielt.“ Gerade von diesem Besuch war noch öfter die Rede und die Worte „wir hatten zusammen tiefe Augenblicke“ gebrauchte nicht nur mein Bruder, sondern auch Rohde über diese herrlichen Tage in Tribschen. Sehr lebhaft wurde wieder jene Aufregung erörtert, die meines Bruders neue Einblicke in die griechische Seele hervorgerufen hatte, wobei sich ergab, daß der erste der beiden Vorträge über „das griechische Musikdrama“ in Tribschen nur teilweise vorgelesen worden war. So schrieb mein Bruder die beiden Vorträge, den ebengenannten und „Sokrates und die Tragödie“, noch einmal sorgfältig ab und schenkte sie Frau Cosima. Sie war darüber hocherfreut und drückte ihren Dank auf das lebhafteste aus, zumal ihr Wagner den Vorwurf gemacht hatte, daß sie ihre Verwunderung darüber zu früh und zu aufgeregt ausgesprochen hätte, ohne sich erst darüber klar geworden zu sein, was Nietz-

sche eigentlich meine. „Wie hat mich die Widmung der mir freundlich zugesendeten Vorträge gerührt! Haben Sie Dank sicher gewußt zu haben mir damit eine große Freude zu bereiten, und mir dieselbe haben gewähren wollen. Ich habe den Vortrag über das Musikdrama in diesen Tagen gelesen, und kann Ihnen nur wiederholen, daß ich denselben als unentbehrliche Vorhalle zu dem Gebäude Ihres Sokrates betrachte, und daß ich mir damals meine sehr überflüssige Aufregung gespart hätte, wenn ich gewußt hätte, welche lebensvolle warme Schilderung des Kunstwerks der Griechen voranging. Jetzt wurzelt Ihr breitgeästeter Baum in der herrlichsten Vergangenheit, in der Heimat alles Schönen, und ragt mit seiner Krone in den schönsten Traum der Zukunft. Viele Einzelheiten, welche mich schon bei Ihrer Vorlesung gefesselt und angeregt, haben sich mir jetzt tief eingeprägt. So z. B. Ihre Erkenntnis des Schaffens und Werdens, das ‚Fanget an‘ in der Kunst wie in der Natur, dann die Weihe des Dramas insbesondere. Auch die für mich neue, aber durchaus treffende Bezeichnung des Chores als Einzelwesen, woraus wie mich dünkte die einzig richtige Auffassung der griechischen Tragödie herzuleiten ist. Daß Sie den religiösen Chortanz mit dem Andante und die englische — wohl die Shakespearsche — Tragödie einem Beethovenschen Allegro kühn und treffend vergleichen, hat mir wiederum gezeigt, wie tief musikalisch Sie sind, und vielleicht hat Ihnen Ihr großer musikalischer Instinkt den Schlüssel zu dem Kern der griechischen Tragödie gegeben, zu dem Leiden statt des Handelns, ungefähr wie wenn Einer durch die indische Religion zu der Schopenhauerschen Philosophie geführt würde. — Nur mit einem, das mir neu war in Ihrem Vortrage, bin ich noch nicht einig; Sie rechnen nämlich zu den Schwierigkeiten, welche der Dichter zu überwinden hatte, die Altbekanntheit der Stoffe; bis jetzt hatte ich geglaubt, daß dadurch, daß auf der Bühne gleichsam immer

die Geschichte der Ahnherrn dargestellt werde, von vornherein die Teilnahme der Familie gesichert war, abgesehen von dem religiösen Gehalt dieser Stoffe, welcher z. B. in der Malerei des Verständnisses und der Mitempfindung der Masse leichter gewinnt als der ausgesuchteste Gegenstand dem gewöhnlichen Leben entnommen. Dies ist aber keine Kritik, sondern nur ein Fragezeichen; mit unbedingtem Wohlgefallen an ihm habe ich den grünen Sokrates gegenüber dem violetten Homer gelegt, und beide sollen bei mir wohlgepflegt und gehegt sein, bis der eine wenigstens in Bayreuth durch die Erfüllung gekrönt werde. Unsern Buchhändler, den Sie ja auch kennen, und der aus Wunsiedel ist, habe ich neulich über alle möglichen Details ausgefragt; die Aussagen waren sehr günstig, und so kehren wir dem welschen Dunst und Tand (aber ach! gleich Faust auch der Sonne) den Rücken. Sie schreiben in Bayreuth das Buch, und wir machen dem Buche Ehre. Und sind es Luftschlösser, die ich da entwerfe, wenn ihr lichtes Bild als schützendes Dach das Wachstum des herrlichsten, durch äußere Witterung stets in Gefahr schwebenden Gewächses, begünstigt, so will ich sie pflegen und ergiebig machen, wie es mit keinem wirklichen Gut jemals geschehen. Ist dann der Ring des Nibelungen vollendet und die Wirklichkeit immer was sie ist, haben doch die schönen Bilder ihren Dienst getan. In der Tat ich wußte nicht, was ich der Schändlichkeit der jetzigen Walküren-Aufführung entgegenstellen könnte, wenn nicht die Hoffnung auf Bayreuth.

„Daß Sie sich und Ihr Freund neulich auf Tribschen gefallen haben, hat mir in der besonders schönen Weise, in der Sie mir das ausdrücken sehr wohlgetan. Uns sind diese Tage in sehr guter Erinnerung geblieben; der Meister hat an Ihrem Freund großes Wohlgefallen, sein männlicher Ernst, seine bedeutende Teilnahme und die wirkliche Freundlichkeit, die seine strengen Züge bisweilen durchleuchtete, war ihm durchaus

sympathisch. Wird er nach Freiburg befördert so kommen Sie immer zu Zweien auf Tribschen, denn ‚zweieinig geht der Mensch zu best', sagt unsere Autorität. Das Blatt der Melancholie ist als schönes Zeichen Ihrer letzten Anwesenheit hier geblieben; es hat die Seele vieler unsrer Gespräche gebildet und wir kamen überein, daß A. Dürer als der Schlußstein des Mittelalters zu betrachten ist, indem er jene ‚rätselvolle unendliche Symbolik der christlichen Kirche' gleichsam ihr letztes Wort reden läßt, und die Schönheit überspringend oder nicht ahnend nur das Erhabene uns enthüllt. Bach gehört gewiß auch dahin; beide scheinen mir kein Beginn, sondern ein Abschluß." — In Tribschen wurde bald darauf Kapellmeister Hans Richter erwartet und Wagner ließ meinem Bruder sagen, daß nun viel und schön musiziert würde; er lüde ihn aber seiner vielfachen Beschäftigung wegen nicht besonders dazu ein. Doch wisse er, wie willkommen er jederzeit sei. Mein Bruder seufzte ein wenig, daß ihn Amt und Pflicht der herrlichen Musik (wahrscheinlich Götterdämmerung) beraube.

Siebentes Kapitel.

Kriegszeiten und stille Feste.

(1870).

Ende Juni fuhr unsere Mutter nach Deutschland zurück, während ich auf das dringende Bitten meines Bruders noch in Basel blieb. Zwischen Tribschen und Basel wurden Briefe und Sendungen ausgetauscht und von dort wieder allerhand Wünsche ausgesprochen. Mein Bruder hatte sich aber den Fuß nicht unerheblich verrenkt und mußte deshalb stilliegen. So blieb es mir nun überlassen, einiges für Tribschen zu besorgen, was sich für mich auch besser eignete als für ihn. Z. B. telegraphierte Wagner scherzhaft: „Auf Tribschen werden sehnlichst neue holländische Heringe verlangt. Sollte Marie Walther nicht schleunigst helfen können, wenn sie zur Rettung des Kunstwerkes der Zukunft darum angegangen würde? Kapellmeister Richter bei mir dauernd installiert. Der Professor? Wagner."

Aus dem Schluß der Depesche klang wieder die Bitte heraus, daß mein Bruder so bald wie möglich kommen sollte. Da er recht elend war, so fuhren wir schon gleich am 15. Juli, den man in Basel den „Bündeli-Tag" nannte, an welchem alle Schulen, damals selbst die Universität, geschlossen wurden und jeder sein Bündel schnürte, nach Luzern. Mein Bruder begab sich nach Tribschen und ich zu der Mutter einer liebenswürdigen Professorenfamilie, die eine Villa bei Luzern besaß, welche über den See gerade gegenüber von Tribschen lag. Wir beobachteten nun die kleine Halbinsel Tribschen oft mit

dem Fernrohr, und eines Tages wurde mir verkündet: „Ihr Bruder kommt mit einem andern Herrn im Nachen herüber und will Sie jedenfalls holen." Allmählich hatte ich begriffen, daß das Zusammenleben Wagners und der Baronin von Bülow nicht ganz ohne Anstoß war, wie ich in jugendlicher Unerfahrenheit angenommen hatte. Es erschien dadurch so harmlos und gewissermaßen als ein für die Gesundheit verordneter wohltuender Sommer- und Winteraufenthalt, daß Cosima von ihren vier kleinen Mädchen („die ganze Bülowiana", wie Wagner schrieb) umgeben und die zärtlichste Mutter war. Etwas unsicher geworden, fragte ich deshalb die ausgezeichnete Frau, bei welcher ich zu Besuch war, ob es ihr recht wäre, wenn ich mit meinem Bruder nach Tribschen führe. Die hübsche Antwort der alten vornehmen Baslerin zeigte, wie hoch mein Bruder dort in der allgemeinen Achtung stand. „Wo Ihr Bruder Sie hinführt, können Sie überall hingehen", sagte sie. Mir klopfte das Herz, als ich im Kahn saß, der vom Kapellmeister Hans Richter nach Tribschen hinüber gerudert wurde. Wagner und Frau Cosima empfingen mich am Landungsplatz auf das freundlichste. Zunächst war ich ein wenig verwirrt, daß Wagner so klein und Frau Cosima so sehr lang war. Der für mich herzerhebende Besuch währte nur kurze Zeit; nur die Inneneinrichtung des alten einfachen Landhauses machte mir keinen guten Eindruck, da ein Pariser „Meubleur" mit rosa Atlas und Amoretten eine unerfreuliche Verschwendung getrieben hatte. Aber Wagner und Frau Cosima fand ich verehrungswürdig, die reizenden Kinder entzückend, besonders auch den kleinen Siegfried, dessen Existenz mir von meinem Bruder bis dahin verschwiegen worden war. Ich glaube, es fiel ihm ein Stein vom Herzen, daß dieser Besuch so glücklich ablief, und er nicht durch eine unbedachte Frage in Verlegenheit gebracht worden war.

Hatte ich nach diesem Besuch auch eine andere Vorstellung

von dem Zusammenleben Wagners und der Baronin Bülow mit ihrer Kinderschar, so konnte mich doch nichts in meiner Verehrung irre machen. Mir erschien Cosimas Handlungsweise, daß sie Bülow verlassen hatte, als das höchste Opfer, das sie dem Genius Richard Wagner und seinem Lebenswerk brachte. Sie empfand meine treue Verehrung und schrieb an meinen Bruder: „Daß Bruder und Schwester auch in den Gefühlen gegen mich einig sind, freute mich herzlich, zu hören; bitte teilen Sie zwischen beide die besten und schönsten Grüße als Ausdruck der wahrsten Empfindungen."

Nach dem Aufenthalt in Luzern reisten mein Bruder und ich zusammen nach dem Axenstein und schließlich nach dem Maderanertal. Inzwischen war der furchtbare Krieg ausgebrochen und damit überall ein unbeschreibliches Durcheinander, besonders in der Schweiz, von wo die Deutschen sowohl als die Franzosen aus friedlicher Sommerfrische zu den Waffen gerufen wurden. In Basel soll es eine Woche lang für den größten Teil der Heimkehrenden unmöglich gewesen sein, ein Nachtquartier zu finden. Die Bahnhofshallen blieben alle Nächte hindurch dicht gefüllt, und wer es in der Stickluft nicht aushalten konnte, mietete sich für die ganze Nacht eine Droschke. (Alles ganz wie jetzt!)

Mein Bruder war sehr betrübt, daß er nicht als Soldat einberufen wurde, aber vor Annahme der Basler Professur hatte er sich expatriieren lassen müssen. Um sich zu trösten, schrieb er in jenem weltentrückten Maderanertal eine Abhandlung über „Die dionysische Weltanschauung" ,und ich erinnere mich noch, daß, als er sie vorlas, einige Kanonenschläge ihn plötzlich unterbrachen. „Was ist los?" riefen die von allen Seiten herbeistürzenden Sommergäste. Der Wirt der Pension, ein Arzt, der früher in Deutschland studiert hatte, verursachte aus Sympathie für seine deutschen Gäste dieses Getöse, hißte eine Flagge auf und rief: „Große, herrliche Siege der Deut-

schen!“ Eine Depesche war endlich auch in unsere Einsamkeit gedrungen und verkündete „Weißenburg und Wörth“ — aber sie sprach auch von „ungeheuren Verlusten“. Mein Bruder war ganz bleich geworden. Er wandelte darauf mit dem Maler Mosengel, der ein Hamburger war, längere Zeit auf und nieder und kam dann feierlich zu mir. Mir ahnte, was kommen würde, ich hatte schon Tränen in den Augen. „Was würdest du jetzt tun, Lisbeth, wenn du ein Mann wärest?“ „Natürlich ginge ich mit in den Krieg, es käme ja auch gar nicht auf mich an, aber du, Fritz!“, und ich schluchzte fassungslos. Er setzte mir nun auseinander, daß es jedenfalls seine Pflicht geböte, den Versuch zu machen, als Soldat mit in den Krieg zu gehen; würde ihm das von seiten der Schweiz nicht gestattet, so wolle er mit Mosengel wenigstens als Krankenpfleger nach dem Kriegsschauplatz ziehen. Wir reisten darauf schnell nach Basel; mein Bruder hatte schon vorher an die Erziehungsbehörde, zu Händen von Herrn Ratsherrn Vischer ein Gesuch gerichtet, von dem nur ein Entwurf erhalten ist:

„In der gegenwärtigen Lage Deutschlands kann Ihnen mein Entschluß nicht unerwartet sein, daß auch ich meinen Pflichten gegen mein Vaterland zu genügen suche. In dieser Absicht wende ich mich an Sie, um mir durch Ihre Fürsprache bei der wohllöblichen Erziehungsbehörde Urlaub für die letzten Wochen des Sommersemesters zu erbitten. Mein Befinden ist jetzt derartig gekräftigt, daß ich ohne jede Bedenklichkeit als Soldat oder als Krankenpfleger mich nützlich machen kann. Daß ich aber auch das geringe Scherflein meiner persönlichen Leistungsfähigkeit in den Opferkasten des Vaterlandes werfen möchte, das wird niemand so natürlich und billigenswert finden als gerade eine schweizerische Erziehungsbehörde. Wenn ich mir auch wohl bewußt bin, welcher Kreis von Pflichten in Basel von mir auszufüllen ist, so könnte ich mich — bei dem ungeheuren Ruf Deutschlands, daß jeder seine deutsche

Pflicht tue — nur durch peinlichen Zwang und ohne wirklichen Wert in ihrem Banne festhalten lassen. Und ich wollte den Schweizer sehen, der sich in ähnlicher Lage überhaupt festhalten ließe." (Der letzte Satz ist durchgestrichen.) Er fügte dann noch einige Vorschläge hinzu, auf welche Weise und durch wen er inzwischen ersetzt werden könnte.

Der erbetene Urlaub wurde ihm bewilligt, aber nur für Krankenpflegerdienste; er wäre viel lieber als Krieger mitgegangen. Wir reisten am 12. August nach Lindau, trafen dort den befreundeten Maler Mosengel und fuhren am folgenden Tag nach Erlangen, wo sich die beiden in der Krankenpflege ausbilden lassen wollten.

Bei seiner Rückfahrt nach Basel war mein Bruder etwas eilig in Tribschen eingekehrt, fand aber doch Zeit, die obenerwähnte Abhandlung „Über die dionysische Weltanschauung" vorzulesen. — Dagegen erwähnte er nur hypothetisch seine Absicht, an dem Krieg teilzunehmen, denn Wagner und Frau Cosima waren außerordentlich dagegen: „Es wäre ja nicht 1813, wo junge begeisterte Leute wie er, ein Lützowkorps gebildet hätten." Als sie später hörten, daß es meinem Bruder von der neutralen Basler Regierung nur gestattet worden wäre, als Krankenpfleger seinem Vaterlande zu nützen, ergaben sich Wagner und Frau Cosima nach einigem Widerstreben in diesen Plan. Nicht mit Unrecht nahmen beide an, daß mein Bruder mit seiner zarten Empfindung diese furchtbare Wirklichkeit nicht ohne Schaden durchleben würde, daß er aber „eher den tätigen Anblick des Leidens ertragen könnte, als die untätige Vorstellung desselben."

Mein Bruder ist einer der wenigen Philosophen, die den Krieg nicht nur verstehen, sondern sogar rechtfertigen. Stets hat er seine reinigende, erhebende und in die Höhe reißende Wirkung betont, und er fand damals die herrlichen Worte für den Krieg: „Fürchterlich erklingt sein silberner Bogen und

kommt er gleich daher wie die Nacht, so ist er doch Apollo, der rechte Weihe- und Reinigungsgott des Staates ....“ —

Während mein Bruder nach den Schlachtfeldern reiste und schweren Zeiten entgegen ging, gab es in Tribschen festliche Tage. Am 25. August 1870 wurden Wagner und Frau Cosima von Bülow in Luzern getraut. Als Zeugen waren zugegen die alte Freundin Malwida von Meysenbug und Graf und Gräfin Bassenheim, die damals mehrere Jahre in Luzern wohnten. Malwida von Meysenbug erzählte späterhin, wie fröhlich Wagner gewesen wäre, daß nun endlich seine häuslichen Verhältnisse in gute bürgerliche Ordnung kämen. Nur hatte er lebhaft beklagt, daß mein Bruder nicht Trauzeuge sein konnte, „da sich niemand so sehr darüber freuen würde, als gerade er“. Wagner hatte Malwida anvertraut, daß der „geliebte Nietzsche“, der aus einer Familie stammte, die mehrere der tugendhaftesten Generationen hinter sich hätte, unter Wagners illegalen häuslichen Verhältnissen „schrecklich gelitten“ habe. (In der Tat war meinem Bruder, wie er noch 1887 einer Freundin gegenüber bemerkte, „alles Illigetime zuwider“, weil es mit soviel Unwahrheit zumeist verbunden sei.) „Daß Nietzsche dieses letzte Jahr seit ihrer näheren Bekanntschaft sich überwunden hätte, in einem solch illegalen Haushalt als nächster Freund zu verkehren, hätte nur den Grund gehabt, daß er ihn (Wagner) und Cosima für etwas Außerordentliches halte, weit über alle andern Menschen erhaben und deshalb auch erhaben über alle bürgerlich geordneten Verhältnisse.“ Darin hat Wagner meinen Bruder vollständig richtig beurteilt; in seiner Philosophie wird man überall gerade dies ausgedrückt finden, daß die außerordentlichen Menschen auch das Recht haben, ihre persönlichen Verhältnisse nach ihrem eigenen Maßstab einzurichten, besonders die Künstler. Er schreibt: „Unsere Künstler leben kühner und ehrlicher; und das mächtigste Beispiel, welches wir vor uns

sehen, das Richard Wagners, zeigt, wie der Genius sich nicht fürchten darf, in den feindseligsten Widerspruch mit den bestehenden Formen und Ordnungen zu treten, wenn er die höhere Ordnung und Wahrheit, die in ihm lebt, ans Licht herausholen will." Immer wieder betonte mein Bruder, daß die Rechte, die ein Mensch sich nimmt, im Verhältnis zu den Pflichten stehen sollen, die er sich stellt, zu den Aufgaben, denen er sich gewachsen fühlt. Außerordentliche Werke und Taten sollen also den Beweis der Berechtigung geben, wenn sich hervorragende Menschen außerhalb der Sitte stellen — leider oft auch von Treu und Glauben. Das aber gerade hielt mein Bruder für die schwerste Verantwortung, die sie sich auflegen, und sie müßten sich dabei bewußt sein, daß eines Tages die Stunde käme, wo Werke und Leben der Unsterblichen gewogen werden. Wohl denen, bei welchen angesichts der Größe ihrer Werke und Handlungsweise alles Unerfreuliche und Kleinliche aus der Erinnerung verschwindet! Übrigens stand mein Bruder starken Willensmenschen, selbst wenn sie keine Genies waren, sympathisch gegenüber. Er gab ihnen keine tugendsamen Ratschläge, sondern gedachte ihrer im Sinne von Richard Dehmels schönem Gedicht: „Greif zu — dann dulde."

Ich muß aber auch hinzufügen, daß es mein Bruder unnötig fand, daß die Menschen der höchsten Begabung und Willenskraft durchaus sich außerhalb von Sitte und Herkommen stellen. Er glaubte sogar, daß besonders geartete Naturen gerade in Sitte und Herkommen einen starken Schutz fänden, um in der Welt des Geistes, frei und unbeschwert von kleinlichen Alltagskämpfen, desto höher zu steigen. Dafür ist er selbst ein Beispiel, und Wagner hat auch dieses verstanden und aus Rücksicht auf meines Bruders Charakter und Empfindungen vieles Unholde aus seinem Leben, gerade auch aus den letzten Jahren vor ihrer Bekanntschaft, verschwiegen. Ich glaube sogar, daß dies der Grund war, weshalb Wagner

meinen Bruder von dem Korrekturenlesen seiner Autobiographie entband. Nicht alles darin klang so, daß es Nietzsche Freude gemacht hätte. Aber es kamen auch Augenblicke, wo Wagner offenbar die zarte Tugendhaftigkeit meines Bruders ärgerlich war; dann konnte er plötzlich über sich und über Cosima sehr Derbes und Häßliches sagen. Aber sogleich versuchte er es wieder gut zu machen, schimpfte auf seine Neigung zu schlechten Witzen, denn das Erschrecken meines Bruders ging ihm nahe. Wagner konnte dann hinreißend liebenswürdig sein, und so blieb meinem Bruder von Wagners Leben und Wesen das verklärteste Bild. —

Während man in Tribschen Feste feierte, wurde mein Bruder nach seiner Ausbildung als Pfleger von dem Verein für Felddiakonie in Erlangen als Vertrauensperson und Führer einer Sanitätskolonne nach dem Kriegsschauplatz geschickt. Es wurden ihm größere Summen anvertraut und eine Fülle persönlicher Aufträge mitgegeben, sodaß er von Lazarett zu Lazarett, von Ambulanz zu Ambulanz oft unter Kugelregen über Schlachtfelder hinweg seinen Weg suchen mußte, sich nur unterbrechend, um Verwundeten und Sterbenden Hilfe zu leisten und ihre letzten Grüße in Empfang zu nehmen. Was das mitfühlende Herz meines Bruders dabei gelitten hat, ist nicht zu beschreiben.

Seltsam ist es nun, daß sein Geist zwischen diesen seelischen Erschütterungen auch noch andern Eindrücken zugänglich blieb. Nicht nur, daß er „unter den Mauern von Metz über jene rätselvollen Probleme brütete“, die in den obenerwähnten Vorträgen die erste und später in der „Geburt der Tragödie“ ihre ausführliche Darstellung gefunden hatten, sondern daß er gerade damals auch die ersten Eindrücke für sein Hauptwerk, dem „Willen zur Macht“, empfing. Er selbst hat es mir erzählt, daß eines Tages, wo ihm nach schmerzlichsten Erlebnissen das Herz vor Mitleid fast gebrochen wäre, er verschiedene Regimenter unsers wundervollen deutschen Heeres vorüberstürmen

sieht, der Schlacht, dem Tod entgegen, prachtvoll in ihrer Lebenskraft und Kampfesmut und vollständig der Ausdruck einer Rasse, die siegen, herrschen oder untergehen will. Damals hätte er zuerst aufs tiefste empfunden, daß der stärkste und höchste Wille zum Leben nicht in einem kümmerlichen Ringen ums Dasein zum Ausdruck kommt, sondern als Wille zum Kampf, als Wille zur Macht und Übermacht. — Viele, unendlich viele haben damals ähnliches erlebt, aber die Augen des Philosophen sehen anders als andere Leute und finden neue Erkenntnisse in Erlebnissen, die andere zu entgegengesetzten Resultaten führen. Wenn mein Bruder später an diese Vorgänge zurückdachte, wie anders und vielgestaltig mag ihm da das von Schopenhauer so gepriesene Gefühl des Mitleids erschienen sein, im Vergleich mit jenem wundervollen Anblick des Lebens-, Kampfes- und Machtwillens. Hier sah er einen Zustand, bei welchem der Mensch seine stärksten Triebe, sein gutes Gewissen und seine Ideale als identisch fühlt, und er sah diesen Zustand nicht bloß in den Ausführenden jenes Machtwillens, sondern vor allem auch in dem Zustande des Feldherrn selbst. Damals hat er zuerst die Überzeugung gewonneen, daß der große Mensch das Recht hat, Menschen zu opfern, wie es dem Feldherrn zugestanden wird und wie es den größten geistigen Führern der Menschheit und allen großen Erfindern bei der Ausführung ihrer Pläne zugestanden worden ist, um ihre höchsten Ziele zu erreichen.

Über seine Erlebnisse auf den Schlachtfeldern und welche traurigen Folgen sie für ihn hatten, berichtet er dem teuren Freund, als ihn endlich Nachrichten von Tribschen erreicht hatten.

Friedrich Nietzsche an Richard Wagner:

Erlangen, Sonntag.

„Lieber und verehrter Meister!

So ist denn, mitten im Ungewitter, Ihr Haus fertig geworden und fest begründet. Ich habe auch in der Ferne dieses

Ereignisses immer unter Segenswünschen gedacht und bin sehr beglückt, aus den Zeilen Ihrer von mir so geliebten Frau Gemahlin zu ersehen, daß die Möglichkeit, diese Feste zu begehen, schließlich doch noch schneller kam als vielleicht — bei unserem letzten Zusammensein — zu argwöhnen war.

Sie wissen, welcher Strom mich aus Ihrer Nähe fortgerissen hat, so daß ich nicht Augenzeuge so heiliger und ersehnter Handlungen sein konnte. Meine Hilfstätigkeit hat einen einstweiligen Abschluß gefunden, leider durch Krankheit. Meine mannigfachen Aufträge und Verpflichtungen führten mich bis in die Nähe von Metz; es wurde mir und meinem — sehr bewährten — Freunde Mosengel möglich, den größten Teil unserer Aufgaben mit Glück zu erledigen. In Ars sur Moselle übernahmen wir die Pflege von Verwundeten und kehrten dann mit diesen nach Deutschland zurück. Dieses dreitägige und dreinächtige Zusammensein mit Schwerverwundeten war der Höhepunkt unserer Anstrengungen. Ich hatte einen elenden Viehwagen, in dem sechs Schwerleidende lagen, allein während jener Zeit zu besorgen, zu verbinden, zu verpflegen usw. Alle mit zerschossenen Knochen, mehrere mit vier Wunden; dazu konstatierte ich bei zweien noch Wunddiphtheritis. Daß ich es in diesen Pestdünsten aushielt, selbst zu schlafen und zu essen vermochte, erscheint mir jetzt wie ein Zauberwerk. Kaum aber hatte ich meinen Transport an ein Karlsruher Lazarett abgeliefert, stellten sich auch bei mir ernstliche Zeichen von Unwohlsein ein. Mit Mühe kam ich nach Erlangen, um meinem Vereine über Verschiedenes Bericht zu erstatten. Dann legte ich mich zu Bett und liege bis jetzt. Ein tüchtiger Arzt erkannte als mein Leiden einmal eine sehr starke Ruhr und sodann Rachen-Diphtheritis. Wir sind aber mit der größten Energie gegen beide ansteckende Übel vorgegangen, und es ist heute gute Hoffnung zu melden. Mit zwei jener berüchtigten Lazarettseuchen habe ich also auf eins

Bekanntschaft gemacht; sie haben so schwächend und entkräftigend auf mich in kurzer Zeit gewirkt, daß ich zunächst alle meine Hilfstätigkeitspläne aufgeben muß und an meine Gesundheit allein zu denken veranlaßt werde. So bin ich nach einem kurzen Anlauf von vier Wochen, ins Allgemeinere zu wirken, bereits auf mich selbst wieder zurückgeworfen — recht elend!

Über die deutschen Siege möchte ich kein Wort sagen: das sind Feuerzeichen an der Wand, allen Völkern verständlich.

Heute darf ich nicht mehr schreiben; mein nächster Brief gilt Ihrer verehrten Frau Gemahlin, der ich meine innigsten Glückwünsche zu Füßen lege. Dem Täufling ein fröhliches Glückauf! Glückauf dem ganzen Tribschener Haus!

Ihr getreuer

Friedrich Nietzsche."

Aus dem Schluß des Briefes ersieht man, daß noch ein anderes Fest, Siegfrieds Taufe, inzwischen in Tribschen gefeiert worden war; er wurde Helferich, Siegfried, Richard genannt. Zugegen waren die alten Wagnerschen Freunde Dr. Willes aus Zürich. Aber wie es Wagner später sehr drollig beschrieb, „benahm sich Siegfried, ‚Fidi' genannt, nicht zum Besten". Während der Pfarrer sprach, hätte er immer vor sich hingeschwatzt (er war damals fünfviertel Jahr alt), und bei dem großen Augenblick, „wo sich der heilige Geist auf ihn herabsenken sollte", fing er kläglich an zu weinen. Frau Cosima aber schrieb feierlich: „doch ist er jetzt ein Christ, und hat er dem Pfarrer nicht viel Freude gemacht, so wird er hoffentlich unserm Heiland treu bis ans Kreuz bleiben". Derartigen etwas pathetischen Aussprüchen Cosimas pflegte damals Wagner recht spöttische, unchristliche und atheistische Bemerkungen entgegenzustellen, was sogar meinen Bruder verletzte. Denn mochte dieser auch noch so frei und unbefangen denken — im persönlichen Verkehr war er andern gegenüber,

um ihre religiösen Ansichten zu schonen, so zartfühlend, daß man nichts von seinen kühnen und extremen Überzeugungen ahnte. In späteren Zeiten hat er Wagners Gesinnungswechsel zu einem etwas aufdringlichen Christentum bitter empfunden, da er unerfreuliche Gründe argwöhnte. Aber von damals kann ich mich noch sehr genau einer Bemerkung erinnern, „daß Wagner mit etwas romantischem Christentum harmonischer und glücklicher sein würde"; und, in einer privaten Niederschrift (sogar noch drei Jahre später) gesteht er sich ein: „Wagner ist ein moderner Mensch und vermag sich nicht durch den Glauben an Gott zu ermutigen und befestigen. Er glaubt nicht in der Hand eines guten Wesens zu stehen, aber er glaubt an sich. Keiner ist mehr gegen sich ganz ehrlich, der nur an sich glaubt."

Nachdem sich mein Bruder soweit gekräftigt hatte, um reisen zu können, kam er von Erlangen zu uns nach Naumburg, um sich von seiner schweren Erkrankung allmählich zu erholen, aber sie hat doch fürs ganze Leben eine schwere Erschütterung seiner Natur hinterlassen, weil durch die angewandten scharfen Mittel sein früher so ausgezeichneter Magen geschwächt worden war. Unsere liebe Mutter pflegte bitter zu bemerken, sie wundere sich nur, daß er nicht an den Mitteln gestorben sei. In seinem strengen Pflichtgefühl dem Amt gegenüber, in seiner Liebe zu den Wissenschaften und im Vertrauen auf seine kräftige Konstitution machte er den Fehler, schon Anfang November, halb genesen, wieder nach Basel zu gehen, um in dem Studium die Erholung von allem Erlittenen zu suchen.

Während der letzten Monate hatte Wagner seine Schrift „Beethoven" vollendet und schickte sie meinem Bruder noch im Manuskript oder in Druckbogen als liebevolle Begrüßung, wofür sich mein Bruder auf das Wärmste bedankte.

Friedrich Nietzsche an Richard Wagner:

„Verehrtester Meister,

in dem ersten Ansturme des neuen Semesters, der diesmal, nach meiner langen Abwesenheit, besonders heftig ist, konnte mir nichts Erquicklicheres geschehen als die Übersendung Ihres „Beethoven". Wieviel mir daran liegen mußte, Ihre Philosophie der Musik — und das heißt doch wohl: die Philosophie der Musik kennen zu lernen, könnte ich Ihnen besonders an einem Aufsatze deutlich machen, den ich für mich in diesem Sommer schrieb, betitelt „die dionysische Weltanschauung". In der Tat habe ich durch dies Vorstudium erreicht, daß ich die Notwendigkeit Ihrer Beweisführung vollständig und mit tiefstem Genusse einsehe, so entlegen der Gedankenkreis, so überraschend und in Staunen versetzend alles und namentlich die Ausführung über Beethovens eigentliche Tat ist. Doch fürchte ich, daß Sie den Ästhetikern dieser Tage als ein Nachtwandler erscheinen werden, dem zu folgen nicht rätlich, ja gefährlich, vor allem unmöglich gelten muß. Selbst die Kenner Schopenhauerischer Philosophie werden der größten Zahl nach außer stande sein, den tiefen Einklang zwischen Ihren Gedanken und denen Ihres Meisters sich in Begriffe und Gefühle zu übersetzen. Und so ist Ihre Schrift, wie es Aristoteles von seinen esoterischen Schriften sagt, „zugleich herausgegeben und nicht herausgegeben". Ich möchte glauben, daß Ihnen dem Denker zu folgen in diesem Falle nur für den möglich ist, dem der „Tristan" vornehmlich sich entsiegelt hat.

Deshalb betrachte ich die wirkliche Erkenntnis Ihrer Tonphilosophie als ein kostbares Ordensbesitztum, das einstweilen nur sehr wenigen zugute kommt. —

In dem Manuskript sind gelegentlich einige doppelt zu setzende Buchstaben nur einfach geschrieben, z. B. in „appellieren, Apperception, supplieren", was für den Setzer zu be-

merken wäre. — — — (Hier ist ein großes Stück des Briefes abgerissen.)

Ihr dankbarer und getreuer

Basel 10 Nov. am Luthertage. Friedrich Nietzsche."

Dieser Brief meines Bruders ist das rührendste Zeugnis seiner Höflichkeit und seines Zartsinns. Anstatt Wagner daran zu erinnern, daß er ihm den Vortrag „Über die dionysische Weltanschauung" bei seiner Durchreise in Tribschen Anfang August vorgelesen hatte, tut er so, als ob er dies vergessen hätte, damit Wagner nicht darauf aufmerksam gemacht wurde, daß er einige Ideen meines Bruders, ehe dieser sie selbst veröffentlichte, in seinem „Beethoven" vorweggenommen hatte. Er drückt ihm nur für die Gleichheit ihrer Ansichten seine innigste Freude aus. Es kann ja auch sein, daß mein Bruder in dieser ereignisvollen Zeit es wirklich vergessen hatte, auch mit dieser Abhandlung Wagner schon früher bekannt gemacht zu haben, aber vielleicht ist ihm das doch während des Briefschreibens eingefallen; doch ist von diesem Brief in Wahnfried, wie schon angegeben, ein großes Stück weggerissen, das vielleicht etwas Näheres über diesen Punkt mitgeteilt hätte. Es ist früher von schlecht unterrichteten Wagner-Verehrern die Ansicht angedeutet worden, als ob Nietzsche von Wagner in einigen seiner Hauptgedanken, die ganz allein sein Eigentum waren, beeinflußt worden wäre. Wer unbefangen Wagners Schriften aus jener Zeit liest, sieht, daß es umgedreht war und fühlt deutlich den Einfluß Nietzsches von der Stunde an, als er mit Wagner näher bekannt wurde. Wenn Wagner z. B. in seiner Schrift „Über die Bestimmung der Oper" von dem Kompromiß zwischen apollinischer und dionysischer Kunst in der Tragödie sprach, so hatte er diesen Gedanken gewiß von meinem Bruder übernommen, was auch von ihm selbst nie geleugnet worden ist. Schon im Frühjahr 1870, als mein Bruder mit Rohde in Tribschen zu Besuch war, ist das Thema des Apollinischen

und Dionysischen zwischen ihnen lebhaft und nicht zum erstenmal erörtert worden; deshalb schreibt Rohde am 28. Mai 1871 an meinen Bruder: „Wagners Aufsatz ‚Über die Bestimmung der Oper‘ habe ich mit Aufmerksamkeit gelesen. Oft meinte ich Dich, liebster Freund, soufflieren zu hören, da, wo vom griechischen Drama die Rede ist.“

Da mein Bruder bis Anfang November bei uns in Naumburg gewesen war, so nahm er die dringende Einladung aus Tribschen an, das Weihnachtsfest wieder mit ihnen zu verleben. Von dort aus schreibt er an uns: „Hier geht es mir so gut, als ich nur irgendwie wünschen konnte, und wir haben ein sehr schönes Weihnachten gefeiert. Die Feier des 25. als des Geburtstages der Frau Wagner war vollendet und einer ausführlichen Erzählung wert. Das ‚Tribschener Idyll‘, wie der von W. komponierte wunderschöne Symphoniesatz genannt ist, gehört zu dem Allerschönsten, was es gibt. Die Musiker waren, wie wir, ganz begeistert.“ Diese Komposition war eine rührend schöne Überraschung Wagners zum Geburtstag seiner Frau, am 25. Dezember 1870. Er hatte sie ganz in der Stille mit einigen trefflichen Musikern in Luzern vorbereitet, damit es eine wirkliche Überraschung wurde. Nur meinem Bruder hatte Wagner etwas davon verraten und telegraphierte ihm deshalb: „Wollen Sie einer vorhergehenden Probe beiwohnen, so erwarten Sie mich um 3 Uhr im Hôtel du Lac und melden zuvor ostensibel telegraphisch, daß Sie erst um 5 Uhr ankämen. Wagner.“ Die Musiker hatten sich dann am Geburtstag früh ganz heimlich im Landhaus Tribschen eingeschlichen und auf der Treppe, die nach der oberen Etage führte, aufgestellt, sodaß die entzückende Musik wie Sphärenklang Cosima am Morgen begrüßte. Sie nannte diese Komposition nur „die selige Morgentraumdeutweise“.

„Es war ein schöner Morgentraum
Daran zu denken wage ich kaum.“

Aber die Kinder nannten sie die „Treppenmusik", weil die ausführenden Musiker an jenem schönen Morgen auf der Treppe gestanden und die Kinder sie so erblickt und ihr Spiel angehört hatten. Der Ausdruck „Treppenmusik" wurde dann stets im vertrauten Kreise, als besonders bezeichnend, scherzhaft dafür gebraucht. Jedoch für die Öffentlichkeit ist später der Titel „Siegfried-Idyll" gewählt worden.

Achtes Kapitel.

Verschiedene Reisen.

(1871.)

Im Anfang des Jahres 1871 war mein Bruder wieder auf das eifrigste mit den Arbeiten an seinem großen Griechenbuch beschäftigt. Immer neue Gedanken strömten ihm zu, aber aus diesem Reichtum nahm er nur einen größeren Teil heraus und begann ihn zusammenzufassen; jedoch war diese Zusammenfassung noch ohne jede Beziehung zu Richard Wagner und seiner neuen Kunst. Mitten in diesen Ausarbeitungen mußte er plötzlich abbrechen, denn seine Gesundheit, die nach seiner allzufrühen Rückkehr nach Basel sehr schwankend geworden war, verschlechterte sich zusehends. Er hatte sich nicht gepflegt und eine viel zu große Arbeitslast nach seiner schweren Erkrankung, ehe er wieder ganz hergestellt war, übernommen. Die Gelbsucht und eine Darmentzündung stellte sich ein, dazu wurde er von Schlaflosigkeit bitter gequält. In Tribschen war man über seine Erkrankung erschrocken und betrübt, denn man hatte gehofft, daß er alle Sonnabende und Sonntage dorthin kommen könnte, um an den herrlichen Beethoven-Quartett-Abenden teilzunehmen, die Kapellmeister Hans Richter in Tribschen eingerichtet und aus Rücksicht auf meinen Bruder extra auf Sonnabend oder Sonntag gelegt hatte. Nun mußte mein Bruder auf diesen hohen Genuß verzichten. „Muß es sein?" fragte er mit den herrlichen Klängen des F-dur-Quartetts von Beethoven, und die Notwendigkeit antwortete: „es muß sein". Professor Liebermeister, der schon mit der

verfrühten Aufnahme seiner Amtstätigkeit recht unzufrieden gewesen war, bestand jetzt darauf, daß er einen längeren Urlaub an den italienischen Seen verbringen sollte, und verordnete, „das heitere Schwesterchen" zur Pflege und Reisebegleitung mitzunehmen. Mein Bruder fuhr nach Tribschen, nur um Abschied zu nehmen und dann mit mir gleich weiter nach Lugano. Dort verlebten wir eine köstliche Zeit bei zum Teil prachtvollem Wetter. Wir fanden im Hotel du Parc auch sehr sympathische Gesellschaft, z. B. den Bruder des Feldmarschalls von Moltke mit seiner Gemahlin und zwei reizenden, ganz jungen Töchtern. Wir verkehrten viel mit dieser ausgezeichneten Familie und Cosima schrieb, daß sie uns um „den Bruder" beneide. Man war in Tribschen ungemein patriotisch gesinnt, denn Wagner, der mit dem Sieg der Deutschen auch den Sieg seiner Kunst erwartete, komponierte an seinem Kaisermarsch mit Begeisterung. Den Volksgesang daraus lernten die Kinder und erfüllten mit ihrem jubelnden „Heil dem Kaiser" das ganze Tribschner Landhaus; — nicht immer zur Freude der Besucher, z. B. der Mutter Cosimas, die damals in Tribschen weilte. Gräfin d'Agout besaß nach Wagners Ausspruch jene schönste französische Eigenschaft, den „heroischen Leichtsinn", aber bei alledem war sie fanatisch französisch gesinnt. Anfang April begaben wir uns auf die Rückreise; wir wären gern noch etwas länger in Lugano geblieben, aber Wagners schrieben, daß sie sich zwischen dem 15. und 20. April auf ihre große Rundreise begeben wollten und mein Bruder wünschte sehr, sie vorher noch zu sehen und zu sprechen.

Vor allem aber war es sein Wunsch, Wagners aus seiner neuen Griechenschrift vorzulesen, da sie immer den innigsten Anteil an seinen Produktionen nahmen und er während ihrer Abwesenheit auf ihrer beabsichtigten Rundreise versuchen wollte, diese Aufzeichnungen, damals als eine Art 1. Band seines großen Griechenbuchs gedacht, zum Druck fertig zu

stellen. Ich reiste voraus nach Basel und mein Bruder blieb in Tribschen zu seiner Vorlesung. Aber es muß dabei für meinen Bruder eine kleine Enttäuschung gegeben haben. Feinfühlig wie er war, hatte er wohl bemerkt, daß Wagner gehofft hatte, die neue Schrift meines Bruders würde irgendwie zur Verherrlichung seiner Kunst dienen. So begeistert mein Bruder für Wagner und seine Kunst war, so sträubte sich zunächst doch die Gewissenhaftigkeit des Gelehrten in dieser Schrift, damals „Griechische Heiterkeit" genannt, so Verschiedenartiges eng zu verknüpfen. Aber die Rücksicht auf den Freund siegte, denn sobald mein Bruder nach Basel zurückkehrte, ergab er sich mit dem größten Eifer einer Umarbeitung, schied einige Kapitel aus und beschränkte sich nun auf das Problem der griechischen Tragödie, um sie mit dem Hinweis auf Wagners Kunst verbinden zu können. Am 20. April war das Druckmanuskript zum Absenden bereit und wir schickten es an den Verlag W. Engelmann nach Leipzig, der sich früher einmal meinem Bruder als Verleger angeboten hatte.

Inzwischen reisten Wagners nach Augsburg und Bayreuth zur Besichtigung und Prüfung, ob sich das alte Rokokotheater für Wagners Musikdramen eigne. Beide Wagners fanden es unmöglich. Damals wurde der Entschluß gefaßt, für Wagner ein eignes Festspielhaus zu bauen, was unbeschreiblich kühn erschien. Zuletzt reisten sie nach Leipzig zu ihren Verwandten, Professor Brockhaus, und vorher nach Berlin, wo Wagner seinen Vortrag „Über die Bestimmung der Oper" in der Akademie hielt. Vor der Reise hatte Frau Cosima große Besorgnisse gehabt, daß ihnen irgendwelche Unannehmlichkeiten bevorstünden; aber es ging alles sehr gut und die Reise war für Wagners durchweg erfreulich. Nach ihrer Rückkehr wurden wir beide sehr dringend eingeladen, die Pfingstferien in Tribschen zu verleben und diese Tage sind mir in schönster Erinnerung geblieben. Ich erinnere mich noch

des letzten Abends, den ich dort verlebte: die Sonne war am Untergehen, aber schon stand der Mond voll und klar über dem leuchtenden Schneefeld des Titlis; wie nun allmählich die Sonnenbeleuchtung in das bleiche Licht des Mondes überging, wie der See und die so malerisch geformten, scharf umrissenen Berge immer zarter, duftiger und durchsichtiger wurden, sich gleichsam immer mehr vergeistigten, da stockte unser lebhaftes Gespräch, und wir versanken alle in ein träumerisches Schweigen.

Wir vier (eigentlich fünf) wandelten auf dem sogenannten Räuberweg, dicht am See, voran Frau Cosima und mein Bruder, Cosima in einem rosa Kaschmir-Gewand mit breiten echten Spitzenaufschlägen, die bis zum Saum des Kleides hinabgingen, am Arm hing ihr ein großer Florentinerhut mit einem Kranz von rosa Rosen, hinter ihr schritt würdig und schwerfällig der riesige kohlschwarze Neufundländer Ruß, dann folgte Wagner und ich, Wagner in niederländischem Malerkostüm: schwarzer Samtrock, schwarze Atlaskniehosen, schwarzseidene Strümpfe, eine lichtblaue Atlaskrawatte reich gefältelt, mit feinem Leinen und Spitzen dazwischen, das Künstlerbarett auf den damals noch üppigen braunen Haaren. Ich sehe noch deutlich, wie das Licht durch die Bäume auf die verschiedenen Gestalten fiel, wie wir schweigend dahinwandelten und über den silberglänzenden See hinausschauten; wir lauschten dem sanften Rauschen der anschlagenden Wellen, und jedem klang wohl aus dieser süßen eintönigen Melodie, wie aus dem Schall des Zauberhorns, das Lied seiner eigenen Gedanken entgegen.

Das Ziel unserer Wanderung war die Einsiedelei, ein Rindenhäuschen, das auf dem höchsten Punkt des Besitztums lag und in dem fast tageshellen Mondenlicht einen köstlichen Blick weit über den See hinweg und die ihn umgebende Gebirgskette bot. — Allmählich wurde der Bann des Schweigens gebrochen; Wagner, Cosima und mein Bruder begannen zu

reden von der Tragödie des menschlichen Lebens, von den Griechen, den Deutschen, von Plänen und Wünschen. Niemals, weder vorher noch nachher, habe ich in der Unterhaltung drei so verschiedener Menschen einen gleichen wundervollen Zusammenklang wiedergefunden; jeder hatte seine eigene Note, sein eigenes Thema und betonte es mit aller Kraft, und doch, welch prachtvolle Harmonie! Jede dieser eigenartigen Naturen war auf ihrer Höhe, leuchtete in ihrem eigenen Glanze, und doch verdunkelte keiner den anderen. Nie werde ich jene herrlichen Stunden vergessen! — —

Im Sommer kam auch Freiherr von Gersdorff meinen Bruder zu besuchen, nachdem er seine Kriegsabenteuer glücklich überwunden hatte. Er wurde natürlich sogleich nach Tribschen geführt und machte dort den besten Eindruck. Schon vorher hatte man ihn durch seine verehrenden Briefe schätzen gelernt, auch war er Patron des Bayreuther Unternehmens geworden. Cosima schrieb über ihn: „Wir sehen ihn gern unter der Zahl der Patrone, denn er hat uns den vortrefflichsten Eindruck gemacht. Alles was wir unter preußischem Wesen, im besten Sinne des Wortes, verstehen, fanden wir in ihm, und ich hoffe, daß wir dauernde Beziehungen mit ihm angeknüpft haben." In Tribschen gab es den ganzen Sommer hindurch sehr viel Besuch, auch solcher, der mit der großen Organisation des Patronats und der Wagnervereine für das Bayreuther Unternehmen zusammenhing. Jetzt, wo die häuslichen Verhältnisse Wagners in bester Ordnung waren, strömten von allen Seiten die alten Freunde und Bekannten herbei, so daß mein Bruder sich nicht verpflichtet fühlte, Wagners so oft wie früher in ihrer Einsamkeit aufzusuchen. Trotz seiner großen Liebe für Wagner empfand mein Bruder bei dem starken Einfluß, den Wagner auf ihn ausübte, daß dies eine Erleichterung sei, was von Wagner im stillen wohl bemerkt und im mündlichen und schriftlichen Verkehr angedeutet wurde.

Neuntes Kapitel.

Sorgen und Freuden.

(1871)

Im Sommer waren mein Bruder und ich in einer schönen Sommerfrische Gimmelwald bei Lauterbrunn, und dann fuhr er mit mir für den Herbst nach Naumburg, wo er bis Ende Oktober blieb. Das innerliche Hauptinteresse des ganzen Sommers, Enttäuschung und Sorge galt der geplanten Schrift, von welcher mein Bruder, nachdem er lange Zeit nichts von dem Verleger Engelmann gehört hatte, schließlich vernahm, daß dessen Sachverständiger bei dem Buch „gelinde Schauder" empfunden hätte. Durch diese Nachricht und die Ungeduld des Wartens wurde mein Bruder veranlaßt, das Manuskript aus dem Verlag Engelmann zurückzuziehen, obgleich es sich später ergab, daß Engelmann den Verlag des Buches doch hätte übernehmen wollen. Als nun mein Bruder die Herbstferien bei uns in Naumburg zubrachte und sein Geburtstag durch die Anwesenheit von Erwin Rohde und Freiherr von Gersdorff in heiterster Weise gefeiert wurde, beschloß er, auch noch einige Tage in Begleitung der Freunde nach Leipzig zu gehen. Dort redeten ihm die beiden Freunde außerordentlich zu, es doch mit dem Verleger Wagners zu versuchen, der sicherlich an der Einmischung so moderner Probleme, wie die der Wagnerschen Kunst, keinen Anstoß nehmen würde. Sie „schleppten" ihn, wie er später sagte, zu dem Verleger E. W. Fritzsch, der nach einigem Zögern die Schrift akzeptierte. Wagner war zunächst von der Wahl des Verlegers für das neue Buch meines Bru-

ders überrascht und, wie aus dem nachfolgenden Brief hervorgeht, nicht angenehm berührt.

Richard Wagner an Friedrich Nietzsche:

„Mein werter lieber Freund!

Ich bitte Sie recht herzlich, mir, als Ihrem wahrhaftigen Freunde, unumwunden die Gründe anzugeben, die Sie bewogen haben, Ihr von mir so erwartungvoll hochgehaltenes Manuskript dem Musikhändler Fritzsch anzubieten. Daß Sie von Engelmann zurücktraten, gibt mir zu Vermutungen Anlaß, in deren Betreff ich aus reiner Teilnahme an Ihnen gern Ihre vertrauten Mitteilungen wünsche.

Wenn Sie hierbei ein gewisses Zögern meinerseits gegenüber Fritzsche erblicken wollen, so seien Sie sicher, daß meine Beklemmung nur aus meiner Sorge für Ihr allerehrenvollstes und bedeutendstes Auftreten entspringt.

Verstehen Sie mich auf das Allerfreundlichste, und seien Sie herzlichst gegrüßt!

Tribschen 16 Okt. 71. Ihr

Richard Wagner."

Nachdem mein Bruder Wagner nähere Aufklärungen gegeben hatte, schrieb letzterer sehr empfehlende Worte an den Verleger E. W. Fritzsch; das Weitere sagt der nachfolgende Brief.

Friedrich Nietzsche an Richard Wagner:

„Verehrtester Meister,

heute endlich hat mir unser Fritzsch aus Leipzig Nachricht gegeben, nachdem ich lange in gänzlicher Befremdung über sein Schweigen dahin gelebt habe, ohne recht zu wissen, was ich zu tun hätte. Jetzt erfahre ich, daß er mein Manuskript sofort, noch bevor Ihre empfehlenden Zeilen eingetroffen waren, an einen Mitarbeiter seines Blattes zur kritischen Einsicht über-

sandt hatte: als welcher Bummler dasselbe bis zum 16. November zurückgehalten hat. Jetzt soll nun schnell losgedruckt werden; in welcher Beziehung Fritzsch vortreffliche Versprechungen macht. Dann kommt ein Passus, den Sie mir vielleicht mit einem Worte erklären können. Fritzsch schreibt mir: „Über die Honorarfrage werden Sie unterdes selbst nachgedacht haben, vielleicht, daß Ihnen in dieser Hinsicht Herr Wagner einige Andeutungen gemacht hat."

Hier würden Sie mich gänzlich in ungeheure Inschriftenwerke versteckt finden, aus denen ich für meine Studenten eine lateinische Epigraphik zusammenbraue oder von Hunderten von platonischen Schriften umringt, mit deren Hilfe ich meine Zuhörer in das Studium Platos einführe. Hebe ich das Ohr einmal aus diesem Bücherhaufen empor, so höre ich sofort etwas, was in Bologna vorgeht oder in der Stadtverordnetenversammlung von Bayreuth beraten ist, oder die „Academy" präsentiert sich mir mit einem neuen Aufsatz von Franz Hüffer, dem verkappten Engländer, oder auch ein erstaunliches Inserat mit dem Namen meines Freundes Gersdorff oder eine Besprechung von Fuchs' Präliminarien der Tonkunst usw. Kurz, auch nur ein mäßiges Hinhorchen genügt jetzt, um über die großen äußeren Züge Ihrer Existenz unterrichtet zu bleiben.

Von meinem letzten Tribschener Besuche habe ich die wärmste und herzlichste Erinnerung und weiß, was ich meinen Dämonen schuldig bin: denen ich neulich ein Dankopfer brachte, mit einer Spende roten Weines und den gesprochenen Worten *Χαίρετε Δαίμονες*: eine Feierlichkeit, die zugleich in Basel, Berlin und Kiel stattfand und bei deren Vollziehung wohl jeder von uns auch Ihrer gedacht hat: denn was bitten wir von den Dämonen, was danken wir ihnen, was nicht mit Ihnen auf das Innigste und Nächste zusammenhängt?

Ihr getreuer

Basel 18 Nov. 71. Friedrich Nietzsche."

Sobald mein Bruder die Angelegenheit mit dem Verleger E. W. Fritzsch geordnet sah, glaubte er in der Tat, noch etwas mehr in Hinsicht auf Einmischung von Gedanken, die Wagner und seine Kunst betrafen, wagen zu können und fügte dem Manuskript noch ziemlich viel hinzu. Er schreibt darüber an Rohde: „Der ganze letzte Dir noch unbekannte Teil wird Dich gewiß in Erstaunen setzen, ich habe viel gewagt und darf mir aber in einem ganz enormen Sinne zurufen: animam salvavi; weshalb ich mit großer Befriedigung der Schrift gedenke und mich nicht beunruhige, ob sie gleich so anstößig wie möglich ausgefallen ist und von einigen Seiten geradezu ein ‚Schrei der Entrüstung' bei ihrer Publikation laut werden wird." Ich darf aber nicht verhehlen, daß mein Bruder schon damals andeutete, daß er Wagner zuliebe eigne andre Ansichten unterdrückt habe. Auch an Rohde schreibt er: „Von der Art, wie so ein Buch entsteht, von der Mühe und Qual, gegen die von allen Seiten andringenden anderen Vorstellungen sich bis zu dem Grade rein zu halten, von dem Mut der Konzeption und der Ehrlichkeit der Ausführung hat ja niemand einen Begriff: am allerwenigsten vielleicht von der enormen Aufgabe, die ich Wagner gegenüber hatte, und die wahrlich in meinem Innern viele und schwere Kontristationen verursacht hat."

Ich muß ausdrücklich hervorheben, daß Wagner nicht bestimmt wußte, wie sehr die Schrift meines Bruders mit ihm zusammenhing. Ehe mein Bruder in die Ferien zu uns nach Naumburg und dann nach Leipzig reiste, war er noch einmal in Tribschen gewesen, aber es war da nur von dem mißglückten Versuch mit dem Verlag W. Engelmann, aber nicht von E. W. Fritzsch die Rede gewesen. Von dem weiteren Inhalt der Schrift hatte mein Bruder nicht gesprochen, da sie damals auch nur im geringen Maß, gegen die erste Vorlesung zu Ostern in Tribschen, zugunsten Wagners

verändert und vermehrt worden war. Daß die neue Schrift sehr stark mit Wagner in Verbindung gekommen war, wollte mein Bruder vorher nicht verraten. Ehe wir zu Pfingsten zusammen in Tribschen waren, war ich dringend ermahnt worden, davon auch nicht das geringste verlauten zu lassen, deshalb war Wagner in Unkenntnis, welchen Bezug die neue Schrift zu ihm hatte, was man aus seinem nächsten Brief, der nur die Honorarfrage behandelt, ersieht.

Richard Wagner an Friedrich Nietzsche:

„Verehrtester Freund!

Fritzsch hat mir in keiner Weise Andeutungen gemacht, welche ich Ihnen etwa zu übermitteln hätte, und ich glaube, er hat durch jenen Passus nur seine eigne Verlegenheit auf Sie abwälzen wollen. Mein eigenes Verhalten zu Fritzsch im Betreff der Honorarfrage ist ganz gelegentlich durch den okkassionellen Charakter der Quasi-Festschrift über Beethoven eingegeben worden, wobei mich das ungeheure Aufsehen der Judenbroschüre und die hierdurch erweckte Aufmerksamkeit auf meine Schriften zugleich mit bestimmt hatte, auf einen lebhaften und schnellen Absatz zu rechnen. Es käme nun darauf an, welcher Stimmung Sie im Betreff des erwarteten Absatzes Ihrer Schrift sind; ist diese zuversichtlich, so würden Sie sich für die Honorarforderung von den meinerseits hierfür befolgten und Ihnen ja bekannt gewordenen Ansichten über das Verhältnis der Auflagen zu der Honorierung leiten lassen. — Allerdings wäre es gut, wenn in dieser Hinsicht eine feste Konvention bestünde, welche, sobald überhaupt etwas zum Drucke angenommen würde, ein für allemal das Verhältnis bestimmte, und zwar ohne alle Rücksicht auf den Erfolg des „Geschäftes", statt dessen — wie ich es erfahren habe — bei jeder solchen Abmachung es aussieht, als ob soeben zum allererstenmale seit dem Bestehen der Welt ein Buch herausgegeben werden sollte. —

Viel Glück zu Epigraphik und Platon, welchen letzteren man jetzt auf Tribschen ebenfalls traktiert. Wir sind sonst ziemlich wohl und alles grüßt Sie herzlichst. —

Ihr

21 Nov. 71. Richard Wagner.

(Vorgestern wurde auch ein gewisser 2. Akt fertig.)"

Nicht nur Wagner, sondern auch mein Bruder war amüsanterweise in jenem Herbst mit Komponieren beschäftigt. Während der Ferien in Naumburg und Leipzig war mein Bruder sehr glücklich gewesen, gerade auch durch das Zusammensein mit den liebsten Freunden. So sollte nun eine Komposition „die verklärte Erinnerung an das Glücksgefühl seiner Herbstferien" ausdrücken. Bei dem Abschreiben der Komposition lernte er einen tüchtigen Kopisten kennen, der sich in großer Not befand. Mein Bruder versuchte, ihm zu helfen und ihn schließlich ohne Erfolg an Wagner zu empfehlen.

Richard Wagner an Friedrich Nietzsche:

„Verehrtester Freund!

Mein Haus ist gegenwärtig von einem brandenburgischen Gesangslehrer aus Zürich angefüllt, den ich für ein ungeheures Honorar geworben habe, und der mir nun bereits zwei Tage lang das schwierige Manuskript kopiert. — Durch Ihre Mitteilung gerührt, sann ich lange darüber nach, wie ich den Schwaben aus der Wolfsschlucht erlösen könnte; gerade jetzt aber, sobald jene dringende Kopie besorgt ist, habe ich gar keine irgend nützliche Arbeit für solch einen Musiker, was erst wieder der Fall sein wird, wann ich an das Instrumentieren komme, und das geschieht nicht vor nächstem Sommer. — Somit kann ich dem armen Menschen nichts anderes zuwenden als eine kleine Unterstützung, welche ich Sie ersuche, in der Gestalt von 20 Fr. in meinem Namen und für meine Rechnung ihm zuzustellen. —

Meine Meisterin hat Ihnen heute von dem Mannheimer Abenteuer geschrieben; vielleicht haben wir Hoffnung, Sie daran teilnehmen zu sehen? —

Haben Sie den „Auber" im Wochenblatt zu Gesicht bekommen? Wenn nicht, so kann ich Ihnen damit dienen.

Gegenwärtig befasse ich mich mit einem Berichte über die Schicksale meiner Nibelungenarbeit für den 6. Band meiner Schriften.

Gern wären wir beide bei Ihren Vorträgen über Platon; der „Staat" hat uns schließlich zur Rebellion gebracht: wir wurden Sempers Meinung über das weitschweifige Partikelwesen und wünschten schließlich, dieses hochberühmte Opus nur in einem geistreichen Auszuge kennen zu lernen. Das hat sich nun Platon nicht geträumt, als er diese Studie für seine Schüler aufsetzte! Jedoch, wem passiert nicht schließlich auf Tribschen etwas Unangenehmes?

Dagegen blicke ich nun mit großer Hoffnung auf Nietzsche, wenn ihn Fritzsch nur ordentlich bedient! Noch dieser Tage schweifte mein Blick von dem Genellischen Dionysos unter den Musen mit wahrem Erstaunen, wie über einen plötzlich verstandenen Orakelspruch, auf Ihre letzte Arbeit (d. h. soweit ich sie kenne!). Das ist ein merkwürdiger, ja wunderbarer Zusammenhang, ich möchte sagen meines ganzen Lebens mit sich selbst, welchen ich in Ihrem Gedanken, von jenem Bilde ab, mir dargestellt sehe. —

Können Sie noch einmal am Sonnabend abkommen, ehe ich verreise, was etwa am 9. Dezember geschehen wird, so wäre dies gewiß recht schön. Doch — wie Sie wissen — lade ich Sie nicht mehr ein: jederlei Beklemmung ist Ihnen daher erspart, wenn Sie n i c h t kommen. —

Von Herzen grüßt Sie

Ihr

26 Nov. 71. RW."

Wagner begann Anfang Dezember wiederum eine Rundreise, um dem Bayreuther Unternehmen hilfreiche Freunde zu gewinnen, und um in Bayreuth selbst zu energischen Vorbereitungen zu schreiten. Von dort aus begab er sich nach Mannheim, wo das erste große von Wagner dirigierte Konzert zum Besten des Wagnervereins stattfinden sollte. Dieses Konzert sollte auch eine Zusammenkunft der nächsten Freunde meines Bruders bringen, die hierdurch ihre Verehrung für Wagner ausdrücken wollten. Darauf hatte sich mein Bruder die ganze Zeit gefreut, aber leider war es den Freunden nicht möglich, sich einzufinden.

In einem Vortrag, den Herr Karl Heckel im Oktober 1913 im Nietzsche-Archiv gehalten hat, schilderte er sehr anschaulich die Tage in Mannheim: „Es ist Dezember 1871. Kaum acht Tage vor Weihnachten. Es geht gegen Mitternacht. Die Stadt liegt im Schlaf. Aber im Bahnhof herrscht noch Leben. Freunde begrüßen sich mit lebhaftem Zurufen. Auch Neugierige haben sich in Gruppen angesammelt. Man erwartet mit Spannung den Zug, der von Osten kommen soll. Er fährt brausend ein. Und als eine kleine eigenartige Gestalt mit ungemein behenden Bewegungen aussteigt, da erdröhnt ein dreifaches Hoch: ‚Richard Wagner hoch, hoch, hoch!‘

‚Herr Jesses‘, ruft der so Begrüßte lustig in sächsischem Dialekt, ‚ich bin doch kein Prinz!‘

Und dann begrüßt er die im Bahnhof zahlreich versammelten Mitglieder des erst vor kurzem gegründeten Wagnervereins. Er erzählt, daß er tags zuvor in Bayreuth den Platz besichtigt habe, den ihm die Stadt zur Errichtung seines Festspielhauses schenken wolle, er erzählt, daß die Ankündigung des Mannheimer Konzertes, das er in den Tagen selbst leite, als erstes zum Besten seines Unternehmens in Bayreuth das Vertrauen in seine Sache erhöht habe.

Kurze Zeit nach dem Zug, der Wagner aus Bayreuth nach

Mannheim brachte, trifft auch Frau Wagner aus Tribschen bei Luzern ein. Ihr Begleiter, auf dessen Hand gestützt sie den Zug verläßt, ist ein mittelgroßer junger Mann, etwa 27 Jahre alt, mit dunkelbraunem Haar und buschigem Schnurrbart. Eine hohe breite Stirn zeichnet ihn aus. Die Brille, die er trägt, gemahnt an einen Gelehrten, während die Sorgfalt in seiner Kleidung, die fast militärische Haltung, seine helle klare Stimme, dem widersprechen.

Frau Wagner macht ihn mit den Vorständen des Vereins bekannt, sie nennt seinen Namen: ‚Friedrich Nietzsche'.

Den nächsten Tag erfahren wir, daß er eigens des Konzertes wegen von Basel nach Mannheim gekommen ist. Er fehlt in keiner Probe und zählt zu den wenigen Gästen, vor denen Wagner sein Siegfriedidyll — das so in Mannheim seine Uraufführung erlebte — aus dem Manuskript zu Gehör bringt. Wir erfahren weiter, daß er nicht nur ein begeisterter Verehrer Wagners, sondern auch eine ungewöhnliche Persönlichkeit ist. Mit 24 Jahren wurde er als Professor nach Basel berufen. Seine Vorträge über die Griechen, die er in der alten, hoch über dem Rhein gelegenen Universität hielt, begegneten bei einem Manne wie ‚Jakob Burckhardt' lebhaftem Interesse, und seine Gedanken fanden in Tribschen bei Luzern, wo Wagner damals lebte, Widerhall, so oft der junge Gelehrte dort als Gast verweilte.

Mein Vater und der kleine Freundeskreis, auf dessen Einladung Wagner nach Mannheim gekommen war, hatte in jenen Tagen mehrmals Gelegenheit, Gespräche zwischen Nietzsche, Wagner und Frau Cosima mitanzuhören, wie sie gewiß nirgends sonst gleich ernst und tief damals geführt wurden."

In dem Konzert kamen zur Aufführung:

Einleitung: Kaisermarsch.

1. Ouvertüre zur Zauberflöte.

2. A-dur Symphonie.
3. Lohengrin-Vorspiel.
4. Vorspiel zu den Meistersingern.
5. Vorspiel und Schlußsatz aus Tristan und Isolde.

In der Probe ist das „Siegfried-Idyll", in Tribschen „Treppenmusik" genannt, vor einem ganz kleinen Zuhörerkreis zweimal nacheinander gespielt worden. Außer Frau Wagner und meinem Bruder wohnte noch Alexander Ritter und Frau, der Vorstand des Wagnervereins in Mannheim, Emil Heckel an der Spitze, die Herren Pohl, Nohl, Friedr. Wengler und Kapellmeister Handloser der Auffuhrnng bei.

Dieses Konzert war für meinen Bruder einer der tiefsten Eindrücke seines Lebens. Er schreibt an Rohde: „Übrigens fühle ich mich in meinen Erkenntnissen der Musik wunderbar befestigt und von deren Richtigkeit überzeugt — durch Das, was ich diese Woche in Mannheim mit Wagner zusammen erlebte. Ach, mein Freund! Daß Du nicht dabei sein konntest! Was sind alle sonstigen künstlerischen Erinnerungen und Erfahrungen, gemessen an diesen allerletzten! Mir ging es wie Einem, dem eine Ahnung sich endlich erfüllt. Denn genau Das ist Musik und nichts sonst! Und genau Das meine ich mit dem Wort ‚Musik', wenn ich das Dionysische schildere und nichts sonst! Wenn ich mir aber denke, daß nur einige hundert Menschen aus der nächsten Generation Das von der Musik haben, was ich von ihr habe, so erwarte ich eine völlig neue Kultur!

„Alles was übrig bleibt und sich gar nicht mit Musikrelationen erfassen lassen will, erzeugt bei mir freilich mitunter geradezu Ekel und Abscheu. Und wie ich vom Mannheimer Konzert zurückkam, hatte ich wirklich das sonderbar gesteigerte übermächtige Grauen vor der Tageswirklichkeit: weil sie mir gar nicht mehr wirklich erschien, sondern gespenstig."

Weihnachten 1871 verlebte mein Bruder einsam in Basel,

da er Zeit und Einsamkeit nötig hatte, um seine sechs Vorträge „Über die Zukunft der Bildungsanstalten", zu denen er sich verpflichtet hatte, auszudenken und auszuarbeiten. Sein neues Werk „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik" war schon mehrere Wochen im Druck vollendet und er wartete jeden Tag darauf, daß die fertigen Exemplare ankämen, um sie nach Tribschen zu schicken und Wagner, da sie keine Weihnachtsgabe mehr sein konnte, wenigstens eine Neujahrsfreude damit zu bereiten.

Zehntes Kapitel.

Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik.

(1872)

Am Neujahrstag 1872 erhielt mein Bruder sein erstes Werk. Mit bewegtem Herzen schrieb er in sein Handexemplar:

„Schaff das Tagwerk meiner Hände,
Großer Geist, daß ich's vollende!"

Nun aber beeilte er sich den teuren Freunden in Tribschen so schnell wie möglich das Buch zu senden.

Friedrich Nietzsche an Richard Wagner:

„Verehrtester Meister,

endlich kommt mein Neujahrswunsch und meine Weihnachtsgabe: freilich sehr spät, doch ohne Fritzschens und meine Schuld. Die mitunter unberechenbare Post gehört aber zu „des Geschickes Mächten," mit denen kein ew'ger Bund zu flechten ist. Am 29. Dezember ist bereits das Paket von Leipzig abgegangen, und stündlich habe ich bis jetzt auf seine Ankunft gewartet, um Ihnen mit ihm zusammen meine Glück- und Segenswünsche zuschicken zu können.

Möge meine Schrift wenigstens in irgendeinem Grade der Teilnahme entsprechen, die Sie ihrer Genesis bis jetzt, wirklich zu meiner Beschämung, zugewandt haben. Und wenn ich selbst meine, in der Hauptsache recht zu haben, so heißt das nur so viel, daß Sie mit Ihrer Kunst in Ewigkeit recht haben müssen. Auf jeder Seite werden Sie finden, daß ich Ihnen nur zu

danken suche für Alles das, was Sie mir gegeben haben: und nur der Zweifel beschleicht mich, ob ich immer recht empfangen habe, was Sie mir gaben. Vielleicht werde ich manches später einmal besser machen können: und „später" nenne ich hier die Zeit der „Erfüllung", die Bayreuther Kulturperiode. Inzwischen fühle ich mit Stolz, daß ich jetzt gekennzeichnet bin und daß man mich jetzt immer in einer Beziehung zu Ihnen nennen wird. Meinen Philologen gnade Gott, wenn sie jetzt nichts lernen wollen.

Ich werde beglückt sein, verehrtester Meister, wenn Sie diese Schrift, am Beginn des neuen Jahres, als ein gutes und freundliches Wahrzeichen entgegen nehmen wollen.

In kurzer Zeit werde ich für Sie und Ihre Frau Gemahlin gebundene Exemplare nachschicken.

Unter Segenswünschen für Sie und Ihr Haus und mit heißen Danke für Ihre Liebe bin ich, der ich war und sein werde

Ihr getreuer

Basel 2 Januar 1872. Friedrich Nietzsche."

Richard Wagner an Friedrich Nietzsche:

„Lieber Freund!

Schöneres als Ihr Buch habe ich noch nichts gelesen! Alles ist herrlich! Nun schreibe ich Ihnen schnell, weil die Lektüre mich übermäßig aufregt und ich erst Vernunft abwarten muß, um es ordentlich zu lesen. — Zu Cosima sagte ich, nach ihr kämen gleich Sie: dann lange kein anderer, bis zu Lenbach, der ein ergreifend richtiges Bild von mir gemalt hat! —

Beachten Sie, was sie Ihnen schrieb — übrigens im Betracht der Sache, Gleichgültiges. —

Adieu! Kommen Sie bald auf ein Husch herüber, dann soll es dionysisch hergehen!

Ihr

R. W."

Cosima schrieb zuerst nur eine Empfangsbestätigung mit Angabe von Namen, an welche das Buch gesandt werden sollte, dann aber in tiefer Ergriffenheit: „O wie schön ist Ihr Buch! Wie schön und wie tief, wie tief und wie kühn! Wer soll es Ihnen lohnen, würde ich beklommen fragen, wüßte ich nicht, daß Sie in dieser Konzeption der Dinge den höchsten Lohn gefunden haben müssen. Und fühlen Sie sich belohnt, wie bringen Sie die innere großartig aufbauende Stimmung in Einklang mit der Außenwelt, in der Sie zu wirken haben; ‚wie ertrug ich's nur, wie ertrag ich's noch?‘ da hilft der Tag und vielleicht auch die Silvesterklänge, nicht wahr?

„Sie haben in diesem Buche Geister gebannt, von denen ich glaubte, daß sie einzig unserm Meister dienstpflichtig seien; über zwei Welten, von denen wir die eine nicht sehen, weil sie zu fern, die andere nicht erkennen, weil sie uns zu nahe ist — haben Sie den hellsten Schein geworfen, so daß wir die Schönheit fassen, die uns ahnungsvoll entzückte, und die Häßlichkeit begreifen, die uns beinahe erdrückte, und trostreich lassen Sie Ihre Leuchte in die Zukunft — die unsern Herzen Gegenwart ist — scheinen, daß wir hoffnungsvoll erflehen können ‚das Gute siege.‘ Ich kann Ihnen nicht sagen wie erhebend Ihr Buch mich dünkt, in welchem Sie so schlicht wahrhaftig die Tragik unsres Daseins feststellen; und wie ist Ihnen die schönste Anschaulichkeit in den schwierigsten Fragen gelungen! Wie eine Dichtung habe ich diese Schrift gelesen, die doch die tiefsten Probleme uns dartut, und kann ich mich von ihr ebensowenig als der Meister trennen, denn sie gibt mir eine Antwort auf alle unbewußten Fragen meines Innern. Sie denken sich wohl, wie Ihre Erwähnung von Tristan und Isolde mich ergriffen hat; die Vernichtung durch die Musik und die Erlösung durch das Drama habe ich, wie Sie es schildern, in diesem einzigen Werk am mächtigsten empfunden, doch mir nie sagen können, so daß Sie den gewaltigsten Eindruck meines Lebens mir auch

erhellt haben. Und Schopenhauer als Dürerscher Ritter, wie schön empfunden und dargestellt! Aber was werden die Bibliothekare und Korrektoren sagen? Ich denke garnichts (‚ja ich verstand garnichts davon‘, sagt der ehrliche Kothener) und ist es ziemlich gleichgültig; das Einzige was uns beschäftigt und bekümmert sind Sie. Werden wir nichts von Ihren Vorträgen erfahren? Dieses Thema ist ja Ihre Reformation, und wir möchten gern davon mehr vernehmen. Haben Sie Dank für Ihre Zusendungen; Frau v. Schl. muß das Buch schon haben und der gute R. P. war eigentlich überflüssig, denn seine Mannheimeriaden waren heilloses Zeug; der Gute weiß doch nicht alles, mich dünkt es gibt nur einen Wagner-Allwissenden, wer dieser ist, sage ich nicht. —"

Wiederum fühlte sich der Meister durch meines Bruders Gedanken und Empfindungen auf das stärkste zum Komponieren angeregt, gerade wie im Januar 1870, als in jenen oft erwähnten Vorträgen die neue Gedankenwelt Nietzsches zuerst zu ihm kam und auf ihn eindrang. Cosima schreibt darüber: „Der Meister arbeitet am Morgen und Sie sollten diesen zweiten Sang der Rheintöchter hören! Abends lesen wir Schopenhauer; nachmittags jeder für sich ‚Die Geburt der Tragödie‘ und zu Mittag besprechen wir die Aufführung der neunten Symphonie, denn diese soll am Abend der Grundsteinlegung — und zwar durch Aufruf an alle deutschen Musiker — stattfinden. Ja, Bayreuth. (Tribschner Etymologie: beim Reuth) ‚jetzt sollen wir tragische Menschen werden‘; Gott weiß, ob diese neueste Idee gelingt, das ist aber beinahe gleichgültig, wir können nur für unser Wollen stehen, gelingt es aber, so erleben wir in Wilhelminens Gebäude das, wozu Sie uns laden. Hat der Meister Ihnen erzählt, daß Bürgermeister und Stadtrat von Bayreuth hier waren? Sie kamen plötzlich mit Bauplänen, und der Tag auf Tribschen war merkwürdig genug."

Die Briefe der Freunde, die meinem Bruder allesamt ihre

Begeisterung aussprechen, sodann das erschrockene Erstaunen solcher, die meinem Bruder wohlgesinnt waren, aber bei dem Lesen seines Werkes jenen „gelinden Schauder" wie der Sachverständige des Verlags W. Engelmann empfanden, alles das erschütterte ihn aufs Tiefste. Er wurde krank und befürchtete (zum Glück grundlos), daß der Zustand des vorigen Jahres sich wiederholen könnte. Er wurde aber dadurch verhindert der dringenden Einladung nach Tribschen zu folgen, zumal auch seine Vorträge „Über die Zukunft unserer Bildungsanstalten" Zeit und Gedanken in Anspruch nahmen. Wagner wußte nicht, was er davon denken sollte, daß Nietzsche, nachdem er ihm seine Bewunderung so stürmisch ausgedrückt hatte, sich nicht sogleich nach Tribschen aufmachte. Mißtrauisch wie er war, argwöhnte er, daß mein Bruder bereits bereue diese Schrift geschrieben und besonders: sie veröffentlicht zu haben, wovon der nachfolgende Brief Kunde gibt.

Richard Wagner an Friedrich Nietzsche:

„Mein Freund!

Wie schwer machen Sie es mir, Ihnen meine Freude über Sie zu bezeugen! Daß Sie krank sind, hat mich recht übel betroffen. Sie müssen es uns verzeihen, wenn wir den Peripetien — nicht Ihrer Entwickelungs-, aber sozusagen der Feststellungs-Phasen Ihres Berufes, soweit diese sich auf Ihr inneres Gemütsleben beziehen, oft mit großer Beklemmung zusehen. Wir haben in Ihnen, seit unserer Bekanntschaft, auffällige Beunruhigungen wahrgenommen, zu deren Erklärung Sie zwar oft sehr vertraulich beitrugen, welche Sie dennoch aber — in fast regelmäßigen Perioden — so bestimmt wiederholten, daß wir uns schließlich zu einer ernst freundschaftlichen Vorsicht für unseren Verkehr mit Ihnen angehalten fühlten. — Nun veröffentlichen Sie eine Arbeit, welche ihresgleichen nicht hat. Jeder Einfluß, der etwa auf Sie ausge-

übt worden wäre, ist durch den ganzen Charakter dieser Arbeit fast auf Nichts zurückgeführt: was Ihr Buch vor allen andren auszeichnet ist die vollendete Sicherheit, mit welcher sich eine tiefsinnigste Eigentümlichkeit darin kundgibt. Wie anders hätte sonst mir und meiner Frau der sehnlichste Wunsch erfüllt werden können, einmal von außen Etwas auf uns zutreten zu sehen, das uns vollständig einnehmen möchte? Wir haben Ihr Buch — früh jedes für sich — abends gemeinsam — doppelt durchgelesen; wir bedauern, nicht bereits die uns verheißenen doppelten Exemplare zur Verfügung zu haben. Um das eine Exemplar streiten wir uns. Ich brauche es immer noch, um zwischen Frühstück und Arbeit mich in die rechte Stimmung zu bringen; denn seit der Lektüre komponiere ich wieder an meinem letzten Akte. Einsam, oder gemeinsam, ist unsere Lektüre stets von Exklamationen begleitet. Ich für mein Teil begreife nicht, wie ich so etwas erleben durfte. — So etwa steht es bei uns. —

Nun blickten wir auf Sie, und — es bangte uns.

Während uns die wunderlichsten Mutmaßungen überschlichen und wir fast zu der Annahme gelangten, die Veröffentlichung Ihres Buches, ja, die ganze Abfassung desselben könnte Sie — wenigstens für eine Zeitlang — in eine, fast wie reumütig aussehende Stimmung versetzen, melden Sie uns, nach längerem Schweigen, Ihre Erkrankung. Und diese Erkrankungen haben uns schon oft erschreckt, nicht weil sie uns ernstliche Befürchtungen für Ihren physischen, sondern für Ihren Seelen-Zustand erweckten.

Möchten Sie uns bald durch ein frohes Wort, am besten durch einen — wenn auch kurzen — Besuch beruhigen können!

Freund! Was ich sage, ist nicht derart, daß es durch eine lachende Versicherung verscheucht werden könnte. Sie sind tief, und gewiß ersehen Sie in meinem Verkehr mit Ihnen keine Oberflächlichkeit. Ich verstehe Sie auch mit dem Sinne

der musikalischen Komposition, mit welcher Sie uns so sinnig überraschten. Nur fällt es mir schwer, mein Verständnis Ihnen mitzuteilen. Und daß ich diese Schwierigkeit empfinde, beklemmt mich eben.

Und hinwiederum, mein Freund, was hätte ich Ihnen zu sagen, das Sie nicht wüßten und aus Ihrem Innersten sich selbst sagen könnten? Sie sehen und erkennen ja alles, so daß mit Ihren Augen zu sehen und zu erkennen für mich eben eine so neue, ganz ungeahnte Lust war. Ich verstehe Sie jetzt auch in so vielem anderen, was Sie, als zu Ihrem Beruf gehörig, immer wieder ernstlich beschäftigt, wie Ihre mir gemachten Andeutungen im Betreff des pädagogischen Wesens. Tief und weit blicke ich mit Ihnen, und unabsehbar weite Gebiete hoffnungsvollster Tätigkeit eröffnen sich vor mir — vor mir — mit Ihnen zur Seite.

Aber Sie sind krank. Sind Sie auch mißmutig, o! so wünschte ich Ihren Mißmut zerstreuen zu können. Wie soll ich das anfangen? Genügt Ihnen mein grenzenloses Lob? Dies bezweifeln zu müssen, betrübt mich eben so sehr. Dennoch kann ich nicht anders, als es Ihnen zu spenden. Nehmen Sie es wenigstens freundlich auf, selbst wenn es Ihnen nicht genügt! —

Herzlichste Grüße von

Tribschen 10 Jan. 72. Ihrem

Richard Wagner."

Auf dieses warmherzige, aber trotzdem etwas argwöhnische Schreiben erhielt Wagner einen „wahrhaft ergreifenden" Brief meines Bruders, der, wie mir Wagner später erzählte, alle Beunruhigungen zerstreute; zumal mein Bruder sich bemühte, an alle Freunde Wagners: Frau von Muchanoff, Ministerin von Schleinitz, Liszt, Bülow, Richard Pohl usw. Exemplare seines Buches zu schicken. Das hätte er doch gewiß nicht getan, wenn er die Veröffentlichung bereits bereut hätte. Nur

an den König von Bayern wollte mein Bruder nicht gern selbst sein Buch schicken, wie es Wagner ursprünglich erbeten hatte. Meines Bruders Stilgefühl hatte sich stets gegen die „fürstliche Briefschreiberei" aufgelehnt, zu der wir schon als Kinder den ehemaligen Schülerinnen unsers Vaters gegenüber — der Großfürstin Constantin, der Großherzogin von Oldenburg und der Prinzeß Therese von Altenburg — genötigt waren. So fand auch Wagner einen Ausweg, ihm einen solchen Brief zu ersparen.

Richard Wagner an Friedrich Nietzsche:

„Freund! Nur zwei Worte in Betreff des grün-goldnen Baumes des Lebens.

Haben Sie noch einige Exemplare Ihres Buches vorrätig, und können — oder wollen Sie — in diesem Falle mir etwa 3 oder 4 davon zu vernünftiger Verwendung anvertrauen? — Wenn nicht, so gehe ich natürlich an Fritzsch. —

Gut überlegt, schreiben Sie nicht an den König, sondern an

Hofrat L. Düfflipp

Hofsekretär S. M. des Königs,

welchen Sie, mit Berufung auf meine Ankündigung dieser Sendung, ersuchen, die Schrift dem Könige zu übergeben. Dieses überhebt Sie auch der Unsinnigkeiten des Kurialstiles, welchen Ihnen nur vorzuzeichnen es mich empört. —

Ihre Genesung erfreut uns ernstlich. Auch kamen die Exemplare, welche uns sehr erfreuten.

Das ‚Register' hat mich nach allen Dimensionen meines Inneren hin mit Grausen erfüllt.

‚Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an' — usw. —

Kommen Sie bald — so unversehens — und überzeugen Sie sich, wie lieb Sie uns sind.

Ihr

Tribschen 16 Jan. 72. Richard Wagner."

Mein Bruder hielt am 16. Januar den ersten seiner Vorträge „Über die Zukunft unserer Bildungsanstalten“, die einen außerordentlichen Erfolg hatten, „Ergriffenheit, Begeisterung, Haß schön gepaart.“ Gleich nach dem ersten Vortrag fuhr er nach Tribschen, wo er ungemein festlich empfangen wurde. Als er von dort nach Basel zurückkehrte, erschien eine Deputation, um ihm anzukündigen, daß die Studentenschaft ihm einen Fackelzug bringen wollte. Er hatte nämlich eine Anfrage aus Greifswald erhalten: ob er eine Professur dort annehmen würde? Ohne zu zögern, lehnte er ab und empfahl seinen Freund Erwin Rohde für diese Stelle. Obgleich er zu niemand davon gesprochen hatte, war die Tatsache doch bekannt geworden. Es herrschte große Freude über seine Ablehnung und sie wurde ihm hoch angerechnet. Er schreibt an Rohde: „Es hat mir eine große Sympathie bei den guten Baslern erweckt. Obwohl ich protestierte, daß es kein Ruf sei, sondern nur eine ganz vorläufige Anfrage, hat mir doch die Studentenschaft einen Fackelzug zu bringen beschlossen, und zwar mit der Motivation, daß sie damit ausdrücken wolle, wie sehr sie meine bisherige Tätigkeit in Basel schätze und ehre. Übrigens habe ich den Fackelzug abgelehnt.“ Jacob Burckhardt, der sich schon über die „Geburt der Tragödie“ und die Vorträge „Über die Zukunft unserer Bildungsanstalten“ ganz entzückt ausgesprochen hatte, äußerte sich wahrhaft rührend erfreut, daß mein Bruder in Basel blieb. Cosima schrieb: „auf ihn kommt es wohl Ihnen hauptsächlich an.“ Und das war auch sehr richtig, denn auf den Verkehr mit Jacob Burckhardt, und auf dessen großes Entgegenkommen ihm gegenüber legte mein Bruder den höchsten Wert.

In jenem Winter war mein Bruder in Basel ungewöhnlich „populär“ geworden. Sein Entschluß, in Basel zu bleiben, sodann die schon öfter erwähnten Vorträge „Über die Zukunft unserer Bildungsanstalten“ hatten ihm sehr viel Sympathie

erweckt. Von den letzteren schreibt er: „Mit der hier erzielten Wirkung bin ich außerordentlich zufrieden, ich habe die ernsthaftesten und ergebensten Zuhörer, Männlein und Weiblein und so ziemlich die ganze Studentenschaft besseren Schlags." Vor allem feierte ihn das Basler Patriziat; zu allen großen Gesellschaften und Bällen wurde er, oft als einziger Deutscher, eingeladen, und er tanzte so eifrig, daß er am Schluß des Winters schreibt, daß sein Frack durch die Anstrengungen des Winters ganz verbraucht sei, weshalb er sich für die zu erwartenden Festlichkeiten in Bayreuth einen neuen bestellte. Wer nun aus dem folgenden Kapitel die inneren Kämpfe kennen lernt, die ihn in jenem Winter bewegt haben, wird sich über den heitern, Bälle und Gesellschaften so viel besuchenden jungen Professor nicht genug verwundern können. Da darf man nicht vergessen, daß diese Kämpfe und Überlegungen zu Entschlüssen führen sollten, die den geliebtesten Freunden helfen würden. Daß er für sie seine Existenz aufs Spiel setzte, das machte ihn stolz und übermütig!

Elftes Kapitel.

Schwere Entschlüsse.

Ende Januar 1872 kam plötzlich mein Bruder in jene schon angedeuteten Seelenkämpfe. Wagner meldete sich zu einem Besuch auf der Durchreise nach Berlin in Basel bei ihm an und schüttete ihm sein Herz aus. Wagner war nach Berlin durch eine Mitteilung gerufen worden, daß dort jemand 200 000 Taler zusammenbringen wolle, so daß auch vor der Zeichnung der Patronsscheine mit vollem Vertrauen der Bau seines eigenen Hauses und des Festspielhauses in Bayreuth begonnen werden konnte. Sollte ich mich in der Andeutung dieser Vorgänge etwas irren, so bitte ich um Entschuldigung, aber ich wiederhole nur, was mir Freiherr von Gersdorff, der alles miterlebte, später erzählt hat. Wagner wurde durch diese Aufforderung, nach Berlin zu kommen, mitten aus der Komposition an dem 3. Akt der „Götterdämmerung" herausgerissen und begab sich ziemlich widerwillig dorthin, zumal er nicht einmal das rechte Vertrauen zu dieser Sache hatte. Während er nun mit meinem Bruder redete, kamen leidenschaftliche Klagen, drückende Sorgen und manch verhehlter Unmut heraus, „daß alles auf ihm läge, daß ihm niemand in solchen Dingen zur Seite stünde" usw. usw. Mein Bruder war erschüttert, den geliebten und verehrten Meister so leiden zu sehen, er tröstete ihn, so viel er konnte, da er im Gegensatz zu Wagner an die damals phantastische Möglichkeit einer solchen plötzlichen Hilfe glaubte, zumal auch eine günstige Nachricht gerade noch in Basel eintraf. Am

liebsten wäre er mit ihm nach Berlin gereist; da ihn daran sein Amt verhinderte, so schrieb er an Freiherrn von Gersdorff, seine Stelle bei Wagner einzunehmen: „Du wirst verwundert sein, Wagner so plötzlich bei Dir zu sehen. Ich beschwöre Dich, alles zu tun, zu sehn, zu empfinden, was ihm in einem so wichtigen Moment von Wert sein kann. Ich übertrage auf Dich für diese Tage alles das, was ich für ihn empfinde, und bitte Dich, so zu handeln, als ob Du ich wärst."

Gersdorff entsprach auch vollständig dem auf ihn gesetzten Vertrauen. Wagner telegraphierte: „Der Alexandriner Gersdorff ist unentbehrlich geworden." (Gersdorff wohnte in Berlin in der Alexanderstraße.) Dankbar schrieb mein Bruder dem Freunde: „Was Du auch tun magst — denke daran, daß wir beide mit berufen sind, an einer Kulturbewegung unter den ersten zu kämpfen und zu arbeiten, welche vielleicht in der nächsten Generation, vielleicht noch später, der größeren Masse sich mitteilt. Dies sei unser Stolz, dies ermutige uns: im übrigen habe ich den Glauben, daß wir nicht geboren sind, glücklich zu sein, sondern unsere Pflicht zu tun; und wir wollen uns segnen, wenn wir wissen, wo unsere Pflicht ist."

Dieses Wort Pflicht stand meinem Bruder ernst und als schwere Frage vor der Seele. War es vielleicht seine Pflicht, alles, sein Amt und seine eigenen Studien beiseite zu werfen, und sich ganz Richard Wagner und seinen Plänen zu widmen? Er schrieb an Wagner und deutete seine Bereitwilligkeit an.

Friedrich Nietzsche an Richard Wagner:

„Mein verehrter Meister,

soeben habe ich einen Brief an Ihre Frau Gemahlin abgesandt; es ist kaum eine Stunde nach Ihrer Abreise von Basel, sodaß ich hoffen kann, wie schon morgen früh die gute Nachricht in Tribschen ist.

Es scheint jetzt der Moment zu sein, in dem der Bogen endlich gespannt wird — nachdem er lange mit schlaffen Sehnen

dahing. Daß Sie es aber auch sein müssen, der dies tut! Daß doch alles zuletzt auf Sie zurückgeht! Ich empfinde meine jetzige Existenz als einen Vorwurf und frage Sie aufrichtig an, ob Sie mich brauchen können. Außer dieser Anfrage wüßte ich augenblicklich nichts zu berichten — aber viel, sehr viel zu wünschen, zu hoffen, mein verehrter Meister!

In Treue Ihr

Basel Mittwoch. Friedrich Nietzsche."

Wenn auch früher Wagner eine Andeutung meines Bruders, sich ihm ganz zu widmen, abgelehnt hatte, weil er ihn lieber als Universitätsprofessor zu seinem Freund haben wollte, übrigens in wahrhaft väterlicher Besorgnis ihn auch nicht aus seinem eigenen Lebensberuf herauszureißen beabsichtigte — so hatte sich jetzt die Situation mit der Verwirklichung des Bayreuther Gedankens geändert. Emil Heckel in Mannheim hatte Wagner dringend angeraten, einen Freund in Deutschland herumzuschicken, der Vorträge über das Bayreuther Unternehmen halten könnte. Nach dem Erscheinen der „Geburt der Tragödie" und auf Grund der Begeisterung, die meines Bruders Vorträge stets erregt hatten, war nun Wagner zu der Überzeugung gekommen, daß nur Nietzsche es erreichen würde, die Öffentlichkeit zum Verständnis und zur Erfüllung seiner Pläne hinzureißen. Mein Bruder war zu diesem Opfer, sein Amt aufzugeben, bereit. Man bedenke, was das damals, wo er von Bewunderung und Anerkennung als Universitätslehrer umgeben war, zu sagen hatte! Dieser Entschluß, alles für Wagners Sache dahin zu geben, kam nicht aus leichtem Herzen, aber er glaubte, dem teuren Meister am nächsten zu stehen und deshalb die höchste Verpflichtung zu haben, für ihn zu wirken. In diesem Empfinden schreibt er an Rohde, welchem er sich gern anvertraut hätte: „Warum leben wir nicht beieinander! Denn was ich jetzt alles auf

dem Herzen trage und für die Zukunft vorbereite, ist in Briefen auch nicht einmal zu berühren. — Ich habe mit Wagner eine Alliance geschlossen. Du kannst Dir gar nicht denken, wie nah wir uns jetzt stehen und wie unsere Pläne sich berühren. — Was ich über mein Buch habe hören müssen, ist ganz unglaubwürdig: weshalb ich auch darüber nichts schreibe. — Was denkst Du darüber? Ein ungeheurer Ernst erfaßt mich bei allem, was ich darüber vernehme, weil ich in solchen Stimmen die Zukunft dessen, was ich vorhabe, errate. Dieses Leben wird noch sehr schwer."

Wagner kehrte sehr glücklich von seiner Reise nach Berlin und Bayreuth nach Tribschen zurück und schrieb den ersten Brief nach seiner Rückkehr an meinen Bruder, aus welchem deutlich hervorgeht, daß die Andeutungen, die er meinem Bruder in Basel gemacht hatte, einen innersten Wunsch verraten hatten; daß er aber in seiner väterlichen Liebe zu meinem Bruder zögerte, das Opfer, das ihm dieser zu bringen gedachte, anzunehmen.

Richard Wagner an Friedrich Nietzsche:

„Mein lieber Freund!

Wie Ihre Zeilen mich zuerst in Berlin begrüßten, sollen Sie nach meiner Zurückkunft (heute mittag) zuerst von mir begrüßt sein.

Fast war ich dort erschrocken, in Basel so deutlich von Ihnen verstanden worden zu sein!

Gersdorff wird Ihnen viel berichtet haben; vor ihm ging alles offen vor. Nur Bayreuth kennt er noch nicht: dort habe ich tieferfreuende Wohltaten empfangen. Es steht deutlich vor mir, daß, nach der realen Seite meines Wirkens hin, Bayreuth die gelungenste Auffindung meines Instinktes war, könnte ich Sie darüber sprechen! —

Alles ist in erwünschtester Ordnung. Meine Regierung ist eingerichtet. —

Sie boten sich mir nach Berlin an? Einen kleinen Gebrauch mache ich sogleich davon. Ich habe mehrere Tage der komplizierten Korrespondenz vor mir. Helfen Sie mir! Verlangen Sie in meinem Namen von Fritzsch folgende Zusendungen:

1 „Geburt" pp. an Dekan Dittmar
1 dito — — — Rektor Großmann.
ferner 1 „Deutsche Kunst u. d. Politik" an Konsistorialrat Krausse
1 dito an Professor Fries
sämtlich in Bayreuth.
Alles für meine Rechnung.

Weiter! —

Freund, ich hab' nichts mit der Augsburger Allg. Z. zu tun. — Die Nordd. Allg. steht uns zu Gebote. Ist es Ihnen recht, Rohde an sie zu schicken? —

Sehen Sie klar! Ich bin heute — nach einer Nachtfahrt — müde. Morgen habe ich die „neunte Symphonie" in Ordnung zu bringen, und dafür wohl 10 Briefe zu schreiben. Beim 22sten Mai bleibt es! Bloß um das „Elite"-Orchester habe ich mich noch zu bemühen. —

Ich bin heute sehr glücklich. Ihnen verkünde ich das zuerst, lieber Freund!

Viele herzliche Grüße von
Luzern 5 Febr. Abends. Ihrem
Richard Wagner."

Wagners Zögern, sein Opfer anzunehmen, hätte meinen Bruder vielleicht veranlaßt, den Plan, umherzuziehen und Vorlesungen zu gunsten Bayreuths zu halten, auf längere Zeit hinauszuschieben. Aber nun war ihm der Gedanke gekommen, seinen Freund Erwin Rohde mit diesem selben Plan von dem Privatdozententum zu erlösen. Rohde sollte nun seine Stelle an der Universität Basel bekommen, und zwar schon fürs

nächste Wintersemester und er wollte dann seine Vortragsrundreise antreten. Zwei Freunden zu gleicher Zeit zu helfen, schien ihm entzückend.

Die Berliner Angelegenheit hatte zunächst ein gutes Aussehen gehabt; Wagner war deshalb sogleich nach Bayreuth geeilt, um dort alles in Ordnung zu bringen und mit den beiden Herren Bankier Feustel und Oberbürgermeister Munker die Feierlichkeit der Grundsteinlegung des Festspielhauses zu beraten und für den 22. Mai 1872 festzusetzen. Leider zeigte es sich bald darauf, daß die ganze Angelegenheit in Berlin eine Täuschung gewesen war, so daß die Bestimmung der Grundsteinlegung etwas verfrüht erschien. Auch nach dieser Enttäuschung war Wagner bewunderungswürdig! Wie er sich durch kein Mißlingen niederdrücken ließ, immer unermüdlich tätig blieb, stark im Glauben an seine Sache, ungebeugt, tapfer und aufrecht, — das war es, was meinen Bruder entzückte, und so wird er für alle Zeiten ein wundervolles Beispiel für solche sein, die ein großes Ziel vor sich haben. Ob alle Lebenswege, die er durchschritt, um zu seinem Ziel zu kommen, erfreulich sind, ist ganz gleichgültig; hier soll man nicht mit der Krämerwage wiegen. Nur dieser starke Glaube hat es vermocht, daß solche ausgezeichneten Männer wie Heckel, Feustel und Munker, die doch der Wirklichkeit sehr nüchtern gegenüberstehen mußten, sich trotz aller Schwierigkeiten für seine Pläne einsetzten. Ich darf es jetzt wohl sagen, daß mein Bruder und ich der genannten Herren damals in aufrichtiger Bewunderung gedacht haben, wie treu sie in allen Schwierigkeiten zu Wagner gehalten haben.

Da nun in Bayreuth alles so verheißungsvoll schien, und zur Ausführung seiner Pläne eingerichtet war, drängte es Wagner, die Tribschner Einsamkeit aufzugeben und in die Welt zurückzukehren. So kam auch für meinen Bruder bald der schwere Abschied von Tribschen, das er immer die „selige

Insel" genannt hat und dessen Zauber er niemals vergessen konnte. Als er an einem Vorfrühlingstag Ende April zum Abschiednehmen nach Tribschen fuhr, fand er Frau Wagner mitten im Einpacken; während sie nun hin und wieder ging, phantasierte mein Bruder am Flügel. All sein Schmerz, unaussprechliche Hoffnungen und Befürchtungen, holde Erinnerungen und das Gefühl, daß hier etwas Unwiederbringliches verloren ging, klang in seinen wunderbaren Melodien jubelnd und wehklagend durch die verödeten Räume. Noch in späten Jahren, als sich alle Empfindungen der Freundschaft verändert hatten, erinnerte sich Frau Cosima jener seltsam faszinierenden, tief zu Herzen gehenden Phantasie: meines Bruders Abschiedslied von Tribschen. Er schreibt an Freiherrn von Gersdorff: „Vorigen Sonnabend war trauriger und tiefbewegter Abschied von Tribschen. Tribschen hat nun aufgehört: wie unter lauter Trümmern gingen wir herum, die Rührung lag überall, in der Luft, in den Wolken, der Hund fraß nicht, die Dienerfamilie war, wenn man mit ihr redete, in beständigem Schluchzen. Wir packten die Manuskripte, Briefe und Bücher zusammen — ach, es war so trostlos! Diese drei Jahre, die ich in der Nähe von Tribschen verbrachte, in denen ich 23 Besuche dort gemacht habe — was bedeuten sie für mich! Fehlten sie mir, was wäre ich! Ich bin glücklich, in meinem Buche mir selbst jene Tribschner Welt petrifiziert zu haben."

Wenn der Titel des Buches hieße: „Richard Wagner und Friedrich Nietzsche zur Zeit ihrer höchsten Freundschaft", so müßte eigentlich hier das Büchlein aufhören, denn mein Bruder hat immer nur an Tribschen die Zeit seiner innigsten Empfindungen für Wagner geknüpft. Allerdings hat er noch das weitere Jahr 1872 in diesen Begriff Tribschen miteinbezogen. Wehmütig scherzend sagte er später: „Bayreuth fängt erst für mich mit 1873 an". Doch der Titel greift weiter

hinaus und bringt in den Freundschaftsempfindungen auch den allmählichen Abstieg, den mein Bruder mit dem Wort „Bayreuth" bezeichnete. Wie hoch er die Tribschener Zeit gehalten hat, sagt er uns noch 1888 im Ecce homo: „Hier, wo ich von den Erholungen meines Lebens rede, habe ich ein Wort nötig, um meine Dankbarkeit für das auszudrücken, was mich in ihm bei weitem am tiefsten und herzlichsten erholt hat. Dies ist ohne allen Zweifel der intimere Verkehr mit Richard Wagner gewesen. Ich lasse den Rest meiner menschlichen Beziehungen billig; ich möchte um keinen Preis die Tage von Tribschen aus meinem Leben weggeben, Tage des Vertrauens, der Heiterkeit, der sublimen Zufälle — der tiefen Augenblicke ... Ich weiß nicht, was andere mit Richard Wagner erlebt haben: über unserm Himmel ist nie eine Wolke hinweggegangen." Gewiß, die Wolken der Mißverständnisse kamen erst mit Bayreuth und fingen erst 1873 an, sich zu zeigen.

Aber auch Frau Wagner blickte späterhin nach der mühevollen Unruhe der Festspiele, die ja doch nicht das gewesen waren, was man sich in seinen Träumen vorher so schön vorgestellt hatte, mit Wehmut auf Tribschen zurück und schrieb am Neujahrstage 1877: „Denken Sie nur, daß Richter von den drei Abenden ohne Oper hier 24 Stunden zugebracht hat: er konnte es nicht mehr aushalten, ohne uns gesehen zu haben: das ganze Tribschener Leben ließen wir an dem Silvestermorgen, wo er ging, vorüberziehen, mit Lachen und großer Rührung. Dabei gedachten wir Ihrer Besuche auch, und es war, als ob die Festspiele selbst den Zauber dieser Einsamkeit nicht aufwiegen konnten, zu welcher wir nun blicken, wie zu einem verlorenen Paradies."

Zwölftes Kapitel.

Die Grundsteinlegung.

Bald nach dem Abschied von Tribschen kam die Feier der Grundsteinlegung des Festspielhauses in Bayreuth, wozu Wagners Geburtstag, der 22. Mai, gewählt worden war. Schon vor dem Festtag versammelten sich die Getreuesten, die Wagner und seiner Kunst leidenschaftlich ergeben waren, z. B. die Ministerin von Schleinitz, Frau von Muchanoff, Gräfin Krokow, Fräulein von Meysenbug, Gräfin Dönhoff (von welcher mein Bruder ganz besonders entzückt war) und all die ausgezeichneten Männer, die Wagners Kunst zum Sieg geholfen haben. Natürlich waren die Freunde Rohde und Gersdorff auch dort, nur ich hatte meinen Platz, der mir schließlich, nach großen Anstrengungen von seiten Cosimas, doch noch zu teil wurde, in einem Anfall törichten Edelmutes an jenen sehr musikalischen Jugendfreund meines Bruders, Gustav Krug abgegeben. Es war ein enormer und unvorhergesehener Zudrang, das kleine Rokokotheater reichte kaum aus. In der Generalprobe zu der von Wagner dirigierten Aufführung der 9. Symphonie Beethovens lernte sich der Kreis der „Nächsten" untereinander kennen und, wie Rohde scherzhaft bemerkte, wurde mein Bruder wie ein seltenes Schaugericht herumgezeigt. Mein Bruder fügte aber verbessernd hinzu: „Nein, wir beide wurden gezeigt." Wagner pflegte nämlich die beiden Freunde gern mit den Worten vorzustellen: „Meine Freunde, die beiden Universitätsprofessoren." (Rohde war kurz vorher auch Professor in Kiel geworden.) Damals machte mein Bruder auch die

Bekanntschaft von Wagners alter Freundin Malwida von Meysenbug, mit welcher ihn später eine warme Freundschaft verband. Sie hat dieses Kennenlernen sehr hübsch beschrieben: „In einer Pause der Generalprobe kam Frau Wagner mit einem jungen Mann auf mich zu und sagte, sie wolle mir Herrn Nietzsche vorstellen. ‚Wie der Nietzsche?‘ rief ich voll Freude. Beide lachten, und Frau Wagner sagte: ‚Ja, der Nietzsche.‘ Und nun gesellte sich zu jenem bedeutenden Geistesbild der Eindruck einer jugendlich schönen, liebenswürdigen Persönlichkeit, mit der sich schnell ein herzliches Verstehen einstellte.“

Der 22. Mai begann mit einem trostlosen Regenwetter. Trotzdem war die Grundsteinlegung ein ergreifender Akt, denn die tief begeisterten Menschen, die versammelt waren, vergaßen die Unbill der Witterung und erhoben sich zu einer stolzen fast heiteren Erhabenheit der Empfindung. Was mag aber Wagner selbst damals empfunden haben? — Mein Bruder glaubt es erraten zu haben und schreibt vier Jahre später: „Als an jenem Maitage des Jahres 1872 der Grundstein auf der Anhöhe von Bayreuth gelegt worden war, bei strömendem Regen und verfinstertem Himmel, fuhr Wagner mit einigen von uns zur Stadt zurück; er schwieg und sah dabei mit einem Blick lange in sich hinein, der mit einem Worte nicht zu bezeichnen wäre. Er begann an diesem Tage sein sechzigstes Lebensjahr: alles Bisherige war die Vorbereitung auf diesen Moment. Man weiß, daß Menschen im Augenblick einer außerordentlichen Gefahr oder überhaupt in einer wichtigen Entscheidung ihres Lebens durch ein unendlich beschleunigtes inneres Schauen alles Erlebte zusammendrängen und mit seltener Schärfe das Nächste wie das Fernste wieder erkennen. Was mag Alexander der Große in jenem Augenblick gesehen haben, als er Asien und Europa aus einem Mischkrug trinken ließ? Was aber Wagner an jenem Tage innerlich

schaute — wie er wurde, was er ist, was er sein wird — das können wir, seine Nächsten, bis zu einem Grade nachschauen: und erst von diesem Wagnerischen Blick aus werden wir seine große Tat selber verstehen können — um mit diesem Verständnis ihre Fruchtbarkeit zu verbürgen." —

Die abendliche Aufführung der 9. Symphonie gelang wundervoll. Alle Versammelten waren von wahrem echten Enthusiasmus für den Künstler und sein Werk erfüllt, alle von einer wunderbaren Hoffnung bewegt, als ob sie hier den Sonnenaufgang eines glorreichen Tages miterlebten, der das Glück und den Sieg einer neuen deutschen Kultur zu verheißen schien. Dabei schwebten unbestimmte Erinnerungen an die Vergangenheit in der Luft; ich glaube Richard Wagner beschreibt selbst am besten die seltsam gemischten Empfindungen der Festversammluug an jenem Frühlingsabend in Bayreuth: „Wem wären aber die wunderlichsten Gedanken fremd geblieben, als er am 22. Mai 1872 auf derselben Stelle Platz genommen, welche einst der markgräfliche Hof mit seinen Gästen, dem großen Friedrich selbst an der Spitze, erfüllte, um ein Ballett, eine italienische Oper oder eine französische Comèdie sich vorführen zu lassen, und von derselben Bühne her die gewaltigen Klänge dieser wunderbaren neunten Symphonie von deutschen Musikern, aus allen Gegenden des Vaterlandes zum Feste vereinigt, sich zutragen ließ; wenn endlich von den Tribünen herab, auf welchen einst gallonierte Hoftrompeter die banale Fanfare zum Empfange der durchlauchtigen Herrschaften von seiten eines devoten Hofstaates abgeblasen hatten, jetzt begeisterte deutsche Sänger den Versammelten zuriefen: „seid umschlungen, Millionen!", wem schwebte da nicht ein tönend belebtes Bild vor, das ihn der Triumph des deutschen Geistes unabweisbar deutlich erkennen ließ?"

Wie mein Bruder abseits von allen äußerlichen Theatererinnerungen die 9. Symphonie empfand, hat er uns in einer

privaten Niederschrift verraten: „Der erste Satz giebt den Gesamtton und -wurf der Leidenschaft und ihres Ganges. Das braust immerfort, die Reise durch Wälder, Klüfte, Ungeheuer: da braust in der Ferne der Wasserfall, da stürzt er in mächtigen Sprüngen hinab, mit einem ungeheuren Rhythmus in seinem Donner. Ruhe auf der Reise, ist der zweite Satz (Selbstbesinnung der Leidenschaft und Selbstgericht), mit Vision einer ewigen Ruhe, welche über alles Wandern und Jagen wehmütigselig niederlächelt. Der dritte Satz ist ein Moment aus der höchsten Flugbahn der Leidenschaft: unter den Sternen ist ihr Lauf, unruhig, kometenhaft, irrlichthaft, gespenstisch-unmenschlich, eine Art von Abirrung, die Rastlosigkeit, inneres flackerndes Feuer, ermüdend, quälendes Vorwärtsziehen, ohne Hoffen und Lieben: höhnisch derb mitunter, wie ein nie Ruhe findender Geist herumschweift, auf Gräbern. Und nun der vierte Satz: herzzerschmetternder Aufschrei: die Seele trägt ihre Last nicht mehr, sie hält den ruhelosen Taumel nicht aus, sie wirft selbst die Vision ewiger Ruhe von sich, die in ihr auftaucht, sie knirscht, sie leidet schrecklich. Da erkennt sie ihren Fluch: ihr Alleinsein, ihr Losgelöstsein, selbst die Ewigkeit des Individuums ist ihr nur ein Fluch. Da hört sie, die einsame Seele, eine Menschenstimme, die zu ihr wie zu allen Einzelnen redet, und zwar als zu den Freunden und zur Freude der Vielsamkeit auffordert. Das ist ihr Lied. Und nun stürmt das Lied von der Leidenschaft für das Menschliche überhaupt herein mit seinem eigenen Gange und Fluge: der aber nie so hoch gewesen wäre, wenn nicht die Leidenschaft des nächtlich fortstürmenden einzelnen Vereinsamten so groß gewesen wäre. Es knüpft sich die Mitleidenschaft an die Leidenschaft des einzelnen an, nicht als Kontrast, sondern als Wirkung aus jener Ursache. —“ Ob irgend ein anderer Zuhörer das Beethovensche Meisterwerk mit der gleichen Innigkeit und Leidenschaft empfunden hat, bezweifle ich.

Mit heiligen Entschlüssen verließen die drei Freunde Bayreuth. Mein Bruder schrieb nachher an Gersdorff: „Ach, mein Freund, wir wissen, was wir erlebt haben. Diese heilig ernste Erinnerungen wird uns niemand rauben können. Durch sie gefeit und für sie kämpfend, müssen wir nun durchs Leben gehen und vor allem bestrebt sein, in allen unsern Hauptschritten so ernst und kräftig als möglich zu sein, um uns jener großen Erlebnisse und Auszeichnungen würdig zu erweisen."

Inzwischen hatte die „Geburt der Tragödie" die verschiedenartigsten Empfindungen hervorgerufen. Die oben genannten Freunde Wagners lasen das Buch mit Begeisterung. Auch Hans von Bülow war ganz entzückt davon; mein Bruder schreibt uns darüber: „Hans von Bülow, den ich noch garnicht kannte, hat mich hier besucht und bei mir angefragt, ob er mir seine Übersetzung von Leopardi (das Resultat seiner italienischen Mußestunden) widmen dürfe. Der ist so begeistert von meinem Buche, daß er mit zahlreichen Exemplaren davon herumreist, um sie zu verschenken."

Dieser Besuch Bülows (des ersten Gatten der Frau Cosima) in jener Zeit, wo die Freundschaft zwischen Wagner und meinem Bruder ihre höchste Höhe erreicht hatte, setzte letzteren, wie man sich denken kann, etwas in Verlegenheit. Im Anschluß an ihre Gespräche über „Die Geburt der Tragödie" suchte nun Bülow meines Bruders Verlegenheit dadurch zu zerstreuen, daß er selbst sein damaliges Verhältnis zu Wagner und Frau berührte und in folgendem Bilde darstellte; Cosima war Ariadne, er, Bülow Theseus, und Wagner Dionysos. Wie alle Gleichnisse hinkte auch dieses etwas, denn hier hatte nicht Theseus Ariadne verlassen, sondern die Sache lag umgekehrt. Aber Bülow wollte auch nur ausdrücken, daß nach ihm der Höhere, der Gott gekommen sei Mein Bruder hatte große Freude daran, daß Bülow seine Erlebnisse gewissermaßen ins Unpersönliche und Mythische erhob, wenn er auch einige sehr scharfe

Bemerkungen Bülows über die geliebten Freunde, die ihm außerordentlich weh taten, Bülow aber nicht unterdrücken konnte, mit in Kauf nehmen mußte.

Malwida von Meysenbug hat ihr erstes Bekanntwerden mit der „Geburt der Tragödie" ausführlich geschildert, und dies Buch war der Grund, weshalb sie sich bei der Grundsteinlegung so sehr freute den Verfasser kennen zu lernen: „Im Jahre 1872 in Florenz lebend, wurde ich von Frau Cosima Wagner auf eine Schrift aufmerksam gemacht, die soeben erschienen war und von einem jungen Professor in Basel herrührte, welcher mit der am Luzerner See lebenden Familie Wagner innig befreundet war. Die Schrift führte den Titel: ‚Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik', der Verfasser hieß Friedrich Nietzsche. Es befand sich gerade ein kleiner Kreis bedeutender Menschen um mich. Wir lasen diese Schrift zusammen und waren alle gleich davon begeistert. Die Beleuchtung der zwei Grundelemente des griechischen Lebens, welche der Verfasser mit den Namen: Dionysisches und Apollinisches bezeichnete, erschloß eine Fülle von geistvollen Gedanken darüber, wie das Wesen der Welt ‚an sich', das Dyonysische, dessen Ursprache die Musik ist, aus der Schönheit der apollinischen Erscheinung das Kunstwerk der Tragödie erzeugt. Wir erfuhren zugleich, daß Nietzsche, ein grundgelehrter Philologe, schon als ganz junger Mann von dem ihn hochschätzenden Professor Ritschl als ordentlicher Professor an die Universität Basel empfohlen worden sei. Was uns alle aber noch mehr anzog als die Gelehrsamkeit des gründlich mit dem Altertume Vertrauten, war die Geistesfülle und Poesie in der Auffassung, das erratende Auge des dichterischen Menschen, welcher die innere Wahrheit der Dinge mit seherischem Blicke begreift, da wo der pedantische Buchstabengelehrte nur die äußere Schale faßt und für das Wesentliche hält. Mit wahrer Wonne erfüllte der Gedanke, eine so herrliche, zugleich wissenschaftlich

wie schöpferisch hochbegabte Persönlichkeit neben dem Werk zu wissen, welches sich in Bayreuth vorbereitete, wohin Richard Wagner eben nach dem beendigten Kriege übergesiedelt war."

Aber in Philologenkreisen herrschte dumpfes Schweigen und mit wenigen Ausnahmen vollständiges Mißverstehen, wovon man das Nähere in der großen Nietzsche-Biographie und auch im „Jungen Nietzsche" finden kann. Nur Geheimrat Ritschl schrieb einen Brief von rührender Milde; eigentlich war er durch diese Schrift meines Bruders, den er als einen seiner besten Schüler bezeichnet hatte, öffentlich bloßgestellt; denn die Grundansichten dieses Buches blieben so unverständlich, daß ein berühmter Universitätslehrer es als völligen Unsinn erklärt hatte. Ritschl allein ahnte etwas von der Bedeutung des Buches und Jacob Burckhardt war davon geradezu begeistert! Mein Bruder schreibt an Rohde: „Er, der sich alles Philosophische und vor allem alle Kunstphilosophie, also auch meine, höchst energisch vom Leibe hält, ist von den Entdeckungen des Buches für die Erkenntnis des griechischen Wesens so faszıniert, daß er Tag und Nacht darüber nachdenkt und mir das Beispiel der fruchtbarsten historischen Benutzung an tausend Einzelheiten gibt: sodaß ich in seinem Sommerkolleg über griechische Kulturgeschichte viel! zu lernen haben werde, um so mehr, als ich dann weiß, wie vertraut und heimisch der Boden ist, auf dem dies gewachsen." Burckhardt fügte seiner „Kultur der Griechen" einen eigenen Abschnitt über das wundervolle Phänomen, das den Namen des Dionysos trägt, hinzu; er hatte sogleich erkannt, daß dieses von meinem Bruder neu gesehene, gewissermaßen entdeckte Phänomen zum Verständnis des älteren, „des noch reichen und selbst überströmenden hellenischen Instinkts" Außerordentliches beitrug.

Schließlich murrten und entrüsteten sich die Stockphilologen über dieses unklassifizierbare Buch, das von einem ihrer

Kollegen veröffentlicht worden und doch nicht für sie bestimmt war; und so erhob sich die gekränkte Philologie in der Person des jungen Dr. Ulrich von Wilamowitz, der eine kleine Broschüre veröffentlichte: „Zukunftsphilologie! Eine Erwiderung auf Friedrich Nietzsches, ordentlicher Professor der klassischen Philologie zu Basel ‚Geburt der Tragödie'", worin mein Bruder in recht gehässiger Weise angegriffen wurde. In Wahrheit ging dieser Angriff wohl von Ritschls Gegnern aus, die an der Berliner Universität ihren Hauptsitz und offenbar den noch sehr jungen Wilamowitz beeinflußt hatten. Deshalb haben wir die Handlungsweise des Herrn von Wilamowitz, die mit der, meinem Bruder bezeugten persönlichen Verehrung garnicht zusammenstimmte, später als einen entschuldbaren Jugendstreich angesehen. Damals aber waren die Freunde außer sich und Rohde erklärte sogleich, nachdem er das Schriftchen gelesen hatte, daß er den Freund zu verteidigen wünschte. Aber Richard Wagner kam ihm zuvor und ergriff zuerst die Feder zur Abwehr und Verteidigung in einem Sendschreiben, das in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung veröffentlicht wurde. Da es gewissermaßen als Programm der damaligen Anschauungsweise Wagners, was er von Nietzsche erwartete, bezeichnet werden kann, soll dieses Sendschreiben für sich stehen und das nächste Kapitel allein füllen.

Dreizehntes Kapitel.

Sendschreiben[1]) von Richard Wagner an Friedrich Nietzsche, ordentl. Professor der klassischen Philologie an der Universität Basel.

Werter Freund!

Ich habe soeben das Pamphlet des Dr. phil. Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff, welches Sie mir zuschickten, gelesen, und aus dieser „Erwiderung" auf Ihre „Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik" gewisse Eindrücke gewonnen, deren ich mich in der Form verschiedener, vielleicht befremdlicher Fragen an Sie entledigen möchte, und zwar in der Hoffnung, Sie durch Ihre Beantwortung zu einer ebenso ergiebigen Auskunftserklärung, wie dies im Betreff der griechischen Tragödie der Fall war, zu bewegen.

Vor allem möchte ich durch Sie ein an mir selbst wahrgenommenes Bildungsphänomen mir erklärt wissen. Ich glaube nicht, daß es einen für das klassische Altertum begeisterteren Knaben und Jüngling gegeben haben kann, als mich, zu der Zeit, wo ich in Dresden die Kreuzschule besuchte; fesselten mich vor allem griechische Mythologie und Geschichte, so war es doch gerade auch das Studium der griechischen Sprache, zu welchem ich mit, fast disziplinwidrigem, möglichstem Umgehen des Lateinischen, mich hingezogen fühlte. In wie weit ich hierin regelmäßig verfuhr, kann ich nicht beurteilen; doch darf ich mich auf die durch meinen feurigen Drang

[1]) Norddeutsche Allgemeine Zeitung 23. Juni 1872.

mir erworbene besondere Zuneigung des, hoffentlich jetzt noch lebenden Dr. Sillig, meines Lieblingslehrers in der Kreuzschule, berufen, welcher mit Bestimmtheit mir die Philologie als Fach zuwies. Wie es nun meinen späteren Lehrern an der Nikolai- und Thomasschule in Leipzig möglich wurde, diese Anlagen und Neigungen gänzlich in mir auszurotten, dies ist mir zwar erinnerlich, auch wohl aus dem Gebaren jener Herren erklärlich; dennoch mußte ich mit der Zeit in Zweifel darüber geraten, ob jene Anlagen und Neigungen wirklich tiefer begründet sein konnten, da sie so gar bald in ihr volles Gegenteil bei mir auszuarten schienen. Nur im weiteren Gange meiner Entwickelung kam an dem steten Wiederaufkeimen wenigstens jener Neigungen es mir zum Bewußtsein, daß unter einer tödlich falschen Zucht wirklich etwas in mir unterdrückt worden war. Unter den aufregungsvollsten Mühen eines von jenen Studien gänzlich ablenkenden Lebens, ward es mir immer wieder zur einzig befreienden Wohltat, in die antike Welt mich zu versenken, so beschwerlich mir jetzt auch das fast gänzliche Abhandenkommen der sprachlichen Hilfsmittel hierfür geworden war. Dagegen mußte ich, wenn ich nun Mendelssohn seiner fertigen Philologie willen beneidete, mich wiederum nur darüber wundern, daß diese seine Philologie ihn nicht davon abhielt, zu Sophokleischen Dramen gerade seine Musik zu schreiben, da ich trotz meiner Unfertigkeit doch mehr Achtung vor dem Geiste der Antike hatte, als er sie hierbei zu verraten schien. Auch noch andere Musiker habe ich kennen gelernt, welche fertige Griechen geblieben waren, bei ihrem Kapellmeistern, Komponieren und Musizieren dennoch gar nichts damit anzufangen wußten, während ich (sonderbarer Weise!) aus der so schwer mir zugänglichen Antike ein Ideal für meine musische Kunstanschauung mir herausarbeitete. Dem sei nun wie ihm wolle: in mir entstand das dumpfe Gefühl davon, daß der Geist der Antike am Ende ebensowenig in der Sphäre

unserer griechischen Sprachlehrer liege, als z. B. das Verständnis der französischen Kultur und Geschichte bei unseren französischen Sprachlehrern als nötige Beigabe vorausgesetzt sein kann. Dagegen behauptet nun aber der Dr. phil. U. W. von Möllendorff, daß es ganz ernstlich der Zweck der philologischen Wissenschaft sei, Deutschlands Jugend dahin abzurichten, „daß ihr das klassische Altertum jenes einzig Unvergängliche gewähre, welches die Gunst der Musen verheißt, und in dieser Fülle und Reinheit allein das klassische Altertum geben kann, den Gehalt in ihrem Busen und die Form in ihrem Geist."

Von diesen herrlichen Schlußworten seines Pamphlets noch ganz entzückt, blicke ich mich nun im neu erstandenen Deutschen Reiche nach dem unzweifelhaft offen daliegenden Erfolge der segensreichen Wirksamkeit der Pflege dieser philologischen Wissenschaft um, welche, so vollständig ungestört und unnahbar in sich abgeschlossen, nach ihren von nirgendher bestrittenen Maximen die deutsche Jugend bisher anleiten durfte. Zuerst dünkte es mich hier nun auffallend, daß alles, was bei uns von der Gunst der Musen als abhängig sich kundgibt, also unsere gesamte Künstler- und Dichterschaft, ganz ohne alle Philologie sich behilft. Jedenfalls scheint der Geist gründlicher Sprachkenntnis überhaupt, wie er doch von der Philologie als Grundlage aller klassischen Studien ausgehen soll, sich nicht auf die Behandlung der deutschen Muttersprache erstreckt zu haben, da man durch den immer üppiger anwachsenden Jargon, welcher aus unseren Zeitungen bis in die Bücher unserer Kunst- und Literatur-Geschichtschreiber sich ausbreitet, bald bei jedem zu schreibenden Worte in die Lage kommen wird, sich erst mühsam besinnen zu müssen, ob dieses Wort einer wirklichen deutschen Sprachbildung angehöre, oder nicht etwa einem Wisconsiner Börsenblatte entnommen sei. — Doch, wenn es auf dem schöngeistigen Felde bedenklich aussieht,

könnte man sich immer sagen, damit habe die Philologie nichts zu tun, indem sie unter den Musen weniger den künstlerischen als den wissenschaftlichen sich zum Dienst verpflichtet wisse. Jedenfalls müßten wir dann bei den Fakultäten unserer Hochschulen ihre Wirksamkeit antreffen? Theologen, Juristen und Mediziner leugnen aber, mit ihr zu tun zu haben. Somit sind es also wohl nur die Philologen selbst, welche sich gegenseitig instruieren, und vermutlich einzig zu dem Zwecke, immer wieder nur Philologen abzurichten, d. h. also doch wohl nur Gymnasiallehrer und Universitätsprofessoren, welche dann wieder Gymnasiallehrer und Universitätsprofessoren, herauszubilden haben? Ich kann das begreifen; es heißt da, die Reinheit der Wissenschaft aufrecht, und vor dieser Wissenschaft den Staat immer so in Respekt zu erhalten, daß bedeutende Besoldungen für philologische Professoren usw. ihm stets zur Gewissenspflicht gemacht bleiben. Aber nein! Dr. phil. U. W. v. M. behauptet ausdrücklich, es handle sich darum, die deutsche Jugend durch allerhand „asketische Prozeduren für jenes einzig Unvergängliche" fertig zu machen, welches „die Gunst der Musen" verheißt. Also muß doch in der Philologie die Tendenz einer höheren, das ist: wirklich produktiven Bildung liegen? Sehr vermutlich, — so denke ich mir! Nur daß durch einen sonderbaren Prozeß, in welchen ihre Disziplin geraten ist, diese Tendenz einer völligen Zersetzung verfallen zu sein scheint. Denn so viel ist ersichtlich, daß die heutige Philologie auf den allgemeinen Stand der deutschen Bildung gar keinen Einfluß ausübt; während die theologische Fakultät uns Pfarrer und Konsistorialräte, die juristische Richter und Anwälte, die medizinische Ärzte liefert, lauter praktisch nützliche Bürger, liefert die Philologie immer nur wieder Philologen, welche rein nur sich unter sich selbst von Nutzen werden.

Man sieht, die indischen Brahmanen waren nicht erhabener gestellt, und darf man daher von ihnen wohl dann und wann

ein Gotteswort erwarten. Und wirklich erwarten wir dies: wir erwarten nämlich, daß einmal aus dieser wundervollen Sphäre ein Mensch heraustrete, um ohne Gelehrtensprache und gräßliche Zitate uns zu sagen, was denn die Eingeweihten unter der Hülle ihrer uns Laien so unbegreiflichen Forschungen gewahr werden, und ob dieses der Mühe der Unterhaltung einer so kostbaren Kaste wert sei. Aber das müßte dann etwas Rechtes, Großes und weithin Bildendes sein, nicht dieses elegante Schellengeklingel, mit dem wir ab und zu in den beliebten Vorlesungen vor „gemischter" Zuhörerschaft abgefertigt werden. Dieses Große, Rechte was wir erwarten, scheint nun aber sehr schwer auszusprechen zu sein: hier muß eine sonderbare, fast unheimliche Scheu herrschen, als ob man befürchte, gestehen zu müssen, daß, wenn man einmal ohne alle die geheimnisvollen Attribute der philologischen Wichtigkeit, ohne alle Zitate, Noten nnd gehörigen gegenseitigen Bekomplimentierungen großer und kleiner Fachgenossen, einfach den Inhalt aller dieser Zurüstung an den Tag legen wollte, eine betrübende Armseligkeit der ganzen Wissenschaft, wie sie ihr etwa zu eigen geworden wäre, aufgedeckt werden müßte. Ich kann mir denken, daß für den, der so etwas unternehmen würde, nichts übrig bleiben dürfte, als aus dem rein philologischen Fache in bedeutender Weise hinauszugreifen, um Belebung ihres unergiebigen Inhaltes aus den Quellen menschlicher Erkenntnis herbeizuholen, welche bisher vergebens wiederum auf Befruchtung durch die Philologie warteten.

Vermutlich würde es nun aber einem Philologen, der sich zu solcher Tat entschlösse, etwa so ergehen, wie es Ihnen, werter Freund, jetzt ergeht, nachdem Sie sich zu der Veröffentlichung Ihrer tiefsinnigen Abhandlung über die Herkunft der Tragödie entschlossen haben. Auf den ersten Blick ersahen wir hier, daß wir es mit einem Philologen zu tun hatten, der zu uns, nicht aber zu den Philologen spreche; deswegen ging uns

denn auch einmal das Herz auf, und wir faßten einen Mut, welchen wir durch die Lektüre der gewöhnlichen, so zitatenreichen und so tödlich inhaltsarmen philologischen Abhandlungen, z. B. über Homer, die Tragiker u. dgl., bereits gänzlich verloren hatten. Diesmal hatten wir Text, aber keine Noten; wir blickten von der Bergeshöhe in die weiten Ebenen hinaus, ohne von dem Geprügel der Bauern in der Schenke unter uns gestört zu werden. Aber es scheint, nachträglich soll uns nichts geschenkt sein: die Philologie bleibt dabei, Sie stünden auf ihrem Boden, seien daher keineswegs ein Emanzipierter, sondern nur ein Abtrünniger, und die Notenprügel seien Ihnen wie uns nicht zu erlassen. Wirklich ist der Hagel hereingebrochen: ein Dr. phil. hat zu dem gehörigen philologischen Donnerkeile gegriffen. Doch leben wir jetzt in der Jahreszeit, wo solch ein Unwetter bald vorübergeht: so lang es wütet, bleib ein Vernünftiger wohl ruhig zu Hause; dem losgelassenen Stiere weicht man aus, und hält es mit Sokrates, für absurd, den Huftritt des Esels mit einem menschlichen Fußtritte erwidern zu wollen. Doch uns, die wir dem Vorgange nur zuschauten, bleibt etwas zur Erklärung übrig, da wir nicht alles an ihm verstanden.

Deshalb wende auch ich mich eben mit Fragen an Sie.

Wir haben nicht geglaubt, daß es im „Dienste der Musen" so grob hergehe, und daß ihre „Gunst" eine solche Ungebildetheit zurücklasse, wie wir sie hier an einem „jenes einzig Unvergängliche" Besitzenden wahrnehmen mußten. Ein klassischer Sprachgelehrter, der einem „meinthalben" in demselben Satze noch ein „meinthalb" nachschickt, erscheint uns doch fast wie ein vom Biere zum Schnaps taumelnder Berliner Eckensteher aus der alten Zeit: genau dieses gibt uns aber der Dr. phil. U. W. v. M., pag. 18 seines Pamphlets zum Besten. Wer nun nichts von Philologie versteht, wie wir, weicht allerdings ehrfurchtsvoll den Behauptungen eines sol-

chen Herrn aus, wenn sie sich auf ungeheure Zitate aus dem Dokumenten-Archive der Zunft stützen; aber wir geraten in den vollsten Zweifel, nicht etwa an der Unabsichtlichkeit des Nichtverständnisses Ihrer Schrift seitens jenes Gelehrten, sondern an seiner einfachsten Befähigung, nur überhaupt das Allerklarste zu verstehen, wenn er z. B. den Sinn Ihres Goetheschen Zitates: „Das ist deine Welt! das heißt eine Welt!“ dahin auffaßt, als führten Sie diese Worte im optimistischen Sinne an, und Ihnen deshalb (mit Entrüstung darüber, daß Sie nicht einmal Goethe verstehen könnten!) erklären zu müssen glaubt, daß „Faust so in bitterer Ironie frage.“ Wie soll man so etwas nennen? Eine auf öffentlichem literarischen Wege vielleicht schwer zu beantwortende Frage!

Mir, für mein Teil, tut eine solche Erfahrung, wie ich sie an dem vorliegenden Falle mache, herzlich leid. Sie wissen, mit welchem Ernste ich noch in meiner Abhandlung über „Deutsche Kunst und deutsche Politik“ vor einigen Jahren für die Pflege der klassischen Studien mich ereiferte, und einer immer übeleren Wendung unserer nationalen Bildung aus der zunehmenden Vernachlässigung derselben von seiten unserer Künstler und Literaten entgegensehen zu müssen glaubte. Was nützt es aber nun, wenn man sich auf dem Felde der Philologie Mühe gibt? Dem Studium J. Grimm's entnahm ich einmal ein altdeutsches „Heilawac“, formte es mir, um für meinen Zweck es noch geschmeidiger zu machen, zu einem Weiawaga“ (einer Form, welche wir heute noch in „Weihwasser“ wiedererkennen), leitete hiervon in die verwandten Sprachwurzeln „wogen“ und „wiegen“, endlich „wollen“ und „wallen“ über, und bildete mir so, nach der Analogie des „Eia popeia“ unserer Kinderstubenlieder, eine wurzelhaft syllabische Melodie für meine Wassermädchen. Was begegnet mir? Von unserer journalistischen Straßenjugend werde ich

bis in die „Augsburger Allgemeine“ hinein verhöhnt, und es begründet nun ein Dr. phil. auf dieses ihm „sprichwörtlich gewordene wigala weia“ — wie er es anführt — seine Verachtung vor meiner „s. g. Poesie“! Und dies geschieht alles mit der urdeutschen Orthographie seines Pamphlets, während andererseits kein affektiertes Theaterstückmachen unserer Modeliteratur fade und seicht genug ist, um z. B. von philologischen Erklärern des Nibelungenmythus (wie ich dies kürzlich antraf) nicht für bewundernswerte Abschlüsse der alten Volkspoesie angesehen zu werden.

In Wahrheit, mein Freund, Sie sind uns hierüber einige Aufklärungen schuldig. Sie treffen in denen, welche ich wir nenne, nämlich auf solche, die von der schwärzesten Sorge für die deutsche Bildung erfüllt sind. Was diese Sorge vermehrt, liegt in dem sonderbar günstigen Rufe, in welchem diese Bildung bei den, mit ihrem einstigen Blütenansatze spät erst bekannt gewordenen Ausländern steht, und der auf uns wie mit narkotischer Betäubung, bis zu welcher wir uns gegenseitig beräuchern, zurückwirkt. Gewiß hat jedes Volk einen Keim zur Kretinisierung in sich: bei den Franzosen sehen wir, daß der Absinth jetzt dort fertig bringt, was die Akademie eingeleitet hat, nämlich, daß über alles Unverstandene, und deshalb von dieser Akademie aus der nationalen Bildung Ausgeschiedene, endlich wie von albernen Kindern nur noch gelacht wird. Nun hat zwar unsere Philologie noch nicht die Macht jener Akademie, auch ist unser Bier nicht in der Weise gefährlich wie der Absinth; dennoch dürften andere Eigenschaften des Deutschen hinzutreten, die, wie seine Scheelsucht und dieser entsprechende hämische Begeiferungslust, verbunden mit einer um so verderblicheren Unwahrhaftigkeit, als ihr aus alten Zeiten der Anschein von Biederkeit anhaftet, so sehr bedenklicher Natur sind, daß die uns abgehenden Gifte durch sie nicht unleicht sich ersetzen dürften.

Wie steht es um unsere deutschen Bildungsanstalten?

Darnach fragen wir gerade Sie, der Sie so jung berufen und von einem ausgezeichneten Meister der Philologie vor vielen bevorzugt wurden, den Lehrstuhl einzunehmen und hier sich schnell ein so bedeutendes Vertrauen erwarben, daß Sie es wagen konnten, mit kühner Festigkeit aus einem vitiosen Zusammenhange herauszutreten, um mit schöpferischer Hand auf seine Schäden zu deuten.

Wir geben Ihnen hierzu Zeit. Nichts drängt Sie, am wenigsten wohl jener Dr. phil., welcher Sie einlädt, von Ihrem Lehrstuhle herabzusteigen, was Sie gewiß selbst aus Gefälligkeit gegen diesen Herren nicht tun würden, weil voraussichtlich wohl gerade er dort, wo Sie gewirkt, nicht zum Nachfolger erwählt werden dürfte. Was wir von Ihnen erwarten, kann nur die Aufgabe eines ganzen Lebens sein und zwar des Lebens eines Mannes, wie er uns auf das Höchste nottut und als welchen Sie allen denen sich ankündigen, welche aus dem edelsten Quell des deutschen Geistes, dem tiefinnigen Ernste in allem, wohin er sich versenkt, Aufschluß und Weisung darüber verlangen, welcher Art die deutsche Bildung sein müsse, wenn sie der wiedererstandenen Nation zu ihren edelsten Zielen verhelfen soll.

Von Herzen grüßt Sie der Ihrige

Bayreuth, 12. Juni 1872. Richard Wagner.

Vierzehntes Kapitel.

Kämpfe.

(1872)

Man kann sich denken, welchen dankbaren Brief mein Bruder an Wagner nach dessen Sendschreiben richtete. (Leider ist auch er, wie es scheint, vernichtet.) Hatte er doch vermutet, daß Wagner in seiner Liebe für ihn einiges schreiben könnte, daß ihm seine Stellung in der Gelehrtenwelt noch mehr erschweren würde. Das Sendschreiben aber war besser und schöner ausgefallen, als er zuvor geahnt hatte. Wagner verhehlte sich jedoch nicht, welchen Schaden sich Nietzsche durch seine Parteinahme für ihn zugefügt hatte, und daß seine Veröffentlichung dies nicht verbessert, sondern eher noch verschlimmert haben könnte, — was man aus seiner Antwort auf meines Bruders Dankesbrief deutlich herausfühlt.

Richard Wagner an Friedrich Nietzsche:

„O Freund!

Nun machen Sie mir eigentlich nur noch Sorge, und zwar, weil ich auf Sie so viel gebe! Genau genommen sind Sie, nach meiner Frau, der einzige Gewinn, den mir das Leben zugeführt: nun kommt zwar glücklicherweise noch Fidi dazu; aber zwischen dem und mir bedarf es eines Gliedes, das nur Sie bilden können, etwa wie der Sohn zum Enkel. Für Fidi habe ich keine Angst, aber für Sie und insofern auch für Fidi. Und diese Sorge ist recht gemein bürgerlich: ich möchte Ihr recht ordinäres Wohlergehen, da das übrige mir vollkommen

bei Ihnen gesichert scheint. Ich hab jetzt grade Morgen für Morgen die „Geburt" noch einmal recht aufmerksam durchgelesen; und da sagte ich mir nur immer: „wenn er nur recht gesund wird und bleibt, und dabei es ihm sonst recht gut geht, — denn sehr schlecht darf es ihm nicht gehen!" Da möchte man nun gern etwas dazu beitragen.

Wie das anzufangen wäre, darüber denkt man dann wieder nach, und — das sind eben die Sorgen. Aber: — halten Sie eben nur noch eine Zeitlang tüchtig aus; das Rechte findet sich am Ende gewiß. Ich werde grenzenlos zuversichtlich, und meine Sorgen gehen schließlich immer in Hoffnungen über, zumal, wenn ich erfahre, daß Sie rechtes Vertrauen zu sich selbst haben, über Ihre Gesundheit beruhigt sind und Sie gutes Mutes sind.

Daß ich Ihnen die Wege bräche, habe ich aus meinem „Briefe" gerade nicht ersehen und muß vermeinen, Ihnen weiter nichts als eine schöne Last auf dem Hals gelassen zu haben; auch meinte ich nicht, daß Sie für Ihre Aufgabe „reifen" sollten, sondern eben nur, daß Sie Ihr Leben lang vollauf damit zu tun haben würden.

Nur „Tristan" wird Ihnen doch interessant sein: nur: Brille ab! — Nichts als das Orchester dürfen Sie hören. — Adieu! Lieber, teurer Freund! Bald sehen wir uns doch wohl auch wieder? —

Ihr

Fantasie 25 Juni 1872. Rich. Wagner."

Als Rohde von Wagners Absicht hörte, Nietzsche öffentlich zu verteidigen, glaubte er zurücktreten zu müssen; überzeugte sich aber nach dem Erscheinen von Wagners Sendschreiben, daß eine wissenschaftliche Verteidigung noch nötiger wäre. Dies war auch durchaus die Meinung meines Bruders. Als er die „Geburt der Tragödie" zugunsten von Wagners Kunst

umänderte, ahnte ihm wohl, daß er seine ganze Universitätskarriere aufs Spiel setzte, und freiwillig wäre er auch zu dem Opfer bereit gewesen, für Wagner sein Amt aufzugeben. Jetzt aber, wo man ihn mit Beleidigungen und falschen Angriffen zu diskreditieren suchte, da wünschte er, daß seine Stellung mit allen gelehrten Waffen verteidigt würde. Jetzt dachte er nicht mehr daran, sein Amt zu verlassen, gerade, weil Wilamowitz ihn durch seine Angriffe dazu zu drängen versuchte. Überdies hatte sich auch einiges inzwischen geändert, der Freund Rohde war Professor an der Universität Kiel geworden und aus dem Hangen und Bangen des Privatdozententums erlöst; und das glänzend verlaufene Fest der Grundsteinlegung in Bayreuth hatte den Eindruck hervorgerufen, als ob es sich erübrigte, umherzuziehen und zugunsten Bayreuths durch Vorträge Propaganda zu machen. Das Unternehmen schien vollständig gesichert zu sein.

Ehe ich im Frühling 1872 nach Basel zu dem gewohnten Sommeraufenthalt und Zusammensein mit meinem Bruder fuhr, hatte ich noch schnell Geheimrat Ritschls in Leipzig besucht, um von ihnen persönlich zu hören, wie sie über die „Geburt der Tragödie" und dessen Autor urteilten. Ich fand beide gegen meinen Bruder „fabelhaft liebenswürdig und wohlgesinnt"; welche Mitteilung letzterem große Freude bereitete, übrigens auch Rohde ermutigte, auch seinerseits gegen Wilamowitz vorzugehen, um sich als Waffenbruder Nietzsche zur Seite zu stellen. Manche Briefe wurden zwischen den Freunden gewechselt, und sie kamen überein, diese rein philologische Verteidigung als ein Sendschreiben an Wagner zu richten, „weil gerade die direkte Beziehung zu Wagner die Philologen am meisten erschreckt und zum Nachdenken zwingt". Rohde aber fragte vorher Wagner um Erlaubnis, ob er die kleine Schrift an ihn richten dürfe, worauf Wagner antwortete:

Richard Wagner an Erwin Rohde:

2. Juli 1872.

„Bester Herr Rohde!

Nur zu! Ich freue mich sehr auf Ihre Arbeit, und gerade auch, daß Sie sie an mich richten wollen! Bedarf es mehr als dieser Versicherung, um Sie anzufeuern, die Sache eifrig vorzunehmen?

Unsere Freunde Nietzsche und Gersdorff waren die letzten Tage in München zusammen, um den „Tristan" anzuhören; Gersdorff hoffe ich morgen sogar auf seiner Zurückreise kürzlich zu sehen. Ich für meine Person bin in der letzten Arbeit an meinem monstruosen Opus begriffen, und befinde mich mit meiner teuren Frau, welche Sie bestens grüßen läßt, ganz erträglich.

Möchte es Ihnen gut gehen! Von Herzen der Ihrige

Richard Wagner."

Hans von Bülow hatte meinen Bruder zu einer Aufführung des Tristan nach München eingeladen, welcher er auch mit Begeisterung folgte und sich mit Gersdorf dort traf. Die Freunde waren tief erschüttert und mein Bruder schrieb später an Rohde: „Ich möchte, Du hörtest den Tristan — es ist das Ungeheuerste, Reinste und Unerwartetste, was ich kenne. Man schwimmt in Erhabenheit und Glück." Der Tristan ist für meinen Bruder von allen Werken Wagners von Anfang an das bezauberndste gewesen und auch für immer geblieben; noch im Jahre 1888, als sich seine Wagnerempfindungen so sehr geändert hatten, schreibt er: „Ich suche heute noch nach einem Werke von gleich gefährlicher Faszination, von einer gleich schauerlichen und süßen Unendlichkeit wie der Tristan ist, ich suche in allen Künsten vergebens. Alle Fremdheiten Lionardo da Vincis entzaubern sich beim ersten Tone des Tristan. Dies Werk ist durchaus das non plus ultra Wagners." —

Während nun Rohde an seiner Streitschrift gegen Wilamowitz schrieb, verlebte mein Bruder mit mir einen schönen, friedlichen Sommer. Er setzte seine philologischen und psychologischen Studien über die Griechen weiter fort und beschäftigte sich vorzüglich mit „Homers Wettkampf". Er war sehr glücklich in dieser stillen Arbeit. Sonst machten wir schöne Ausflüge in Basels nähere und weitere Umgebung und wanderten oftmals, Wagnersche Musik singend, auf einsamen Wegen umher. Der „Kaisermarsch" und das „Preislied" aus den Meistersingern gelang uns besonders gut. Bei alledem betrübte sich mein Bruder, daß sich der arme Rohde inzwischen mit der Polemik gegen Wilamowitz plagen mußte.

Gerade durch den Kampf mit Wilamowitz wurde mein Bruder in dem Sommer 1872 mit Professor Overbeck näher befreundet, der auf das eifrigste für ihn Partei nahm. Er gab auch Rohdes kleiner Schrift den leider recht unschönen Titel:

„Afterphilologie.
Zur Beleuchtung
des
von dem Dr. phil. Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff
herausgegebenen Pamphlets: „Zukunftsphilologie!"
Sendschreiben eines Philologen
an
Richard Wagner."

Das Schriftchen erschien Mitte Oktober und erschütterte meinen Bruder als eines der rührendsten Zeugnisse von Rohdes Freundschaft: „Nun Deine Schrift, in ihrer Großherzigkeit und kühnen Kriegsgenossenschaft, mitten in das gackernde Völkchen hineinfallend — welches Schauspiel! Romundt und Overbeck, die einzigen, denen ich bis jetzt sie vorlesen konnte, sind außer sich vor Freude über Dein glücklichstes Gelingen! — sie werden nicht müde, Einzelnes und Allgemeines preisend hervorzuheben, sie nennen die Polemik ‚Lessingisch' — nun, Du

weißt, was gute Deutsche mit diesem Prädikate wollen. Mir gefällt vor allem, immer den tiefen dröhnenden Grundton, wie bei einem starken Wasserfall, mitzuhören, durch den eine jede Polemik erst geweiht wird und den Eindruck der Größe macht, jener Grundton, in dem Liebe, Vertrauen, Mut, Kraft, Schmerz, Sieg, Hoffnung zusammenklingen. Lieber Freund, ich war ganz erschüttert — und als Du von den „Freunden" sprachst, vermochte ich lange nicht nicht weiter zu lesen. Welche herrlichen Erfahrungen habe ich doch in diesem Jahre gemacht! Und wie zerstiebt an ihnen alles etwa von anderswoher auf mich losstürzende Ungemach! Auch aus Wagners Seele heraus bin ich stolz und glücklich, — denn Deine Schrift bezeichnet einen merkwürdigen Wendepunkt in seiner Stellung zu den wissenschaftlichen Kreisen Deutschlands. Kürzlich soll die ‚Nationalzeitung' so frech gewesen sein, mich unter die ‚litterarischen Lakaien Wagners' einzurechnen; welches Erstaunen, wenn auch Du Dich zu ihm bekennst! Das ist wohl etwas wichtiger noch, als daß Du an meine Seite trittst? Nicht wahr, alter Freund? Und das, gerade das macht den heutigen Tag mir zu dem glücklichsten, den ich lange erlebt: ich sehe, was Du in Deiner Freundestat für mich, *für Wagner* getan hast!"

Auch Richard Wagner schrieb an Erwin Rohde einen liebenswürdigen Dankesbrief:

Richard Wagner an Erwin Rohde:

„Mein geehrter Freund!

Ich finde, daß ich mit und durch Nietzsche in recht gute Gesellschaft gekommen bin. Das können Sie nicht wissen, was das heißt, sein langes Leben über in schlechter, oder wenigstens alberner Gesellschaft verbracht zu haben, und sich nun sagen zu können: Gottlob, hier kommt ein Genus, und vielleicht eine ganze Generation, für welche es der Mühe wert

gewesen, sich ein halbes Säkulum im Zuchthause umgesehen zu haben! — Aber diese Wendung beginnt auch wirklich erst mit Nietzsche: vorher schwang sich meine Sphäre nicht höher, als bis zu Pohl, Nohl und Porges; wie das nun anders kam, ist garnicht schön genug zu finden! Nun verlangen Sie nichts weiter zu hören; ich glaube, meine Frau hat Ihnen bereits geschrieben? Mit Gersdorff hat sie wenigstens bereits gestern abend auch über die „Afterphilologie" (gräuliches Wort!) korrespondiert. Unsere Freude über Ihre Schrift war groß: sie ist das würdige Seitenstück und Komplement der „Geburt" selbst. Die Hauptsache für uns war, aus dieser Abfertigung wieder etwas lernen zu können, und außerdem den „ganzen Mann" so recht achten und lieben zu lernen. Gewiß mußte uns allen so etwas schön helfen: in den Zukunftsmorast der menschlichen Gattung wage ich aber keinen sehr herzlichen Blick mehr zu werfen. Doch können wir das immerhin die Sache Gottes sein lassen, wie er das alles zu seiner Ehre einrichten will.

Seien Sie uns herzlich gegrüßt, und ich besonders bedanke mich für die uns von Ihnen erwiesene wahrhafte Ehre!

Hochachtungsvoll der Ihrige

Richard Wagner."

Mein Bruder hatte damals manches Schwere und manche Enttäuschung innerlich zu überwinden. Er schüttete Wagner an seinem eigenen Geburtstage (15. Okt.) sein Herz aus, worauf ihm der Meister sehr herzlich antwortet und man nur wiederum bedauert, daß meines Bruders Brief in Wahnfried vernichtet ist.

Richard Wagner an Friedrich Nietzsche:

„Lieber Freund!

Das war sehr schön, daß Sie mir an Ihrem Geburtstage schrieben, an dem gleichen Tage, an welchem Ihnen meine

Frau von uns schrieb. Was Sie schreiben, war sehr wohltuend, und es sprach mit angenehmen Ernste die Stimmung aus, in welcher wir uns jetzt alle zu befinden scheinen. Fast wäre es ein Bangen zu nennen, welches auf den Ekel über alles, was wir wahrnehmen, folgt, und mit welchem wir dann wieder zu uns zurückkehren, etwa mit der Frage, was man denn eigentlich mit dieser skandalösen Welt zu tun habe? — Wir hatten acht Tage lang Lisztś Besuch in unserm Hause: wir haben ihn von neuem sehr lieb gewonnen; der Abschied mußte sich wieder ganz in das Bangen auflösen. Was hatten wir durch ihn alles wieder von dieser Welt erfahren, welche man allerdings bis auf das Tauß kennt, durch deren Vorführung im Detail man aber doch immer wieder bis zum Tod erschreckt wird. Er konnte viel erzählen, da man uns mit ihm für überworfen hielt, und nun dachte, mit Schlechtigkeiten Freude zu machen. Im ganzen kommt mir vorwiegend das Gefühl an, daß ich meine Mitwelt immer weniger kenne: dies mag sehr nötig sein, wenn man für die Nachwelt schaffen soll. Aber sonderbar, wie einem überwachten Neulinge wird mir oft dabei zu Mut! Die individuelle Einsamkeit ist grenzenlos, wenn man nur so in die Elemente hineinarbeitet. Ich mag wohl begreifen, was Sie so oft beklemmte und fast erdrücken wollte: Sie sahen sich eben noch viel um. Da heißt es denn nun, sehen und nichtsehen! Gibt man die Hoffnung auf, so ist man wohl auch die Verzweiflung los. Am Ende fühlt man, daß es das einzige Mittel ist, sich seiner bewußt zu werden, wenn man sich recht bestimmt von der ganzen Mitwelt unterscheidet, und zwar eben dadurch, daß man ihrer Schlechtigkeit strikte zu Leibe geht. Ich wenigstens bin jetzt so weit, nach gar keiner Seite zu mir ein Blatt vor das Maul zu nehmen: und käme mir die Kaiserin Augusta in den Weg, sie sollte bedient werden. Es muß endlich etwas dabei herauskommen. Denn das eine steht fest, daß an einen Kompromiß

eine Transaktion gar nicht zu denken ist: sich gefürchtet machen, da man nun einmal so sehr gehaßt ist, kann einzig etwas helfen. —

Über das „was ist deutsch?" denke ich immer mehr nach, und gerate endlich, an der Hand einiger neuerer Studien, in eine sonderbare Skepsis, die mir das „Deutschsein" als ein reines Metaphysikum übrig läßt, als solches mir dieses aber grenzenlos interessant, und jedenfalls ganz einzig in der Weltgeschichte erscheinen läßt, vielleicht mit dem einzigen Pendant des Judentums zur Seite, wenn etwa der Hellenismus doch nicht recht passen sollte.

Nun, da blicke ich denn auf meinen Sohn, meinen Siegfried: der Junge wird täglich stämmiger und stärker, und dabei mit dem Witze nicht minder schlagfertig als mit der Faust. Er ist mir ein reines Wunder, und habe ich an meines Weibes Seite die Verzweiflung verjagt, so lehrt mich der Bube von neuem die Hoffnung. So geht der alte Tanz wieder los, aber diesmal nach einem tüchtigen Takte. Der Junge weist mich nun auf Sie, Freund, und gibt mir, schon aus reinem Familienegoismus, die Sucht ein, alle meine auf Sie gegründeten Hoffnungen buchstäblich zur Erfüllung getrieben zu sehen: denn der Junge — ach! — braucht Sie! —

Doch das habe ich Ihnen schon einmal gesagt. Sie wissen —: im Alter wiederholt man sich! So geht es mir auch mit meinen Expektorationen, mit welchen ich die Welt — und namentlich auch Sie — in Broschürenform überschütte. Die „Schauspieler und Sänger" sind wohl bereits in Ihren Händen? Es ist wieder einmal ein anderer Weg, der Sache beizukommen: diesmal betreibe ich es direkt durch die Komödianten. Hierbei ist es mir wieder begegnet, daß, wenn ich fertig bin, mir erst noch recht viel einfällt, was mit am Platze gewesen wäre, so daß mir immer ein Haken übrig bleibt, an welchem ich für eine nächste Broschüre hänge. Und das nun

alles so recht eigentlich in die Luft hinein! Ich weiß — bei näherer Besinnung — rein gar nicht, an wen ich die Freiexemplare schicken soll. Wollen Sie noch etwas davon für Ihre Baseler Kollegen haben? Rohde soll eines bekommen. — Übrigens bringen mich die „Baseler" Kollegen darauf, Ihnen und Ihren Freunden unsern nächsten Besuch anzukündigen. Mit den ersten Tagen des November gedenken wir nun unsre Entdeckungsreisen durch das deutsche Reich anzutreten: eine nächste Unterbrechung des Hauptzwecks derselben wird dem berühmten Zahnarzte in Basel gelten, dessen sorgsamste Pflege jetzt nicht mehr übergangen werden kann. Ich vermute, dieser Zweckbesuch wird seine vollen 8 Tage anhalten und uns somit 8 Abende liefern, die wir in Ihrer und Ihrer Freunde Gesellschaft, angenehm tröstlich für die am Tage ausgestandenen Mißhandlungen, zuzubringen hoffen. Ich vermute, daß unsere Ankunft bei Ihnen in die 3te Woche des November fallen wird; wir werden uns dann auch Ihrerseits Versicherungen des Daseins und der Bereitwilligkeit des Amerikaners einzuholen suchen.

Sonst leben wir jetzt etwas dissolut dahin, was schon die provisorische Ansiedelung in der Dammallée mit sich brachte. Die ungeheuerste Unterbrechung war der Besuch Liszts, bei welcher Gelegenheit sich auch unser hiesiger „Salon" probehaltig bewähren mußte. Wir sind mit dem wunderbaren Menschen, so gut das noch möglich ist, schön in das Reine gekommen, wobei wir nur zu bedauern hatten — und haben —, daß wir diesem so sonderbar zerlösten Leben nicht mehr recht entschieden hilfreich beizukommen hoffen dürfen. Möglich jedoch bleibt, daß er sich bei uns niederläßt. Das Urteil Bülows über Sie fand er nach Kenntnisnahme Ihrer Silvesterklänge sehr desperat: ohne daß Sie ihm das Stück vorgetragen hatten (was bei uns entscheidend war), glaubte er sein Urteil durchaus anders und günstiger über Ihre „Musik"

stellen zu müssen. Also, lassen wir dieses B.sche Intermezzo für jetzt auf sich beruhen: mir ist's, als ob hier zwei Absonderlichkeiten der allerextremsten Art aufeinandergestoßen seien. Auch dieses sage ich Ihnen nur so nebenbei: denn im ganzen und in der Hauptsache muß wohl jeder durch sich, und nicht durch andere über sich in das Reine kommen. Was sollte z. B. aus mir werden, wenn ich auf Herrn Edmund Hoefer (siehe Beilage) zu viel gäbe? — Ihr Buch habe ich vergangenen Sommer wieder gelesen: meine Frau fiel kürzlich einmal wieder darüber. Ich denke, dann klangen Ihnen die Ohren freundlich, ungefähr wie recht gute Musik. —

Jetzt haben Sie einen ziemlich respektablen Brief von mir: möge Sie mein Geplauder mit heitrem Mute erfüllen; Sie sehen wenigstens, auf lange Dauer kommt mir die Niederträchtigkeit der Dinge und Menschen nicht bei, und endlich gewinne ich mir den Vorteil, auch Ihnen gutgelaunt zusprechen zu können. —

Alles grüßt Sie! Auf baldiges Wiedersehen in Erasmus' Stadt!

Von ganzem Herzen

Bayreuth 24 Okt. 1872. Ihr

Richard Wagner.

Am Tage der silbernen Hochzeit Feustels."

Mein Bruder schreibt über Frau Wagners erneute Lektüre der „Geburt der Tragödie" an Gersdorff: „Frau Wagner hat in den Tagen der Genesung wieder mein Buch vorgenommen und schreibt, sie müsse ‚immer von neuem über die Meisterschaft Ihrer Darstellung staunen; Besseres, geehrter Freund, werden Sie nie schreiben, ich halte eine größere Vollendung, als sie in diesem Buche herrscht, für unmöglich; aber anderes und gleich Gutes werden Sie uns geben, und auf anderen Gebieten.' — Wie wird einem da zu Mute! So übermütig und beschämt zugleich! Vor allem aber fühle ich dann, daß ich, um mich selbst jetzt mit einer Produktion zu befriedigen,

nach großen, kühnen und sehr idealen Zielen zu ringen habe. Du hast von ‚Einfachheit und Größe‘ gesprochen: Das ist ein Klang aus meiner Seele, dort liegen auch meine Ideale.“ Deutlich sieht man aus dem nachfolgenden Brief, wie mein Bruder in Gedanken an Wagner immer wieder Freude und Zuversicht findet.

Friedrich Nietzsche an Richard Wagner:

„Geliebter Meister,

nach allem, was mir in der letzten Zeit widerfahren ist, habe ich wahrhaftig am allerwenigsten ein Recht, irgendwie mißmutig zu sein, denn ich lebe wirklich inmitten eines Sonnensystems von Freundesliebe, trostvollem Zuspruch und erquickenden Hoffnungen. Doch gibt es einen Punkt, der mich augenblicklich sehr beunruhigt: unser Wintersemester hat begonnen und ich habe gar keine Studenten! Unsre Philologen sind ausgeblieben! Es ist eigentlich ein pudendum und ängstlich vor aller Welt zu verschweigen. Ihnen, geliebter Meister, erzähle ich es, weil Sie alles wissen sollen. Das Faktum ist nämlich so leicht zu erklären — ich bin unter meiner Fachgenossenschaft plötzlich so verrufen geworden, daß unsere kleine Universität Schaden leidet! Das quält mich sehr, weil ich wirklich derselben sehr ergeben und dankbar bin und am allerwenigsten ihr schaden möchte; jetzt aber feiern meine philologischen Kollegen, auch der Ratsherr Vischer, etwas, was er in seiner ganzen akademischen Laufbahn noch nicht erlebt hat. Bis zum letzten Halbjahr war die Philologenzahl immer im Wachsen — jetzt plötzlich wie weggeblasen! Doch entspricht es dem, was mir aus andern Universitätsstädten zu Ohren kommt. Leipzig natürlich blüht wieder in Scheelsucht und Dünkel, alles verurteilt mich und selbst diejenigen, „die mich kennen“, kommen nicht über den Standpunkt hinaus, mich wegen dieser „Absurdität“ zu bemitleiden. Ein von mir sehr

geachteter Philologieprofessor in Bonn hat seine Studenten einfach damit beschieden, mein Buch sei „barer Unsinn", mit dem man rein nichts anfangen könne; jemand, der so etwas schreibe, sei „wissenschaftlich tot". So ist mir denn auch von einem Studenten berichtet worden, der erst nach Basel kommen wollte, dann in Bonn zurückgehalten wurde und nun an einen Baseler Verwandten schrieb, er danke Gott nicht an eine Universität gegangen zu sein, wo ich Lehrer sei. Glauben Sie nun, daß Rohdes edelmütige Tat etwas anderes erzeugen wird als Haß und Mißgunst zu verdoppeln und gegen uns zwei zu richten? Das nämlich erwarten wir, Rohde und ich, mit der größten Bestimmtheit. Das wäre aber allenfalls noch zu ertragen, aber der einer kleinen Universität von mir erwiesene Schaden, einer Universität, die mir viel Vertrauen geschenkt hat, schmerzt mich sehr und dürfte auf die Dauer mich zu Entschlüssen drängen, die bei mir schon aus andern Rücksichten immer von Zeit zu Zeit einmal auftauchen. — Übrigens kann ich dieses Winterhalbjahr gut benutzen, da ich jetzt nur noch, als einfacher Schulmeister, auf das Pädagogium angewiesen bin.

Das also war der „dunkle Punkt", sonst nämlich ist alles Licht und Hoffnung. Ich müßte ein sehr moroser Maulwurf sein, wenn ich nicht durch solche Briefe, wie Sie sie mir schicken, zum Freudesprung begeistert würde. Also Sie kommen! Ich preise mein Glück und den Zahnarzt, denn diese Überraschung hätte ich nie zu träumen gewagt. Wollen Sie es diesmal vielleicht mit den ‚drei Königen' versuchen? Ich halte sie für besser als Euler, in diesem Sommer habe ich mit meiner Schwester dort gegessen und einen sehr vergnügten Tag mit Fräulein von Meysenbug und dem Brautpaar Herzen-Monod verlebt.

Ihre herrliche Schrift über Schauspieler und Sänger hat bei mir wieder die Sehnsucht erregt, es möge jemand einmal aus Ihren ästhetischen Forschungen und Feststellungen einen

zusammenfassenden Bericht machen, um zu zeigen, daß inzwischen sich die ganze Kunstbetrachtung so verändert, vertieft und bestimmt hat, daß von der traditionellen „Ästhetik" im Grunde nichts mehr übrig bleibt. Ich hatte auf dem Splügen gerade auch über die chorographische Bestimmtheit der griechischen Tragödie nachgedacht, über den Zusammenhang der Plastik mit der Mimik und Gruppenbildung der Schauspieler: gerade auch dies glaubte ich erkannt zu haben, wie genau Äschylus selbst jenes Beispiel gegeben hat, von dem Sie reden: so daß selbst in unsren Texten durch wundersame Zahlensymmetrien sich Symmetrien der Bewegung erraten lassen; und ich knüpfte an Ihre Tragödien die herrliche Hoffnung, daß von hier aus Maß, Ziel und Regel für einen deutschen Stil der Bewegung, der plastischen Wirklichkeit sich finden müsse. Mit diesen vorbereitenden Gedanken las ich Ihre Schrift wie eine Offenbarung.

Nun kam Rohdes Schrift: nicht wahr, ich hatte ein Recht zu behaupten, nach dem Erscheinen des Pamphlets, daß ich selbst im kleinsten Nebenpunkte recht habe? Es ist doch immer hübsch, wenn man dies dann durch einen zweiten bewiesen liest. Denn mitunter wird man gegen sich selbst mißtrauisch, wenn die ganze Fachgenossenschaft so einmütig in feindseligem Widerspruch ist. Was hat aber der arme Freund leiden müssen, um sich so lange mit einem solchen „Troßbuben" herumzuschlagen! Wenn er es ausgehalten hat, so hat ihm der Hinblick auf Sie, geliebter Meister, den Mut und die Kraft gegeben. Wir sind nun beide so glücklich, ein Vorbild zu haben — und wie beneidenswert stehe ich da, einen solchen Freund wie Rohde zu besitzen, nicht wahr?

Als Kuriosum erzähle ich noch, daß ich neulich von einem Musiker über einen Operntext zurate gezogen wurde, im Grunde mit dem Wunsche, ich möge ihn selbst machen. Ich habe ihm eine weise Epistel geschrieben und sehr abgeraten:

dagegen solle er eine gute Kantate komponieren, nämlich die ‚Walpurgisnacht' Goethes noch einmal, nur besser als Mendelsohn! Ob er wohl folgen wird? — Das Ganze ist aber doch sehr spaßhaft. —

In der Hoffnung, daß Sie, bei Ihrer Wanderung im lieben niederträchtigen Deutschland, den bewährten Bayreuther Glücksgriff haben und mit dem Wunsche, recht bald eine Weisung zu erhalten, was etwa für Ihren hiesigen Aufenthalt vorzubereiten wäre, sage ich Ihnen heute von ganzem Herzen Lebewohl! und auf Wiedersehen!

Ihr alter Getreuer

F. N."

Aus dem von Wagner angekündigten Besuch in Basel wurde es nichts. Dagegen rief meinen Bruder eine Depesche Wagners am 21. November nach Straßburg. „Veränderte Bestimmungen nötigen uns zur Aufgebung Basels, wir bitten dieses abzubestellen und Zusammentreffen in Straßburg zu ermöglichen, wo wir Freitag abend Sie erwarten wollen und bis Sonntag bleiben können. Nachricht nach Stuttgart, Hôtel Marquard. Wagner."

Dieses Zusammensein mit Wagner und Frau Cosima gestaltete sich außerordentlich angenehm. Beide waren erstaunt meinen Bruder so heiter zu finden und daß ihm alle die Anfeindungen, Amtsbürden, Musik und Reisen so vorzüglich bekommen waren. Frau Cosima schreibt nachher: „Wie haben wir uns gefreut, Sie so wiederzufinden, wie wir Sie gesehen, lieber werter Freund! Sie erfüllen wirklich die Goethe-Mazzinische Maxime und sind so resolut und gesund, daß es eine Freude ist."

In der Tat schien es so, als ob in der damaligen Zeit mein Bruder die Erschütterung seiner Gesundheit aus dem Kriegsjahre vollständig überwunden hatte. Von jenen Schriften und Aufzeichnungen, die er damals geschrieben hat, gilt das, was

Professor Holzer so schön ausdrückte: „Es ist der ‚erste Nietzsche‘, der hier redet, der Freund Richard Wagners, der Nietzsche, den Erwin Rohde schwärmerisch geliebt hat. Der junge Nietzsche, der hoffende, vertrauende, der mit einem ungeheuren Glauben an seine Ideale und seine Freunde mutig auf die Zukunft losging, der Kämpfer, der sich in den ersten siebziger Jahren im Gefühl seiner üppigsten Kraft befindet, so wie er einmal bei einem Besuch in Basel einem Freunde (Deussen) erschien: feurig, elastisch, selbstbewußt wie ein junger Löwe."

Zum Schluß muß ich noch erzählen, daß Herr von Wilamowitz gegen die prachtvolle, schlagfertige und überzeugende Schrift von Erwin Rohde eine Entgegnung schrieb, die aber ganz unbeachtet blieb und gegen Rohdes wissenschaftliche Beweise nicht aufkommen konnte.

Fünfzehntes Kapitel.

Mißverständnisse.

(1873)

Wagner hatte öfters bemerkt, wenn er meinen Bruder wiedersah, daß durch die Entfernung doch Mißverständnisse in ihrem Verhältnis zueinander eintreten könnten, dem mein Bruder vielleicht nicht so energisch widersprochen hatte als Frau Wagner wünschte. Sie schloß deshalb Anfang Dezember einen Brief an meinen Bruder mit den Worten: „Glauben Sie mir, es kann hier keine Entfremdung mehr stattfinden wie auch kein Mißverständnis; ich, die sonst sehr Bange, bin davon froh überzeugt." Aber merkwürdigerweise fing das Jahr 1873 sogleich mit einem sehr ernsten Mißverständnis an. Mein Bruder war in Naumburg bei uns zu Besuch und freute sich der Stille und Weiterarbeit an seinem Griechenbuch. Da die Ferien ziemlich kurz waren, so hatte er ausdrücklich bemerkt, daß er die ganze Zeit bei uns bleiben wollte; unsere liebe Mutter legte darauf großen Wert, weil sie mich schon immer für 6—8 Monate im Jahre meinem Bruder überließ und deshalb fand, daß sie von ihren Kindern, speziell aber von ihrem Sohne, zu wenig habe. Plötzlich schickte nun Wagner eine Einladung, daß mein Bruder schleunigst nach Bayreuth kommen und dazu seine Rückreise benutzen sollte. Mein Bruder lehnte diesen Besuch ab, nicht nur, weil er unsere liebe Mutter nicht kränken wollte, sondern auch, weil er die kurze Zeit der Erholung nicht durch einen Aufenthalt in Bayreuth zu verkürzen wünschte. Wenn mein Bruder geahnt

hätte, wie peinlich Wagner zuweilen eine solche Ablehnung einer Einladung auslegte, so würde er vielleicht weniger Rücksicht auf unsere liebe Mutter und seine persönliche Ruhe genommen haben. Später wurde ihm einmal erzählt, daß Wagner es Peter Cornelius tödlich übel genommen hätte, als er ihn im Bewußtsein seiner Macht damals nach München rief, Cornelius es aber zu kommen ablehnte, weil er seinen „Cid" zu Ende komponieren wollte. „Als ob er den nicht hätte in München schreiben können", hätte Wagner empört gegrollt. Wagner hatte keine Vorstellung, wie sehr er seine treuesten Verehrer beeinflußte, so daß sie in ihren eigenen Produktionen gehindert wurden.

Mein Bruder hatte zu Frau Cosimas Geburtstag den 25. Dezember oder etwas nachher, weil er vorher nicht Zeit genug dazu hatte, ihr fünf herrliche kleine Abhandlungen geschickt, die er: „Fünf Vorreden zu fünf ungeschriebenen Büchern" nannte und sie im einzelnen wie folgt betitelte: 1. Über das Pathos der Wahrheit, 2. Über die Zukunft unserer Bildungsanstalten, 3. Der griechische Staat, 4. Über das Verhältnis der Schopenhauerischen Philosophie zu einer deutschen Kultur, 5. Homers Wettkampf. Das hübsch gebunde Buch mit den Vorreden trug folgende Widmung:

„Frau Cosima Wagner
in herzlicher Verehrung und als
Antwort auf mündliche und briefliche Fragen, vergnügten Sinnes
niedergeschrieben in den Weihnachtstagen 1872."

Auf diese Sendung erhielt mein Bruder weder ein Dankeswort noch den gewohnten Neujahresgruß, und er würde sich wohl darüber gewundert haben, wenn er nicht gewußt hätte, daß Wagners im Januar 1873 eine große Konzertrundreise nach Berlin, Hamburg usw. unternommen hätten.

Inzwischen fühlte er sich veranlaßt, einen kleinen polemischen Artikel gegen einen Feind Wagners in voller Entrüstung zu schreiben, woraus man wiederum die große Verehrung meines Bruders für Wagner erkennen kann, weil ihm eigentlich eine derartige Polemik höchst unangenehm war, und er nur aus Liebe zu Wagner seine Abneigung überwand und sich Wagner selbst im Stil anzupassen suchte.

Schon im Spätherbst hatte er ganz entrüstet an Rohde geschrieben: „Daß ein Irrenarzt in ‚edler Sprache' nachgewiesen hat, daß Wagner irrsinnig sei, daß dasselbe durch einen andern Irrenarzt für Schopenhauer geleistet worden ist, weißt Du wohl schon? Du siehst, wie sich die „Gesunden" helfen: sie dekretieren für die unbequemen ingenia zwar kein Schaffott; aber jene schleichende böswilligste Verdächtigung nützt ihnen noch mehr als eine plötzliche Beseitigung; sie untergräbt das Vertrauen der kommenden Geschlechter! Diesen Kunstgriff hat Schopenhauer vergessen! Er ist der Gemeinheit des gemeinsten Zeitalters wunderbar gemäß." Aus dieser Empörung heraus ist der nachfolgende Artikel aufzufassen. Am 17. Januar 1873 erschien er im „musikalischen Wochenblatt" in Leipzig: „Ein Neujahreswort an den Herausgeber der Wochenschrift ‚Im neuen Reich'":

„Herrn Alfred Dove ist das Unglück widerfahren, in einem stelzbeinig geschriebenen und in jedem Betracht Befürchtungen erregenden ‚Neujahrsworte an die deutsche Geistesarbeit' zuletzt wahrhaft schmählich auszugleiten und fallend in folgenden Tönen zu explodieren:

‚Da muß man nun von dem vergangenen Jahre anmerken, daß es auch hier wieder wirksame Mahnungen hervorgebracht: seinen Fachgenossen hat der namhafte Physiker Zöllner in einem freilich im Gesamteindrucke wunderlichen Buche, das aus Astronomie, Erkenntnistheorie und ethischer Lehre zusammengemischt ist, vom reinsten Eifer

getrieben eine ernste Bußpredigt zur Einkehr in sich selbst und zur Rückkehr in die alte Einfalt ihrer Sitten gehalten. Bitterer, ja grausam scharf hat der Münchner Arzt Puschmann kürzlich Richard Wagners Größenwahnsinn theoretisch nachzuweisen und zu zergliedern versucht, zu verwegen offenbar für ein menschliches Gericht über den Lebendigen, doch darf man sagen, daß er den Schuldigsten herausgegriffen. Beide Bücher, so manchen unheilvollen Anstoß sie gegeben, sind um ihrer warnenden Kraft willen entschieden hoch zu halten; keineswegs werden sie ohne nützliche Wirkung bleiben.'

Zuerst drücken wir unser ernstes Bedauern aus, daß der edle Name Zöllners durch die unbefugtesten Hände in eine so widerliche Gemeinschaft gezogen ist. Dann aber bleibt uns nur übrig, in Erstaunen und immer neues Erstaunen auszubrechen. Wie? Sollte nicht der Redakteur Dove oder mindestens sein von ihm bedachter Leserkreis ein Unikum, ein erstaunliches Unikum sein? Kein anderer Redakteur, auch der bedenklichste und verderbteste nicht, hat es gewagt, seinen Geschmack an Puschmann so frei und so pathetisch zu bekennen, offenbar in dem Glauben, daß dies wider den Anstand sein würde. Zu welcher Sorte von Publikum kondeszendiert also Herr Dove mit seinem ‚freien' Pathos? Zu den Lesern des ‚Neuen Reichs': innerhalb der vier Wände dieses ‚Neuen Reichs', wenn Redakteur und Leser unter sich sind, ergötzt man sich, wie es scheint, an solchen Freiheiten, — anderwärts würden sie nur indignieren oder Ekel erregen. Selbst der eigentliche Gründer in scandalosis, P... L....., hat ein vielleicht ähnliches Gelüst nur indirekt zu verraten vermocht, dadurch, daß er jenen bewährten Skandal-Puschmann unter die Liste seiner Skandal-Mitarbeiter aufnahm. Zur Entschuldigung dürfte man sogar hier noch sagen, daß hier ein Bedürfnis vorlag. Die ‚Gegenwart' bedarf Puschmanns — das Gründertum auf den Skandal hat seine Bedürfnisse; Ver-

zeihung dem Bedürfnisse! Aber so ohne Bedürfnis, in der Manier Alfred Doves, Puschmann ‚anzugreifen‘, Puschmann öffentlich die Hände zu schütteln — ist das möglich, wenn es doch nicht nötig war? Welcher ‚Seelenarzt‘ kann hier Auskunft geben? Oder war es doch nötig? Welchen Zwang übten vielleicht jene Leser auf den impressionablen Alfred Dove aus? — Inzwischen, bevor diese gar nicht rhetorisch gemeinten Fragen beantwortet sind, gratulieren wir dem Münchner ‚Spezialisten für Psychatrie‘ zu diesem neuen Kameraden Alfred Dove, der sich ja in jenem Neujahreswort ebenfalls als Heilkünstler und Spezialist gebärdet. Mögen sie zusammen wachsen und gedeihen, Puschmann und Dove, Dove und Puschmann, par nobile fratrum! Mögen sie besonders, wie wir beiden zum Neujahr wünschen, sich baldigst miteinander, zu gegenseitiger Förderung, über die wirksamsten Geheimmittelchen, durch wissenschaftlich klingende Marktschreierei sich (oder ihr bedrucktes Blatt Papier) in Umlauf bringen, recht intim verständigen. Gewißlich wird der so feierlich angeredete Geist Puschmanns nicht umsonst beschworen sein; fürderhin wird er Herrn Alfred Dove in der beschwerlichen Aufgabe unterstützen müssen, den unnatürlichen Geschmacksgelüsten der Leser des ‚Neuen Reiches‘ psychiatrisch in befriedigender Weise beizukommen.

Prof. Dr. Friedrich Nietzsche."

Der Anfang des Jahres 1873 gab meinem nach Betätigung seiner Gesinnung dürstenden Bruder, außer vielfachen Schreibereien wegen der Wagner-Vereine, noch eine bessere Gelegenheit in der Sache Wagners etwas zu tun. Inzwischen hatte der deutsche Musikverein einen Preis auf eine Schrift von fünf bis acht Bogen, populärer Natur, über Wagners Nibelungendichtung ausgesetzt. Professor Riedel in Leipzig wandte sich in dieser Angelegenheit zuerst an meinen Bruder, bat ihn das Amt eines Preisrichters zu übernehmen und legte

ihm seine übrigen Vorschläge dar. Der Preis war ursprünglich auf hundert Taler festgesetzt; wie es nun meinem Bruder gelang, ihn auf dreihundert Taler „emporzuschrauben", zeigt seine Antwort an Prof. Riedel, die noch im Entwurf vorhanden ist:

„Ich habe über verschiedene Schwierigkeiten bei unserm Unternehmen nachzudenken Zeit gehabt, denn ich lag mehrere Tage krank zu Bette und beeile mich heute, in Antwort auf Ihren geehrten letzten Brief, Ihnen meine Ansicht zu geneigter Prüfung vorzulegen. Mit dem dritten Preisrichter wollen wir doch ja recht streng und vorsichtig sein ... Wollen Sie meinerseits einen Vorschlag gütigst hören, so würde ich Herrn Hans von Bülow nennen, von dessen unbedingt gültigem Urteil, von dessen kritischer Strenge ich die allergünstigste Meinung und Erfahrung habe. Es kommt sehr darauf an, daß wir einen recht klingenden, ebenso anspornenden als abschreckenden Namen finden — und das ist der Name Bülows. Sind wir darin einer Ansicht? —

Nun kommt das Wichtigere. Lieber Herr Professor, ich finde die Preissumme äußerst gering und in Anbetracht des überaus wichtigen Themas und Anlasses viel zu gering. Wir müssen es durchaus wenigstens mit den Preissummen einer deutschen Akademie aufnehmen können, dies allein scheint mir eines so großen Mannes und eines so einzigen Anlasses würdig. Andererseits betrachte ich jede größere Geldausgabe von unserer Seite, solange es mit der pekuniären Unterstützung von Bayreuth so schlecht steht, als eine strafwürdige Verschwendung, so edel sonst die Zwecke sein mögen.

Beide Sorgen und Beängstigungen haben in mir folgenden Gedanken geweckt, den ich Ihnen recht herzlich zur Erwägung anempfehle.

Der Verein verspricht als Preis einen ganzen Patronatsschein. Die Mittel dafür bringen wir auf folgende Weise auf:

hundert Taler sind also bereit, dann verkaufen wir die gekrönte Preisschrift an einen tüchtigen Verleger etwa zu hundert Talern (etwa 8 Bogen, Auflage 1000, also zirka 13 Taler für den Bogen, mäßig und anständig bezahlt — das können wir für eine *gute* Schrift immer bekommen). So haben wir 200 Taler: 50 Taler will ich persönlich noch hinzulegen, in dem Falle, daß sich noch einer findet, der 50 Taler schenkt. (Vielleicht der Verein selbst?) Der Wettbewerb um einen ganzen Patronatsschein wird, das kann ich Sie versichern, ein sehr lebhafter sein. Wir müssen durchaus an die allerbesten Kräfte unter den deutschen Schriftstellern appellieren und bedenken, daß wir eine große öffentliche Verantwortung haben. Ich will sagen, es muß bei dieser ganzen Preisangelegenheit durchaus vornehm und würdig zugehn."

Der Vorstand des deutschen Musikvereins nahm meines Bruders Vorschläge in bezug auf die Geldangelegenheit dankbar an und traf alle Anordnungen in seinem Sinne; doch meinten die Herren, daß sich zu den beiden andern Preisrichtern zwei Germanisten besser eignen würden. Der Verein schlug nun seinerseits Professor Simrock in Bonn vor und nahm den andern Vorschlag meines Bruders, als Dritten Professor Heyne in Basel zu wählen, mit Freuden an. —

Seit Anfang Dezember 1872 hatte mein Bruder keinen Brief von Bayreuth erhalten und allmählich hätte er sich über das Schweigen der Bayreuther Freunde doch zu wundern angefangen, wenn ihm nicht Rohde Ende Januar 1873 eine ausführliche Beschreibung von Wagners Aufenthalt in Hamburg und der damit verbundenen Konzerte gegeben hätte. Da Rohde in seinem Brief auch noch allerhand Bemerkungen von Frau Wagner ihm ausrichtete, so nahm er diesen Brief Rohdes als eine vorläufige Antwort und machte sich über das Schweigen der geliebten Freunde keine weiteren Gedanken. Rohde schreibt: „Ich war drei Tage in Hamburg, Dienstag, Mitt-

woch und Donnerstag, und erlebte während derselben zwei Konzerte und eine, wunderlicherweise zu Wagners besonderer Ehre veranstaltete, höchst mangelhafte Meistersingeraufführung. Die Konzerte, von einem im ganzen wohl etwas mangelhaften Orchester ausgeführt, waren mir doch darum sehr interessant, weil ich einige Stücke, wie die Einleitung zum Lohengrin, Vorspiel und Schluß von Tristan und Isolde, Liebeslied aus Walküre (‚Winterstürme wichen' —) und Schmiedelieder aus Siegfried, teils zum ersten Male in richtigem Zeitmaß und rechter Beseelung hörte. Dazu hatte ich die Genugtuung, meine Vaterstadt sich im ganzen sehr anständig benehmen zu sehen: die eigentliche haute volée veranstaltete ein sehr gut geleitetes Bankett (an dem teilzunehmen ich leider verhindert war) mit guten Reden angesehener Leute: kurz es zeigt sich eine Spur von Verständnis der über Theater, Kapellmeister, erste und zweite Tenore hinausgreifenden Bedeutung Wagners, und wahrscheinlich wird auch der Erfolg für die pekuniären Zwecke der Wagnervereine nicht unbedeutend sein: solange es nämlich Mode bleibt und den guten Hamburgern nicht durch ihre einheimischen ‚Musiker' und ‚Kritiker' ausgeredet wird: wozu sie eine bedenkliche Neigung haben. — Was mir persönlich eigentlich das Bedeutendste war: eine ruhige persönliche Besprechung mit den beiden, war natürlich, bei dem ewigen Trubel und Wagners natürlicher Ermüdung, nicht recht zu erreichen."

Er fährt dann weiter fort: „Von Dir war in den wenigen ruhigen Momenten viel die Rede. Frau Wagner läßt Dich vor allem herzlich grüßen, Dich dann um Verzeihung bitten wegen ihres Schweigens auf Deine Sendung: zu einem ordentlichen Briefe fand sich in Berlin, wo Wagners vorher waren und weniger hier noch, keine Zeit. Das Telegramm, das ich in ihrem Namen beförderte, hast Du wohl bekommen?" Es lautete: „Beim Klang der Schmiedelieder gedenkt Ihrer

freundlich und dankend, ob ihres gezwungenen Schweigens traurig Cosima Wagner."

Nach Berlin hatte mein Bruder Wagner, um ihn auch in seinen philologischen Studien auf dem Laufenden zu halten, einen Sonderabdruck aus dem „Rheinischen Museum": „Der Florentinische Tractat über Homer und Hesiod, ihr Geschlecht und ihren Wettkampf," geschickt, und auch darauf keine Antwort erhalten. Endlich schrieb Frau Cosima am 12. Februar von Bayreuth aus: „Ich beginne diese Zeilen mit der seltsamsten Verwirrung; was möchte ich Ihnen, werter Freund, nicht alles sagen: Erklären, mich entschuldigen, gratulieren, danken, und erzählen, dabei bin ich nicht wenig angegriffen heimgekommen, und muß ich — von der Bonne verlassen — einen Teil der Kinder beständig um mich haben. Gott weiß, wie dieser Brief gelingen wird! Doch weiß ich jetzt eines, daß ich ihn lieber schlecht als gar nicht schreiben will.

Sie haben sicher gewußt, welche Überraschung, und welche Freude Sie mir durch Zusendung des inhaltreichen Buches gewährt haben; ich wüßte keine Gabe, die mir so wert hätte sein können — warum ich Ihnen nicht sofort, selbst ohne das Manuskript durchgelesen zu haben, für die liebevolle Intention (die mir gewiß ebenso hoch steht, als das Bedeutende des Ausgeführten) dankte, sei es nur durch ein paar Zeilen, wie ich es in meinem Herzen so innig tat! — Warum ich die Ankunft der Sendung und das Eintreten des neuen Jahres vorüber gehen ließ, ohne selbst durch eine Depesche Ihnen zu melden wie ich Ihrer gedachte? Dies ist der Punkt, den ich freimütig mit Ihnen berühren will, weil dieser Freimut mir einzig der Freude wert zu sein scheint, die Sie mir bereitet haben, und an welcher ich mich noch labe. Der Meister war durch Ihr Nichtkommen, und durch die Art, wie Sie uns dieses Nichtkommen meldeten, gekränkt; es widerstrebte mir, Ihnen dies sogleich zu sagen, und es Ihnen nicht zu sagen, und ich über-

gab es der langmütigen Zeit, die unbedeutenden Verstimmungen zu tilgen, und die Reinheit der wahren Gefühle empor blühen zu lassen — heute ist dies geschehen, und wenn wir von Ihnen sprechen, so höre ich nicht den leisesten Ton der gekränkten Freundschaft, sondern nur die Freude über das, was Sie uns wiederum gegeben. Es sind namentlich die Gedanken, welche Sie in der Vorrede zu ‚Homers Wettkampf' niedergelegt, die uns unvergleichlich gefesselt und erfüllt haben; warum soll dieses ein ‚nicht zu schreibendes Buch' bleiben? Hier dünken Sie mich so ganz zu Hause und wie in Ihrem eigensten Elemente; und wären nicht die Gedanken dieser Vorrede sowie die der Vorrede zu dem ‚griechischen Staate' zu einem großen Ganzen zu verschmelzen, wo sowohl Ihre genaue Kenntnis, als Ihre tiefe Erkenntnis zu unserer Zeit, zu zeigen, was diese Kultur wert sei, ist in Wahrheit ein ‚glücklicher Griff', diesen unglücklichen Ausdruck zu gebrauchen. Ich sah überall nicht die heiteren Griechen, sondern die heiteren Centauren, und wenn Goethe seinen Faust als Tragelaphen bezeichnete, wie sollen wir die Produkte — Menschen und Bücher — der heutigen Kultur bezeichnen? Doch begreife ich, daß Sie 2 und 4, — ich bezeichne hier die Vorreden wie jener Pastor seine Kinder — nicht schreiben wollen, denn die detaillierte Einsicht in die Blödigkeit der Menschen und die Blödsinnigkeit der Institutionen, bleibt ohne Trost, vielleicht selbst ohne Nutzen. Aus anderm Grunde wie mir erhellt, würden Sie wohl die Ausarbeitung des ‚Pathos der Wahrheit' vermeiden, der letzte Satz der Vorrede sagt uns diesen Grund, und, seltsam genug, hatte ich durch verschiedene Eindrücke angeregt, viel über Philosophie und Kunst nachgesinnt, und mir zu erklären gesucht, warum letztere viel mächtiger auf mich wirke, und ich kam darauf, daß es wohl sei, daß sie eine Schöpfung einer Schöpfung entgegenhalte, und rätselvoll wie das Leben, in diesem Anklingen der zwei Rätseln eben die Erlösung

brächte, während die Philosophie zur Deutung verflucht, der Ur-Wahrheit gegenüber sich wohl verhalten mag, wie der allegorische Traum nach Schopenhauer — zum Traume des tiefen Schlafes. Ich glaube, daß die richtige philosophische Erkenntnis die Basis einer jeden intellektuellen Arbeit sein muß, glaube aber mit Ihnen, daß man möglichst wenig philosophiren muß, d. h. über diese Dinge sprechen. Sinnen und Denken freilich so viel als man kann. Aus diesen wenigen Worten können Sie ersehen wie besonders lieb und wertvoll gerade diese erste Skizze mir war, sie stimmte mit meinem Nachsinnen überein, wie Nr. 5 mir als der Anlauf zu dem, was ich als Rechte zu erkennen zu dürfen glaubte, erschien."

Wagner klärte persönlich das Mißverständnis nicht auf, da ja Frau Cosima damit beauftragt war. Sein nächster Brief war zunächst eine Klage über den verlorengegangnen vorher erwähnten Sonderdruck aus dem „Rheinischen Museum" und nur am Schluß fanden sich Worte der alten vertrauensvollen Freundschaft. Später hörte mein Bruder durch Gersdorff, der zu Weihnacht und Neujahr in Bayreuth zu Besuch gewesen war, daß Wagner geradezu getobt hätte und nicht aufgehört hätte zu erklären wie sehr er Nietzsche liebe! Dieser sich ihm gegenüber aber immer zurückhielte und seine eigenen Wege ginge.

Richard Wagner an Friedrich Nietzsche:

„O Freund!

Ich hatte Malheur! Wie konnten Sie mir aber auch die Hefte Ihrer philologischen Arbeit gerade nach Berlin schicken? Kurz und gut! Nachdem ich seit der Heimkehr wieder einige Besinnung gewonnen, suche ich die Broschüren hervor, und finde — trotz leidenschaftlichen Nachsuchens — nichts davon als das mit pag. 211 beginnende dritte Heft; dafür eine Unmasse von antiquarischen Katalogen, dutzendweise Broschüren über „Meistersingermotive" usw. Wird es Ihnen nun mög-

lich sein, die Arbeit durch Zusendung der verloren gegangenen Teile mir zu ergänzen? Es läge mir sehr viel daran! —

Fordern — oder erwarten Sie übrigens von mir nichts, was irgend wie gemütliche Expansion vorstellen könnte. Ich habe heute die erste Nacht wieder, ungestört von widerlichen Zuständen, geschlafen. Mir vergeht jetzt manche Lust. Es kommen die Momente, wo ich mich tief besinne, und dann kommen Sie gewöhnlich auch mit vor, — so zwischen mir und Fidi. Aber es dauert kurz, und dann drehen sich Wagner-Vereine und Wagner-Konzerte im lieblichen Zirkel vor mir herum. Also — Geduld! Wie ich sie ja auch mit Ihnen habe!

Ihr
allergetreuster
Rich. Wagner."

Bayreuth 27 Febr. 1873.

Übrigens folgte diesem Brief sogleich eine Depesche: „Die Broschüren lagen bei der Treppenmusik, sind somit gefunden und nicht wieder zu besorgen. Wagner."

So war denn wieder alles aufgehellt aber mein Bruder schrieb an Gersdorff jedenfalls kopfschüttelnd: „Von dem Meister und Frau Wagner habe ich herrliche Briefe: es kam zu Tage, was ich gar nicht wußte, daß Wagner über mein Nichtkommen zu Neujahr sehr gekränkt gewesen ist, — das hast Du gewußt, liebster Freund, aber mir verschwiegen. Aber alle Wolken sind verscheucht und es ist ganz gut, daß ich nichts wußte: denn mancherlei kann man nicht besser, sondern höchstens noch schlechter machen. Gott weiß übrigens, wie oft ich dem Meister Anstoß gebe: ich wundere mich jedesmal von neuem und kann garnicht dahinterkommen, woran es eigentlich liegt. Um so glücklicher bin ich, daß jetzt wieder Frieden geschlossen ist. Kennst Du die wundervolle Schrift Wagners, die jetzt eben zum ersten Male gedruckt ist, ‚über Staat und Religion', vom Jahre 1864, zuerst als privatestes Memoire an den bayrischen König verfaßt? Sie gehört zu dem Tiefsten

aller seiner literarischen Produkte und ist im edelsten Sinne ‚erbaulich‘. — Sage mir doch Deine Ansicht über das wiederholte Anstoßgeben. Ich kann mir garnicht denken, wie man Wagner in allen Hauptsachen mehr Treue halten könne und tiefer ergeben sein könne, als ich es bin: wenn ich es mir denken könnte, würde ichs noch mehr sein. Aber in kleinen untergeordneten Nebenpunkten und in einer gewissen, für mich notwendigen, beinahe ‚sanitarisch‘ zu nennenden Enthaltung von häufigerem persönlichen Zusammenleben muß ich mir meine Freiheit wahren, wirklich nur, um jene Treue in einem höheren Sinn halten zu können. Darüber ist natürlich kein Wort zu sagen, aber es fühlt sich doch — und es ist dann verzweifelt, wenn es gar Verdrießlichkeiten, Mißtrauen und Schweigen nach sich zieht. Ich hatte diesmal keinen Augenblick daran gedacht, solchen heftigen Anstoß gegeben zu haben; und ich fürchte immer, durch solche Erlebnisse noch ängstlicher zu werden, als ich es schon bin. — Bitte, liebster Freund, Deine offene Ansicht!" Aber der Freund tröstete mit guten, verständigen Worten, so daß ihm dadurch die „dummen fliegenden Mücken" verscheucht wurden.

In dem oben angeführten Brief Cosimas gab es noch eine Stelle, in welcher sie sagte, daß sie aus den Worten „vergnügten Sinnes" in der Widmung jenes Weihnachts-Neujahrsgeschenkes „nichts zu machen wisse." Jene schlichte beglückende Arbeitsart des Philosophen und Gelehrten war Wagner nicht zu eigen. Immer gebärdete er sich beim Schaffen etwas pathetisch um nicht zu sagen theatralisch. Aber der „vergnügte Sinn" fand auch sonst damals in Bayreuth weder Verständnis noch Widerhall. Schon im Spätherbst 1872 hörte ich durch Zufall, wie bedenklich der Verwaltungsrat in Bayreuth über den ganzen Theaterbau dächte, und wie spärlich die Mittel dazu einliefen. Infolgedessen verzichtete ich auf einige Wünsche z. B. eine italienische Reise, die ich mit einer englischen

Bekannten unternehmen wollte und schickte die 900 Mark an Herrn Emil Heckel in Mannheim zum Ankauf eines Patronatscheins für meinen Bruder — was, ich muß es jetzt aufrichtig sagen, für meine Verhältnisse eine enorme Ausgabe war. Übrigens mußte meine Handlungsweise vor unserer lieben Mutter verschwiegen werden, auch sträubte sich mein Bruder dies Opfer anzunehmen. Wie dürftig damals die Geldmittel für Bayreuth gewesen sein müssen, kann man daraus ersehen, daß diese für das Unternehmen so geringe Summe von Wagner besonders bemerkt wurde, er schreibt an Emil Heckel am 28. November 1872: „Wenn Zahlungen an Sie erfolgen, wie die kürzliche durch Fräulein Nietzsche, so übermachen Sie diese doch sogleich an Feustel.. Ich weiß aus seiner neuesten Mitteilung, daß er dem Fortschritte unserer Unternehmung mit Bangen entgegensieht, wenn er nicht tröstliche Zusicherungen und überhaupt Zuschüsse empfängt." Wagner war von meinem „Opfer", das ich seinem großen Unternehmen brachte, so gerührt, daß, als er aus dem Ertrag der erwähnten Konzertreise verschiedenen Freunden Patronatscheine schenkte, er auch mich zur Patronin machte. Nur ging er von einem falschen Gesichtspunkt aus, als ob meine Ersparnis aktiver Natur gewesen wäre, während sie doch nur ein passiver Verzicht war; Wagner schrieb mir:

Richard Wagner an Elisabeth Nietzsche:

„Mein liebes Fräulein!

Nicht Sie allein können Patrone machen: auch ich kann's — Was Sie erspart, habe ich erdirigiert: wer hat mehr dabei geschwitzt?

Jedenfalls werden Sie zur rechten Zeit jetzt in Bayreuth als Patronin einziehen!

Herzlichen Gruß von meiner Frau!

Ihr
ergebenster
Richard Wagner."

Bayreuth, 8. April 1873.

Mein Bruder war eifrig bemüht, keine Entfremdung zwischen sich und Bayreuth aufkommen zu lassen, und da schon Erwin Rohde immer gewünscht hatte mit Nietzsche einmal allein in Bayreuth zu sein, so fragte mein Bruder in Bayreuth an, ob er in den Osterferien mit dem Freunde zu Wagners kommen könnte, Wagner antwortete telegraphisch: „Vernünftige Vorschläge erfreuen immer, zumal in Form von herzlich akzeptierten Besuchsanmeldungen, also Sonntag. Richard Wagner." Voller Freude und Entzücken schreibt mein Bruder an Gersdorff am 5. April 1873: „Teuerster Freund, die Telegraphen haben zu tun und fliegen bald nach Heidelberg, bald Nürnberg, bald Bayreuth. Denn denke Dir, morgen reise ich auf acht Tage fort, treffe übermorgen mit Rohde zusammen — und wo? natürlich in Bayreuth. Ich begreife selbst noch nicht, wie schnell und plötzlich sich alles dies gemacht hat. Vor acht Tagen dachte keiner von uns an so etwas. Schon jetzt wandelt mich Rührung und Ergriffenheit an, wenn ich mir denke, wie wir selbander auf dem Bahnhofe dieses Ortes ankommen und nun jeder Schritt Erinnerung an das letzte Jahr*) wird. Ich glaube doch, es waren die glücklichsten Tage, die ich gehabt habe. Es lag etwas in der Luft, das ich nirgends sonst spürte, etwas ganz Unsagbares, aber Hoffnungsreichstes. Was werden wir dort zusammen denken, Dich immer natürlich mit einschließend! Meine Freude ist heute eine ganz unsinnige, denn es scheint mir, daß alles wieder so schön zustande kommt, wie ein Gott es sich nicht besser wünschen könnte. Ich hoffe, daß mein Besuch wieder gut macht, was mein weihnachtliches Nichtkommen schlecht gemacht hat, und danke Dir recht von Herzen für Deinen einfachen und kräftigen Zuspruch."

*) Die Tage der Grundsteinlegung.

Sechzehntes Kapitel.

Erneuter Mißklang.

(1873.)

Der Besuch in Bayreuth erfüllte nicht meines Bruders glückselige Erwartungen, aber in gewisser Hinsicht auch nicht die von Richard Wagner. Mein Bruder hatte vorher an C. von Gersdorff geschrieben: „Nach Bayreuth bringe ich ein Manuskript ‚Die Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen' mit, zum Vorlesen. Von der buchmäßigen Form ist aber das Ganze noch sehr entfernt; ich werde immer strenger gegen mich, und muß noch viel Zeit vergehen lassen, um eine nochmalige Darstellung (die vierte desselben Themas) zu wagen. Auch war ich genötigt, die sonderbarsten Studien zu jenem Zwecke zu treiben, selbst die Mathematik trat in die Nähe, ohne Furcht einzuflößen, dann Mechanik, chemische Atomenlehre usw. Ich habe mich wieder auf das herrlichste überzeugt, was die Griechen sind und waren. Der Weg von Thales bis Sokrates ist etwas Ungeheures."

Nun weiß ich nicht ob ein Teil dieses Manuskriptes wirklich vorgelesen worden ist, oder ob Wagner sich überhaupt gegen die Vorlesung schon vorher ausgesprochen hat. Jedenfalls war mit diesem wundervollen Manuskript für meinen Bruder eine schmerzliche Erfahrung verbunden, denn Wagner zeigte wie schon früher einmal, nur viel auffälliger, eine sehr deutliche Enttäuschung. Er hatte auf die vorherige Ankündigung meines Bruders, „daß er hoffe, durch die Vorlesung eines neuen Manuskriptes Freude zu bereiten," nichts ihm so fern

Liegendes wie die „Philosophie der Griechen" erwartet, sondern ein Manuskript, das irgendwie mit der Gegenwart, mit den Freunden und Feinden seiner Kunst und den Bayreuther Plänen zusammenhing. Wagners ganzes Sinnen und Denken konzentrierte sich damals auf das Bayreuther Unternehmen, denn man begann zu fürchten, daß der ganze Plan scheitern könnte. Es waren nämlich mit allen Anstrengungen kaum 200 Patronatscheine gezeichnet; ein Tausend Patronatscheine (zu 300 Talern), ja eigentlich dreizehnhundert waren aber nötig, um das Unternehmen vollständig sicher zu stellen. Im Hause Wahnfried herrschte deshalb eine sehr ernste Stimmung, die aber Wagner in seinem besten Lichte zeigte. Immer wenn Wagner mit Angriffen auf seine Ideale und mit der Gefahr zu kämpfen hatte, daß sein Werk zugrunde ging, erhob er sich zu wahrhafter Größe.

Sobald mein Bruder die ernste Situation begriffen hatte, fühlte er sich ganz beschämt, daß er inzwischen in den fernen Höhen der alten griechischen Philosophen gelebt hatte, sehr abseits von den Kämpfen und Enttäuschungen der Bayreuther Gemeinde, so daß ihm die tiefen Besorgnisse der teuren Freunde verborgen geblieben waren. Dabei empfand er es doch sehr schmerzlich, daß er jetzt in Bayreuth für seine eigene Geisteswelt nicht mehr den Widerklang fand wie ehemals in Tribschen. Eine große Bangigkeit befiel ihn, daß er, um Wagners Freund zu bleiben, vielleicht auf seinen eigenen Weg der Weiterentwickelung verzichten müßte. So begreift man, daß er trotz des schönen Zusammenseins mit den geliebtesten Freunden, Wagners und Rohde, während seiner Rückreise nach Basel mit sehr melancholischen Empfindungen auf den Besuch in Bayreuth zurückblickte. Er schreibt nach der Trennung von Rohde: „Den zweiten Ostertag (verlebte ich in Nürnberg) und befand mich körperlich ebenso wohl als höchst, höchst schwermütig! Dabei waren alle Leute geputzt und liefen im

Freien herum, und die Sonne so herbstlich mild. Nachts sauste ich nach Lindau ab, fuhr, im Kampf von Nacht- und Tagesgestirn, früh um fünf Uhr über den Bodensee, kam noch zeitig am Rheinfall bei Schaffhausen an, machte dort Mittag. Neue Schwermut, dann Heimreise."

Nach seiner Rückkehr nach Basel legte er ein wenig traurig die „Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen" beiseite und beschloß nach Wagners Wunsch sich mehr an den Kämpfen der Gegenwart zu beteiligen und zu prüfen in wie fern ihm dies gerade in treuer Pflichterfüllung gegen den Meister möglich sei. Vor allem prüfte er die Frage, woran es nur liege, daß ein so großer Gedanke wie der von Bayreuth, von den Deutschen nicht begriffen würde und die Antwort schien ihm, daß der deutsche Bildungsphilister sich im erbärmlichen Behagen an dem Kleinen seiner Zeit genug tue und dabei den Blick für alles wahrhaft Große verloren habe. Warum er gerade David Strauß als den Typus jener Bildungsphilister bezeichnete, hatte wohl den Grund, daß in den Ostertagen in Bayreuth von dessen neuem Buch: „Der alte und der neue Glauben" sehr viel gesprochen worden war; — und zwar mit viel Hohn und Abneigung von seiten Wagners. Frau Wagner hatte schon mehrere Wochen vorher nach der Rückkehr von ihrer großen Konzertreise in Deutschland an meinen Bruder geschrieben: „Im Deutschen Reich habe ich großen Enthusiasmus für das Buch von David Strauß angetroffen, das auf Grund einiger Helmholzschen Zitate, uns von der Erlösung, Gebet und Beethovenscher Musik befreit." Solche Einzelbemerkungen führten meinen Bruder zum Blick ins Allgemeine und er sah nun, daß der Deutsche in der Zeit nach den großen Siegen sich vergröberte und verflachte und daß selbst die Gelehrtenwelt, neben unserer prachtvollen Heeresorganisation Deutschlands bestes Teil, in unerfreulicher Süffisance auf den deutschen Errungenschaften sozusagen ausruhte. Gerade

bei einem so scharfsinnigen Gelehrten wie David Strauß war ihm das besonders schmerzlich. So griff er ihn als Typus heraus und begann seine erste Unzeitgemäße Betrachtung „David Strauß der Bekenner und der Schriftsteller“ sehr schnell niederzuschreiben. Daß aber zu dieser Betrachtung hauptsächlich die Sorge um Bayreuth und keine persönliche Abneigung die Veranlassung war, zeigt uns deutlich eine private Aufzeichnung: „Spannung der Empfindung beim Entstehen der ersten ‚Unzeitgemäßen Betrachtung‘. Angst für den Genius und sein Werk und dabei der Anblick der Straußischen Behäbigkeit. Das Gefälschte aller geistigen Lebensmittel! Die Erschlaffung aller Erkennenden! Die wankende Moralität in Recht und Unrecht und die unbändige Genußsucht im Gemeinen! Die erlogene Art von Glück!“

Aus solchen Worten darf man aber nicht etwa schließen, als ob mein Bruder sein deutsches Vaterland nicht geliebt hätte, nein, ganz im Gegenteil! Aus seinen leidenschaftlichen Anklagen spricht nur der Zorn des Liebenden: er möchte die Deutschen wirklich groß, von einer wahren Bildung erfüllt und verklärt sehen, er möchte eine deutsche Kultur heraufbeschwören. Der Deutsche soll sich nichts vormachen, er soll kühn der Wahrheit ins Auge sehen, seine eigene Unvollkommenheit erkennen und den Kampf mit seinen Schwächen und Verkehrtheiten nicht scheuen. Und das kann der Deutsche, denn der Deutsche ist tapfer. Mit welchem Glücksgefühl knüpfte mein Bruder an diese Eigenschaft seine hohen und höchsten Hoffnungen, die er für die Deutschen hegte, als er mit innigem Stolz an den aus dem Kriege heimgekehrten Freund Gersdorff schrieb: „Nun winken neue Pflichten: und wenn eins uns auch im Frieden bleiben mag aus jenem wilden Kriegsspiel, so ist es der heldenmütige und zugleich besonnene Geist, den ich zu meiner Überraschung, gleichsam als eine schöne unerwartete Entdeckung, in unserem Heere frisch und kräftig, in

alter germanischer Gesundheit gefunden habe. Darauf läßt sich bauen: wir dürfen wieder hoffen! unsere deutsche Mission ist noch nicht vorbei! Ich bin mutiger als je!" —

Sobald er mit der Arbeit etwas vorgeschritten war, schrieb er an Wagner. Man kann diesen Brief nicht ohne Rührung lesen, wie er sich in Erinnerung an offenbar bedenkliche Momente ihres Zusammenseins bemüht, sich selbst die Schuld für diese leisen Mißklänge zuzuschreiben und nun Wagner darauf hinweist, daß er jetzt etwas schreibe, was mehr nach dessen Sinn sein würde.

Friedrich Nietzsche an Richard Wagner:

„Verehrtester Meister,

ich lebe in fortwährendem Angedenken an die Bayreuther Tage dahin, und das viele in kürzester Zeit neu Gelernte und Erfahrene breitet sich in immer größerer Fülle vor mir aus. Wenn Sie nicht zufrieden mit mir bei meiner Anwesenheit schienen, so begreife ich es nur zu gut, ohne etwas daran ändern zu können, denn ich lerne und perzipiere sehr langsam und erlebe dann in jedem Moment bei Ihnen etwas, woran ich nie gedacht habe und was mir einzuprägen mein Wunsch ist. Ich weiß es recht wohl, teuerster Meister, daß Ihnen ein solcher Besuch keine Erholung sein kann, ja mitunter unerträglich sein muß. Ich wünschte mir so oft wenigstens den Anschein einer größeren Freiheit und Selbständigkeit, aber vergebens. Genug, ich bitte Sie, nehmen Sie mich nur als Schüler, womöglich mit der Feder in der Hand und dem Hefte vor sich, dazu als Schüler mit einem sehr langsamen und garnicht versatilen Ingenium. Es ist wahr, ich werde täglich melancholischer, wenn ich so recht fühle, wie gern ich Ihnen irgendwie helfen, nützen möchte und wie ganz und gar unfähig ich dazu bin, so daß ich nicht einmal etwas zu Ihrer Zerstreuung und Erheiterung beitragen kann.

Oder vielleicht doch einmal, wenn ich das ausgeführt habe, was ich jetzt unter den Händen habe, nämlich ein Schriftstück gegen den berühmten Schriftsteller David Strauß. Ich habe dessen ‚alten und neuen Glauben‘ jetzt durchgelesen und mich ebenso über die Stumpfheit und Gemeinheit des Autors wie des Denkers verwundert. Eine schöne Sammlung von Stilproben der abscheulichsten Art soll öffentlich einmal zeigen, wie es mit diesem angeblichen ‚Klassiker‘ steht.

In meiner Abwesenheit ist die Schrift meines Hausgenossen Overbeck ‚Über die Christlichkeit unserer Theologie‘ tüchtig vorgerückt, sie hat einen so offensiven Charakter gegen alle Parteien und ist andererseits so unwiderlegbar und so ehrlich, daß auch er, nach ihrer Veröffentlichung, verfehmt sein wird, als einer, nach Prof. Brockhausens Ausdrucke, der ‚seine Karriere ruiniert hat‘. Basel wird allmählich recht anstößig.

Vom Freunde Rohde habe ich mich in Lichtenfels getrennt (in dessen Bahnhofrestauration Ihre Büste stand) Wir machten am Ostersonntag noch einen Morgenspaziergang miteinander, nach Vierzehnheiligen, das eine Stunde von Lichtenfels entfernt ist. Nicht wahr, ich habe doch vortreffliche Freunde?

Der verehrungswürdigsten Frau Gemahlin schicke ich heute, mit den besten Grüßen, den Paulus von Rénan; die versprochene Schrift von Paul de Lagarde werde ich zusammen mit der Overbeckschen, wenn diese fertig ist, ankommen lassen.

Es tut mir so leid, daß wir den Dekan nicht noch einmal gesehen haben.

Leben Sie wohl! Leben Sie wohl, teuerster Meister, mit Ihrem ganzen Hause.

Basel den 18 April 1873. Ihr getreuer

Friedrich Nietzsche.“

Diesem rührend demütigen Brief folgte sogleich ein zweiter, worin sich mein Bruder bei Wagner erkundigte, ob ihm vielleicht Fritzsch anvertraut habe, weshalb er Schwierigkeiten

mache, Professor Overbecks neues Buch: „Über die Christlichkeit der modernen Theologie“ zu verlegen. Wagner antwortete gleich auf beide Briefe.

Richard Wagner an Friedrich Nietzsche:

„Lieber guter Freund!

Ihr erster Brief ist wohl nicht erst von mir zu beantworten: Sie müssen selbst wissen, wie sehr er mich gerührt hat, und weiteres ist dann nicht darüber zu sagen, außer etwa, daß Sie sich durch peinliche Vorstellungen über sich selbst nicht etwa abschrecken lassen sollen, und getrost fortfahren, im gleichen Sinne mir recht oft wieder ‚lästig‘ zu werden. —

Fritzsch war allerdings betroffen davon, sich als ‚theologischer‘ Verleger gebärden zu sollen; doch war sein Einwurf nur Besorgnis um den Autor selbst, welcher in seinem Verlage jedenfalls nicht vor sein richtiges Publikum gelangen könnte. Hierüber ließ ich mich nun in meiner Art, ins Große gehend, vernehmen, und wies dem zu so sonderbarer Bestimmung gelangten Menschen seine wichtige Stellung für die Zukunft an, welche er gar nicht ungeschickt zu akzeptieren schien. Mein Rat ging demzufolge dahin, die Overbecksche Schrift zu drucken. (Wir waren nämlich einen Tag in Leipzig, und alles ging mündlich vor.)

In Betreff Ihrer Straußiana empfinde ich nur die eine Pein, daß ich sie gar nicht erwarten kann. Also: Heraus damit! —

Wir sind nach zehntägigem Reisetumult gestern in die Dammallee zurückgekehrt, um sie sobald nicht wieder zu verlassen. Morgen — so Gott und Strauß will! — soll der Grundstein der Instrumentation der Götterdämmerung gelegt werden.

Das Neueste von Fidi ist, daß, als ich meine Bücher umstellte, er aufmerksam dabei verblieb und als ich ihm zurief: „Fidi, reich mir Creuzers Symbolik“, er mir Creuzers Symbolik reichte. —

Alles grüßt Sie. Eva und Fidi spielten heute früh „Nietzsche und Rohde". Grüßen Sie auch Rohde schön: es war doch kein Spaß, daß Ihr beide hier bei mir Ostern hieltet! —

Von Herzen

Bayreuth 30 April 1873. Ihr

R. Wagner."

Leider ging die Arbeit an dieser ersten „Unzeitgemäßen Betrachtung" nicht so eifrig fort, wie sie begonnen war. Kurz vor der Beendigung befielen meinem Bruder heftige Augenschmerzen und seine Kurzsichtigkeit zeigte eine ganz außerordentliche Zunahme. Freiherr von Gersdorff eilte zu ihm, um ihm bei der Arbeit beizustehen und beschrieb in einem Brief vom 24. Mai 1873 dem Freunde Rohde den Zustand, in welchem er meinen Bruder angetroffen hatte: „Nietzsche hat im letzten Semester, ja auch schon vorher so stark gearbeitet, so viel geschrieben und gelesen, besonders an seiner vorplatonischen Philosophie, dann an der Straußiade, in kleinem Gekritzel, daß nun ein heftiger Schmerz der Augen ihm schon nach anderthalbstündiger Arbeit deren Fortsetzung verbot. Ich bin am Tage von Wagners Erdenfahrt (22. Mai) mit ihm zum Augenarzt gegangen. Dieser hat zunächst eine zur Untätigkeit zwingende Schwachsichtigkeit des rechten und den höchsten Grad von Kurzsichtigkeit des linken Auges konstatiert, auf dem die ganze Last der Arbeit allein ruht. Er hat eine absolute vierzehntägige Enthaltsamkeit von allem Lesen und Schreiben ernstlich verordnet, auch Augenduschen vorgeschrieben." Die Augenärzte, die meinen Bruder auch noch späterhin untersuchten, behalten wahrscheinlich recht, daß der Ursprung seiner Leiden allein auf die Überanstrengung der Augen zurückzuführen sei. Diese Überanstrengung fing aber erst an auf sein Allgemeinbefinden zu wirken, als seine starke Konstitution, vorzüglich sein früher so vortrefflicher Magen, durch die Folgen der schweren Erkrankung nach dem Feldzug geschwächt worden

war. Augennerven und Gehirn wurden nicht mehr so gut und reichlich ernährt, wie das bei einer so starken geistigen Produktion und Augenarbeit nötig war. Gersdorff fährt dann in seinem Krankenbericht am 26. Juni fort: „Als die vierzehntägige Frist um war, versuchte Nietzsche zu schreiben, aber es wollte nicht gehen und grimmige Schmerzen veranlaßten ihn zum Augenarzt zu eilen, der ihm volle Untätigkeit bis zu den Sommerferien und Atropin verordnete. Letzteres ist ein heller Pflanzensaft, der, ins Auge leicht eingeträufelt, sich über dasselbe verbreitet und sofort eine Erweiterung der Pupille ums Doppelte bewirkt, eine fast schreckhafte Erscheinung. Eitle Menschen sollen den Wundersaft als Verschönerungsmittel anwenden. Hier hat es den Zweck, die Sehmuskeln außer Tätigkeit zu setzen, um ihnen Ruhe und Erholung zu verschaffen. Gegen die nun stärker in das Auge einströmenden Lichtströme schützt eine schwarze Brille von der ‚dünkelsten' Art, wie der Baseler sagt. Nietzsche leidet trotzdem unter der auffallenden Intensität des hiesigen Lichts, das mir wahrhaft südlich erscheint. Inzwischen hat sich durch die Atropinkur und die Untätigkeit der Augen deren Sehkraft gebessert, so daß Nietzsche jetzt mit Brille Nr. 3 erkennt, wozu vor sechs Wochen kaum Nr. 2 ausreichte. Seine Schwester ist ihm zum Troste hier. Wir tun unser möglichstes, ihm die schwere Zeit zu erleichtern."

Unter unseren beiderseitigen Bemühungen schritt das Manuskript und später der Druck von der „Unzeitgemäßen Betrachtung" vorwärts, so daß mein Bruder bald nach Graubünden zu seiner völligen Erholung gehen konnte, wo am 8. August, als das erste fertige Exemplar ankam, von den Freunden ein keines Fest veranstaltet wurde. Gersdorff schrieb an Rohde: „Der Abend war himmlisch rein und klar. Ein unvergeßlicher Tag. So feierten wir die Antistruthiade. Nun mögen die Widersacher kommen. Hol sie alle der Teufel."

Die Korrespondenz mit Bayreuth hatte Freiherr von Gers-

dorff übernommen, der deshalb auch den ersten Dank und den Ausdruck der höchsten Freude über das Buch von Wagners empfing. Endlich fühlte sich mein Bruder wieder so weit hergestellt, daß er seinen Augen auch lange Briefe zumuten konnte. Einen der ersten und längsten Briefe schrieb er natürlich an Richard Wagner, der leider auch nicht in Wahnfried vorhanden sein soll, worauf Wagner sogleich antwortete.

Richard Wagner an Friedrich Nietzsche:

„Lieber Freund!

Das war eine schöne Überraschung, einmal wieder Ihre Handschrift zu sehen! Und doch empfand ich bei dem Anblick zumeist nur Sorge, wie Sie mir denn überhaupt jetzt mehr Sorge als Freude verursachen, — und das will viel sagen, denn Niemand kann sich wiederum über Sie so freuen, als ich. So habe ich Ihnen, im Grunde genommen, heute auch nichts als diese vorherrschende Sorge kundzugeben, und fange daher so an:

Hat Ihr Arzt Ihnen wirklich erlaubt, so enge Briefe zu schreiben? Ich für mein Teil, indem ich Ihnen antworte, gebe mir doch wenigstens Mühe, gegen meine Gewohnheit weitläufig zu schreiben, um mich somit — gewissermaßen — zu entschuldigen, daß ich Ihnen überhaupt schreibe. Dies habe ich mit trauriger Absichtlichkeit zuletzt lange Zeit gänzlich unterlassen, weil ich – trotz Gersdorffs vorauszusetzender Intervention — aus purer Eitelkeit immer doch annahm, Sie würden einen Brief von mir auch selbst lesen wollen, was Ihnen übel bekommen mußte. Nun tu ich's endlich aber doch, obwohl ich den Zugeständnissen Ihres Arztes nicht traue: denn an meinem Arzte ersehe ich wiederum, was auf diese Herren zu geben ist, da dieser mir immer versichert, ich sei ein unverwüstlich gesunder Mensch, während ich durch den Tag und die Nacht mich mit elenden Zuständen dahinschleppe, von

denen er lächelnd behauptet, das seien die ganz gewöhnlichen Leiden des „Genies". — Nun, Gott gäbe, daß Ihr Medicus ein weniger enthusiastisches Wesen sei, und Recht habe!

Nur Eines kommt unter diesen ganz „ordinären" Leiden des Genies nicht zum Vorschein, was mir, noch über diese hinaus, Pein verursacht. Nämlich: eine gräßliche Verdrossenheit, mich zu äußern, — namentlich brieflich (was allerdings wiederum Ihren armen Augen zu statten kommt!) Seit 3. Mai habe ich nun angefangen, an der Götterdämmerung zu instrumentieren: und wie weit glauben Sie, daß ich es gebracht habe? Derjenige Tag, an welchem ich einmal eine Seite Partitur zustande bringe, verdiente in meinem Lebenskalender jedesmal rot angestrichen zu werden. Kaum setze ich einmal an, — so kommen „Briefe", oder sonstige liebliche Nachrichten, aus denen Nötigungen zu neuen Erfindungen für den Verkehr mit der Welt entstehen, welche dann meine ganze arme „geniale" Phantasie einnehmen. — Nun kommen Sie gar mit Ihrem „Strauß", und dazu noch Overbeck mit seiner, der Theologie zu imprimierenden, Christlichkeit! Das ist nun gerade um rasend zu werden, und zwar in dem Sinne des isländischen Skalden Eigil, von dem ich Ihnen (glaube ich) einmal erzählt habe, daß er bei einer Heimkehr nach mühseliger Meerfahrt den prachtvollen Schild eines seiner Freunde in seinem Hause zurückgelegt auffand; er schrie: „den hat er mir nur hergehenkt, daß ich ein Gedicht darauf machen soll! Ist er schon lange fort? Ich will ihm nach und ihn todschlagen!" Er holte ihn aber nicht mehr ein, kam verdrießlich zurück, betrachtete sich den Schild genau, und — machte ein Gedicht darauf! —

Nun, auch Herr Overbeck muß einmal selbst kommen, um sein Gedicht zu haben. Was Sie betrifft, so wiederhole ich Ihnen den Einfall, den ich kürzlich einmal gegen die Meinigen äußerte; nämlich, daß ich die Zeit voraussehe, in welcher ich

Ihr Buch gegen Sie zu verteidigen haben würde. — Ich habe wieder darin gelesen, und schwöre Ihnen zu Gott zu, daß ich Sie für den Einzigen halte, der weiß, was ich will! — Alles übrige gehört in das Kapitel von „Stil", in dem ich nicht kompetent bin, da ich mich — zu Ihrem Ärger — wie Sie wissen, auf den „Styl" steife. —

Am 31. Oktober (Reformationsfest) — herrliches Wiedersehen und allerhand dazu.

Tausend allerherzlichste Wünsche!

Ihr

Bayreuth 21. Sept. 1873. Richard Wagner."

Siebzehntes Kapitel.

Der Mahnruf an die Deutschen.

(1873)

Die Besorgnisse, die bei dem Osterbesuch meines Bruders in Wahnfried in Hinsicht auf das Festspielhaus und das ganze Bayreuther Unternehmen geäußert worden waren, verminderten sich im Sommer 1873 nur zeitweise. An manchen Orten schien man jedoch des völligen Scheiterns schon sicher zu sein. Mit diesem Glauben hing auch eine sonderbare Geschichte zusammen, die meinem phantasievollen Bruder, wie es später schien recht unnötig, das Herz schwer machte. Als ich im Sommer 1873 in Basel war, begegnete ich einmal auf der Treppe einer älteren, seltsam aussehenden Dame, die meinen Bruder besucht hatte. Als ich ihn fragte, wer diese wunderliche Erscheinung gewesen sei, sagte er in seiner humoristischen Art und Weise: „Lisbeth, das ist ein Gespenst, das mich zuweilen heimsucht und mit mir geheimnisvoll zu reden pflegt, wie es Gespenster tun." Es kam heraus, daß diese Dame, mit Namen Rosalie Nielsen, ihn schon zweimal besucht und wegen des Verlags seiner Schriften beunruhigt hatte. Sie deutete an, daß die Firma E. W. Fritzsch eigentlich bankrott sei und sich nur mit Hilfe anderer noch halten könne. Dann hatte sie geheimnisvolle Andeutungen von einer internationalen Gesellschaft gemacht, die, wenn sie den Verlag von Fritzsch kaufe, großen Wert darauf lege, die Schriften meines Bruders im Verlag zu behalten. Da nun Overbeck gleichfalls sein Buch „Die Christlichkeit der modernen Theologie" in dem Verlag

von E. W. Fritzsch hatte erscheinen lassen, so waren natürlich die Andeutungen der geheimnisvollen Dame auch für Overbeck interessant. Mein Bruder bat also Overbeck, als sie sich wiedereinmal anmeldete, daß die Unterhaltung in Overbecks Zimmer stattfinden solle. Bei dieser Unterredung kam nun ungefähr folgendes heraus: daß jene schon erwähnte internationale Gesellschaft, die über große Mittel verfüge, den Verlag von E. W. Fritzsch, der doch die Schriften Richard Wagners besaß, nur deshalb ankaufen wolle, um Wagner sozusagen in die Hände zu bekommen. Wagner sei jetzt in den größten Geldnöten, er habe das Geld, das zu dem Bau des Theaters zusammengekommen wäre, für den Bau des eigenen Hauses verwandt usw. und nun wolle jene internationale Gesellschaft das Werk Wagners überhaupt ruinieren. Da aber verließ meinen Bruder alle Liebenswürdigkeit und Höflichkeit seiner Natur. Der Zorn schnürte ihm die Kehle zu, so daß er kein Wort mehr hervorbringen konnte. Er nahm einen Stuhl, öffnete die Tür, setzte den Stuhl hinaus und machte der Dame ein Zeichen, daß sie sich hinausbegeben solle. Nachher kam ihm die Sache selber komisch vor, wenn er auch immer noch große Besorgnisse für Wagner hatte. Er schreibt am 18. Oktober 1873 darüber einen Brief an Rohde, der von den gemischten ernsten und heiteren Empfindungen dieser geheimnisvollen Intrigengeschichte gegenüber deutlich Kunde gibt. „Inzwischen ist eine andere Sache ins Gigantische und recht eigentlich über unsere Köpfe gewachsen. Auch brieflich ist es nur erlaubt, von ihr zu munkeln, nicht deutlich zu reden. Es besteht, wie Overbeck und ich des festesten überzeugt sind, eine unheimliche Machination, um den — — — Leipziger Verlag in die Hände der Internationalen zu bringen. (— —) Unsere Sache, auf die wir hoffen, ist in dem Augenblick vernichtet, wo nur ein Wörtchen davon in der Öffentlichkeit laut wird. — Heute Abend wollte ich eigentlich zu einer schleunigen per-

sönlichen Intervention nach Leipzig reisen. Dem scharfsinnigen Kritiker E. R. liegt nicht der ganze Apparatus criticus vor (nämlich Briefe und Aussagen des weiblichen Gespenstes R. N.) Aus dem, was wir wissen, ist es auch minder geübten Kritikern möglich, zu einem schrecklich bestimmten Resultat zu kommen." Der Brief schließt mit den humoristischen Worten: „Pocht das starke Männerherz wider die Rippen? Nach solchen Vorkommnissen wage ich nicht mehr, meinen Namen unter diesen Brief zu setzen.

Wir leben Samarow, denken nur Minen und Gegenminen, unterzeichnen nur pseudonym und tragen falsche Bärte.

„Hui! hui! Wie saust der Wind! Im Namen der Mitverschworenen, Hugo mit der dumpfen Geisterstimme." —

Rohde, der die Vermutung ausgesprochen hatte, daß die unheimlichen Geschichten nur im Kopf der wunderlichen Dame existierten, behielt schließlich recht. Er schrieb auch dem Freunde, daß der Verleger E. W. Fritzsch die Dame („das Nachtgespenst") „gleichfalls hinausgeworfen habe".

Um diesen unsicheren Zuständen des Bayreuther Unternehmens irgendwie ein Ende zu machen, hatte der Verwaltungsrat schon im August 1873 eine Versammlung der Delegierten der Wagnervereine nach Bayreuth berufen wollen. Schließlich wurde diese Zusammenkunft auf den 31. Oktober verschoben, und Wagner wandte sich an Emil Heckel in Mannheim, daß er Nietzsche auffordern solle einen Aufruf an die deutsche Nation zugunsten Bayreuths auszuarbeiten, der den Delegierten zur Unterschrift vorgelegt werden könnte. Das tat Heckel auch, und mein Bruder schreibt darüber an Erwin Rohde, dessen Mitarbeit er dringend erbat: „Neu ist z. B. die Aufforderung, die mir heute zukommt, zugunsten des Bayreuther Werkes und im Auftrage eines Patronenausschusses einen Aufruf an das deutsche Volk (mit Züchten zu reden) zu machen. Fürchterlich ist diese Aufforderung auch: denn ich

habe selbst einmal aus freien Stücken etwas ähnliches versucht, ohne damit fertig zu werden. Deshalb geht meine dringende und herzliche Bitte an Dich, lieber Freund, mir dabei zu helfen, um zu sehen, ob wir vielleicht gemeinsam das Untier bewältigen. Der Sinn der Proklamation, um deren Entwurf ich Dich bitte, läuft darauf hinaus, daß Groß und Klein, soweit die deutsche Zunge klingt, bei seinen Musikalienhändlern Geld bezahlt; zu welcher Handlung man etwa durch folgende Motivierung anreizen könnte (nach einer, wie es scheint von Wagner stammenden, von Heckel mitgeteilten Angabe): 1. Bedeutung des Unternehmens, Bedeutung des Unternehmers. 2. Schande für die Nation, in welcher eine solche Unternehmung, bei welcher jeder Teilnehmer uneigennützig und persönlich aufopfernd ist, als das Unternehmen eines Charlatans kann dargestellt und angegriffen werden. 3. Vergleich mit anderen Nationen: wenn in Frankreich, England und Italien ein Mann, nachdem er gegen alle Mächte der Öffentlichkeit fünf Werke den Theatern gegeben hätte, die von Norden bis Süden gegeben und bejubelt werden, wenn ein solcher ausriefe: die bestehenden Theater entsprechen nicht dem Geiste der Nation, sie sind als öffentliche Kunst eine Schande, helft mir eine Stätte dem nationalen Geiste bereiten, würde ihm nicht alles zu Hilfe kommen, wenn auch nur aus Ehrgefühl? usw. usw. Am Schluß wäre darauf hinzuweisen, daß bei sämtlichen (3946) deutschen Buch-, Kunst- und Musikalienhändlern, welche jede gewünschte Auskunft geben können, Listen ausliegen zur Einzeichnung 2c. Laß Dich's nicht verdrießen, liebster Freund, und gehe daran." Rohde aber vermochte seine Wünsche nicht zu erfüllen, er antwortete: „Ach, liebster Freund, ich bring's nicht fertig, jenen Aufruf nämlich, mit dem ich Dir so gerne beispringen möchte: was ich mir in Gedanken davon etwa zurechtgelegt habe, will mir selber so wenig wirkungsvoll vorkommen, wenn ich mir die anzuredende Menge vorstelle, die von der Bedeutung des

Mannes und der Sache so gar keine Vorstellung hat und nun in einer scheußlich populären und doch nicht flachen Weise aufgeklärt werden soll. Mir stockt alle populäre Kraftsprache, am meisten in diesen Tagen, wo eine zu lange aufgeschobene Vorbereitung auf das Kolleg all meine Zeit und Gedanken krampfartig okkupiert hält. Ich will noch einmal versuchen, ob der Geist plötzlich über mich kommt, denn nur dann kann es vielleicht gelingen, langsame Überlegung hilft nichts. Es ist abscheulich schwer, namentlich da keine Hoffnung irgendeines Erfolges einem begeistert vorschweben könnte, sondern nur die volle Sicherheit der Erfolglosigkeit eben höchstens ein Gefühl der zu erfüllenden Pflicht als Antrieb übrig läßt."

Mein Bruder aber hatte sich sehr eilig an den Aufruf gemacht, ohne Rohdes Antwort abzuwarten und schickte ihm zur Prüfung die erste Niederschrift. Rohde gab schleunigst sein Urteil darüber ab: „Nur wenige Worte, liebster Freund, in aller Eile und Kollegienbedrängtheit. Über den ‚Mahnruf' ist meine ehrliche Ansicht die, daß er zwar allen Freunden der Sache durchaus aus dem Herzen gesprochen sein wird, ihre Empfindung kraftvoll und zornmutig ausspricht, die Lauen aber und wen man gar von den Gegnern gewinnen möchte, schwerlich gewinnen wird, wenigstens nicht durch alle seine Teile, z. B. sicherlich nicht durch den Ton des Eingangs. Das rechne ich Dir gewiß nicht zum Fehler an; denn genau betrachtet ist wohl das ganze Unternehmen ein unmögliches, menschliche Kräfte übersteigendes. Wie soll man es anstellen, diese lauen, mißvergnügten, von den albernsten Krittlern jahrelang zu Hohn und Abneigung aufgestachelten Deutschen in einen derartigen letzten Anruf so anzurufen, daß man nicht seiner im Allertiefsten empfundenen Indignation zornigen Ausdruck gebe, sondern einen Ton anstimme, der zu einer Überredung der Zaudernden beitragen könne? Ein solche Überredung soll aber doch mit eben diesem Anruf versucht werden, der ohne

dies ganz erfolglos und also völlig zwecklos sein würde, ja das Übel schlimmer machen würde. Dem verachtungsvollen Unwillen einen laut grollenden Ausdruck zu geben, wird, wenn etwa die Sache — quod di avertant — völlig aussichtslos würde, immer noch der geeignete Moment sich finden. Ich finde nun, daß Du diese schwierigste, mir eigentlich unmöglich erscheinende Aufgabe, die canaille, ohne sie geradezu liebreich zu kitzeln, denn doch zu irgendeiner Tätigkeit zu überreden, zu sehr aus den Augen gesetzt hast, Du wirst mich richtig verstehen, lieber Freund, mit diesem aufrichtigen Bedenken; ich empfinde den Mahnruf mehr als einen tausendmal verdienten, Fußtritt für die *κακοί*, denn als eine Lockung an den hinter dem Ofen kauzenden Köter, auf den es denn doch, wenn man sich denn einmal zu einem derartigen Schritt entschlossen hat, abgesehen sein muß."

Rohde behielt mit seiner pessimistischen Auffassung des Aufrufes recht, mein Bruder schreibt ihm später: „Der Mahnruf ist verworfen worden, Du hast die richtige Empfindung gehabt. Hab rechten Dank für Dein Freundschaftswort nach Bayreuth. Dort war's herzlich und warm, recht stärkend; der von Professor Stern verfaßte Aufruf läuft jetzt durch alle Zeitungen. Die Sammelstätten bei den deutschen Buchhändlern allerorts mögen Schatzkammern werden — diesen Wunsch wünsche ich Tag und Nacht. — Offen gestanden, Wagner, Frau Wagner und ich sind mehr von der Wirkung meines Mahnrufs überzeugt: es scheint uns nur eine Sache der Zeit zu sein, wann er absolut allein übrig und nötig sein wird."

Eine bei weitem heitere und ausführlichere Schilderung jenes Delegiertentages gab er Freiherrn von Gersdorff, der leider verhindert gewesen war nach Bayreuth zu kommen: „Also ich war von Mittwoch abend bis Montag morgen auf der Reise, hinwärts allein, rückwärts mit Heckel zusammen. In Bayreuth war etwa ein Dutzend Menschen zusammengekommen, lauter Delegierte der Vereine und ich der einzige

Patron an sich. Von Bekannten nenne ich Dir den Börsenkurier-Davidson, das würdige Paar Batz und Voltz, dann Baligand und, um gleich die besten zu nennen: Stern aus Dresden und Graf Dumoulin aus Regensburg.

Wer fehlte aber trotz aller Versprechungen? — Fritzsch, der sich wieder hinter Wolken verbirgt und dessen Beruhigungsbriefe uns jetzt nur noch mehr beunruhigen. Der eigentliche Festtag hatte jenes von dem Stiftungsfeste her Dir wohlbekannte Sauwetter, sodaß wieder einmal bei dem Besuch unserer Bundeshalle der stattlich geschmückte Patron einen neuen Hut zum Opfer bringen mußte. Wohlgemerkt: das Wetter am Tage vorher und nachher war wundervoll hell und blau. Nach der Besichtigung in Dreck, Nebel und Dunkelheit war die Hauptsitzung im Rathaussaal, in der mein ‚Mahnruf' von seiten der Delegirten artig, aber bestimmt abgelehnt wurde; ich selbst protestierte gegen eine Umarbeitung und empfahl Prof. Stern für die schnelle Anfertigung eines neuen Fabrikats. Dagegen wurde Heckels vortrefflicher Vorschlag, bei sämtlichen deutschen Buchhändlern Sammelstätten zu errichten, approbiert. Die ganze Sitzung war ein wunderlicher Akt, halb erhaben, halb sehr realistisch, aber doch in seiner Gesamtwirkung stark genug, um alle die Lotterieprojekte und dergleichen, die im Grunde der Versammlung waren, verstummen zu machen. Den Abend beschloß ein sehr gelungenes, behagliches und harmloses Bankett in der ‚Sonne', an dem auch Frau Wagner und Fräulein Meysenbug als die einzigen Frauen teilnahmen. Ich hatte den Ehrenplatz zwischen beiden und bekam deshalb nach einer italienischen Oper den Namen ‚Sargino, der Zögling der Liebe'. Batz hielt eine Tischrede auf Frau Wagner und verband darin unbegreiflicherweise ihr Lob mit den Begriffen Schnupftabakdose und Nachdruck. Sonnabend früh war Schlußsitzung bei Feustel, in der der Entwurf Sterns akzeptiert wurde. Du wirst ihn lesen, denn

er wird eine große Publizität erlangen. Mein Mahnruf, von Wagners sehr gut geheißen, wird von stattlichen Namen unterzeichnet noch einmal Bedeutung bekommen, falls nämlich der Zweck des gegenwärtigen optimistisch gefärbten Aufrufs nicht erreicht werden sollte. Nachmittags sahen wir uns bei schönster Abendsonne noch einmal das Theater an; die Kinder waren auch dabei; ich kletterte nach der Mitte der Fürstenloge. Der Bau sieht viel schöner und proportionierter aus, als wir etwa nach den Plänen vermuten. Es ist nicht möglich, ihn ohne Bewegung an einem klaren Herbsttage zu sehen. Nun haben wir ein Haus und das ist jetzt unser Wahrzeichen."

Zu der Geschichte des Aufrufs meines Bruders, von ihm „Mahnruf" genannt, muß ich noch hinzufügen, was mir von anderer Seite erzählt worden ist: Wagner sei ganz außer sich gewesen, als man ihm sagte, daß der Mahnruf von den Delegierten als zu ernst und pessimistisch verworfen worden sei; er wäre in volle Wut geraten und hätte mit den Füßen gestampft. Doch habe ihm mein Bruder nachher liebevoll zugeredet, daß gewiß ein Aufruf von Prof. Stern einen besseren Erfolg haben würde, und schließlich bliebe ja noch immer der seine für den Fall eines Mißerfolges. Das habe Wagner beruhigt. Um meinem Bruder etwas Liebes zu erweisen schenkte er ihm die neun hübsch gebundenen Bände seiner Werke mit der nachfolgenden Widmung:

„Was ich, mit Not gesammelt,
neun Bänden eingerammelt,
was darin spricht und stammelt,
was geht, steht oder bammelt, —
Schwert, Stock und Pritzsche,
kurz, was im Verlag von Fritzsche
schrei, lärm oder quietzsche,
das schenk ich meinem Nietzsche, —
wär's ihm zu was nütze!

Bayreuth, Allerseelentag 1873 Richard Wagner."

Zum Schluß soll noch der Mahnruf meines Bruders, von welchem dieses Kapitel handelt, selbst folgen. Er ist noch ziemlich unbekannt, da er nicht in der Gesamtausgabe der Nietzschewerke aufgenommen ist.

Mahnruf an die Deutschen.

„Wir wollen gehört werden, denn wir reden als Warner und immer ist die Stimme des Warners, wer er auch sei und wo sie auch immer erklinge, in ihrem Rechte; dafür habt ihr, die ihr angeredet werdet, das Recht euch zu entscheiden, ob ihr eure Warner als ehrliche und einsichtige Männer nehmen wollt, die nur laut werden, weil ihr in Gefahr seid und die erschrecken, euch so stumm, gleichgültig und ahnungslos zu finden. Dies aber dürfen wir von uns selbst bezeugen, daß wir aus reinem Herzen reden und nur soweit dabei das Unsere wollen und suchen, als es auch das Eure ist — nämlich die Wohlfahrt und die Ehre des deutschen Geistes und des deutschen Namens.

Es ist euch gemeldet worden, welches Fest im Mai des vorigen Jahres zu Bayreuth gefeiert wurde: einen gewaltigen Grundstein galt es dort zu legen, unter dem wir viele Befürchtungen auf immer begraben, durch den wir unsere edelsten Hoffnungen endgültig besiegelt glaubten — oder vielmehr, wie wir heute sagen müssen, besiegelt wähnten. Denn ach! es war viel Wahn dabei: jetzt noch leben jene Befürchtungen; und wenn wir auch keineswegs verlernt haben zu hoffen, so gibt doch unser heutiger Hilf- und Mahnruf zu verstehen, daß wir mehr fürchten als hoffen. Unsere Furcht richtet sich gegen euch: ihr möchtet gar nicht wissen, was geschieht und vielleicht gar aus Unwissenheit verhindern, daß etwas geschieht. Zwar ziemt es sich längst nicht mehr, so unwissend zu sein; ja fast scheint es unmöglich, das Jemand es jetzt noch ist, nachdem der große, tapfere, unbeugsame und unaufhaltsame Kämpfer

Richard Wagner schon Jahrzehnte lang unter dem gespannten Aufmerken fast aller Nationen für jene Gedanken einsteht, denen er in seinem Bayreuther Kunstwerk die letzte und höchste Form und seine wahrhaft siegreiche Vollendung gegeben hat. Wenn ihr ihn jetzt noch hindern würdet, den Schatz auch nur zu heben, den er Willens ist euch zu schenken: was meint ihr wohl damit für euch erreicht zu haben? Eben dies muß euch noch einmal und immer wieder öffentlich und eindringlich vorgehalten werden, damit ihr wisset, was an der Zeit sei und damit auch nicht einmal das mehr in eurem Belieben steht, die Unwissenden zu spielen. Denn von jetzt ab wird das Ausland Zeuge und Richter im Schauspiele sein, das ihr gebt; und in seinem Spiegel werdet ihr ungefähr euer eigenes Bild wiederfinden können, so wie es die gerechte Nachwelt einmal von euch malen wird.

Gesetzt es gelänge euch, durch Unwissenheit, Mißtrauen, Sekretieren, Bespötteln, Verleumden den Bau auf dem Hügel von Bayreuth zur zwecklosen Ruine zu machen; gesetzt ihr ließet es in unduldsamem Mißwollen nicht einmal zu, daß das vollendete Werk Wirklichkeit werde, Wirkung tue und für sich selber zeuge, so habt ihr euch vor dem Urteile jener Nachwelt ebenso zu fürchten als vor den Augen der außerdeutschen Mitwelt zu schämen. Wenn ein Mann in Frankreich oder in England oder in Italien den Theatern fünf Werke eines eigentümlich großen und mächtigen Stiles geschenkt hätte, die vom Norden bis zum Süden unablässig verlangt und bejubelt werden — wenn ein solcher Mann ausriefe: „die bestehenden Theater entsprechen nicht dem Geiste der Nation, sie sind als öffentliche Kunst eine Schande! Helft mir dem nationalen Geiste eine Stätte bereiten!“ würde ihm nicht alles zu Hülfe kommen und sei es auch nur — aus Ehrgefühl? Und wahrlich! Hier täte nicht nur Ehrgefühl, nicht nur die blinde Furcht vor der schlechten Nachrede not; hier könntet ihr mit-

fühlen, mitlernen, mitwissen, hier könntet ihr euch aus tiefstem Herzen mitfreuen, indem ihr euch entschlösset, mitzuhelfen. Alle eure Wissenschaften werden von euch freigebig mit kostspieligen Versuchs-Werkstätten ausgerüstet: und ihr wollt untätig beiseite stehen, wenn dem wagenden und versuchenden Geiste der deutschen Kunst eine solche Werkstatt aufgebaut werden soll? Könnt ihr irgend einen Moment aus der Geschichte unserer Kunst nennen, in dem wichtigere Probleme zur Lösung hingestellt und reicherer Anlaß zu fruchtbaren Erfahrungen geboten wurde als jetzt, wo der von Richard Wagner mit dem Namen „Kunstwerk der Zukunft" bezeichnete Gedanke leibhafte und sichtbare Gegenwart werden soll? Was für eine Bewegung der Gedanken, Handlungen, Hoffnungen und Begabungen damit eingeleitet wird, daß vor den Augen mitwissender Vertreter des deutschen Volkes der viergetürmte Nibelungen-Riesenbau nach dem allein von seinem Schöpfer zu erlernenden Rhythmus sich aus dem Boden hebt, welche Bewegung in die fernste fruchtbringendste, hoffnungsreichste Weite hinaus — wer möchte kühn genug sein, hier auch nur ahnen zu wollen! Und jedenfalls würde es nicht an dem Urheber der Bewegung liegen, wenn die Welle bald wieder zurücksinken und die Fläche wieder glatt werden sollte, als ob nichts geschehen sei. Denn wenn es unsere erste Sorge sein muß, daß das Werk überhaupt getan werde, so drückt uns doch als zweite Sorge nicht minder schwer der Zweifel, wir möchten nicht reif, vorbereitet und empfänglich genug befunden werden, um die jedenfalls ungeheure allernächste Wirkung in die Tiefe und in die Weite zu leiten.

Wir glauben bemerkt zu haben, daß überall, wo man an Richard Wagner Anstoß genommeu hat und zu nehmen pflegt, ein großes und fruchtbares Problem unserer Kultur verborgen liegt; aber wenn man daraus immer nur einen Anstoß zum dünkelhaften Bekritteln und Bespötteln genommen hat und

nur so selten einen Anstoß zum Nachdenken, so gibt dies uns bisweilen den beschämenden Argwohn ein, ob vielleicht das berühmte „Volk der Denker" bereits zu Ende gedacht und etwa den Dünkel gegen den Gedanken eingetauscht habe. Welchen mißverständlichen Einreden hat man zu begegnen, nur um zu verhüten, daß das Bayreuther Ereignis vom Mai 1872 nicht mit der Gründung eines neuen Theaters verwechselt wird, um anderseits zu erklären, warum dem Sinne jener Unternehmung kein bestehendes Theater entsprechen kann: welche Mühe kostet es, die absichtlich oder unabsichtlich Blinden darüber hellsehend zu machen, daß bei dem Worte „Bayreuth" nicht nur eine Anzahl Menschen, etwa eine Partei mit spezifischen Musikgelüsten, sondern die Nation in Betracht komme, ja daß selbst über die Grenzen der deutschen Nation hinaus alle diejenigen zu ernster und tätiger Beteiligung angerufen sind, denen die Veredlung und Reinigung der dramatischen Kunst am Herzen liegt und die Schillers wunderbare Ahnung verstanden haben, daß vielleicht einmal aus der Oper sich das Trauerspiel in einer edleren Gestalt entwickeln werde. Wer nur immer noch nicht verlernt hat nachzudenken — und sei es wiederum nur aus Ehrgefühl —, der muß eine künstlerische Unternehmung als sittlich denkwürdiges Phänomen empfinden und begünstigen, die in diesem Grade von den opferbereitem und uneigennützigen Willen aller Beteiligten getragen wird und mit dem ernst ausgesprochenen Bekenntnis derselben geweiht ist, daß sie von der Kunst hoch und würdig denken und zumal von der deutschen Musik und ihrer verklärenden Einwirkung auf das volkstümliche Drama die wichtigste Förderung eines originalen deutsch ausgeprägten Lebens erhoffen. Glauben wir doch sogar noch ein Höheres und Allgemeineres: ehrwürdig und heilbringend wird der Deutsche erst dann den anderen Nationen erscheinen, wenn er gezeigt hat, daß er furchtbar ist und es doch durch Anspannung seiner höchsten und

edelsten Kunst- und Kulturkräfte vergessen machen will, daß er furchtbar war.

An diese unsere deutsche Aufgabe in diesem Augenblick zu mahnen, hielten wir für unsere Pflicht, gerade jetzt, wo wir auffordern müssen, mit allen Kräften eine eine große Kunsttat des deutschen Genius zu unterstützen. Wo nur immer Herde ernsten Nachsinnens sich in unserer aufgeregten Zeit erhalten haben, erwarten wir einen freudigen und sympatischen Zuruf zu hören; insbesondere werden die deutschen Universitäten, Akademien und Kunstschulen nicht umsonst angerufen sein, sich der geforderten Unterstützung gemäß, einzeln oder zusammen zu erklären: wie ebenfalls die politischen Vertreter deutscher Wohlfahrt in Reichs- und Landtagen einen wichtigen Anlaß haben zu bedenken, daß das Volk jetzt mehr wie je der Reinigung und Weihung durch die erhabenen Zauber und Schrecken ächter deutscher Kunst bedürfe, wenn nicht die gewaltig erregten Triebe politischer und nationaler Leidenschaft und die der Physiognomie unseres Lebens aufgeschriebenen Züge der Jagd nach Glück und Genuß unsere Nachkommen zu dem Geständnisse nötigen sollen, daß wir Deutsche uns selbst zu verlieren anfingen, als wir uns endlich wieder gefunden hatten."

Zu diesem Mahnruf meines Bruders muß ich ein Nachwort hinzufügen. Er wurde, wie schon erwähnt, verworfen und nie ist wieder von ihm die Rede gewesen. Aber der Aufruf von Prof. Stern, welcher anstatt des Mahnrufs von den Delegierten akzeptiert worden war, hatte auch keinen glorreichen Erfolg. Chamberlain erzählt nämlich in seiner Wagner-Biographie: „Um die intensive Nichtbeachtung zu kennzeichnen, welcher Wagners großes und jetzt dem deutschen Geist zum ewigen Ruhme gereichendes Werk im weiten deutschen Reich begegnete, will ich hier eine einzige kleine Tatsache zur

Illustration einschalten: Ein von Dr. A. Stern im Auftrage der Wagner-Vereine verfaßter ‚Bericht und Aufruf‘ wurde Ende 1873 an viertausend deutsche Buch- und Musikalienhändler mit Subskriptionsliste versandt; nicht ein einziger dieser Viertausend nahm die geringste Notiz von der Sendung! und einzig und allein in Gießen haben einige Studenten ein paar Taler gezeichnet!“

Achtzehntes Kapitel.

Kritische Zeiten.

(1874)

Während mein Bruder Ende des Jahres 1873 mit seiner zweiten „Unzeitgemäßen Betrachtung" beschäftigt war, stiegen in Wahnfried die Besorgnisse um das Gelingen des Bayreuther Unternehmens aufs höchste. Der Aufruf hatte gar keinen Erfolg. Ein Versuch Wagners, die durchaus notwendigen Mittel von König Ludwig II. zu erhalten, mißglückte. Man konnte sich zunächst gar nicht erklären warum. Es war für Wagner eine furchtbare Enttäuschung, und nun dachte er ernstlich daran ein Rundschreiben zu verfassen, worin das Scheitern seines ganzen Planes den Anteilnehmenden eröffnet werden sollte. Dies wurde nur durch Herrn Emil Heckel in Mannheim verhindert, der den festen Glauben aufrecht erhielt, daß die Sache doch noch durchgeführt werden könnte. Er begab sich nach Bayreuth und hatte auf Wagners leidenschaftliche Klagen und den fest ausgesprochenen Entschluß, daß die Sache nun aufzugeben sei, immer das einzige Wort: „Das darf nicht sein". Zunächst scheint sich dieser treffliche Mann an den Großherzog von Baden gewandt zu haben, um ihn zu bitten in Berlin zu vermitteln, ob nicht das Reich einen Teil der Mittel geben könnte, damit zu Ehren der 5 jährigen Friedensfeier 1876 das Nibelungenwerk in Bayreuth aufgeführt würde. 100000 Taler waren nun schließlich nach allen Anstrengungen zumeist durch private Zuwendungen für Bayreuth zusammengekommen und bis auf den letzten Pfennig verbraucht; ja, es waren be-

reits Schulden vorhanden. Weitere 100000 Taler waren nötig, um die Vorbereitungen und die Baulichkeiten und Pläne fortzuführen. Aber der Großherzog ließ die Vermittlung ablehnen, da er wohl wußte, daß in Berlin Wagners Wünsche und Pläne nicht die geringste Gegenliebe fänden. Nach längerem Hangen und Bangen war es schließlich doch der König von Bayern, der wiederum dem befreundeten Künstler aus der Not half. Es klärte sich nämlich auf, wodurch des Königs Unwillen hervorgerufen worden war. Felix Dahn hatte einen Hymnus an König Ludwig II. gesandt, der an Wagner weiter geschickt wurde, damit er ihn komponieren sollte. Wagner, der keine Ahnung hatte, daß der Wunsch vom König Ludwig ausgegangen war, lehnte die Komposition ab, was dem König zugetragen wurde und ihn verletzte. Durch einen Wagner befreundeten Hofherrn wurde die Sache dann dem König aufgeklärt, und nun war er bereit in der alten Weise für Wagner zu sorgen. Allerdings wurden die 100000 Taler durch die Königliche Kasse Wagner als Vorschüsse gegeben, worüber mein Bruder kopfschüttelnd meinte, „er begriffe nicht, wovon Wagner jemals diese Vorschüsse zurückzahlen sollte."

Anfang des Jahres 1874 fand mein Bruder als er nach Basel zurückgekehrt war, jene beängstigenden Nachrichten, daß nun die Bayreuther Sache wohl scheitern würde. Gersdorff schrieb darüber sehr unglücklich und pessimistisch. Späterhin schreibt mein Bruder an Rohde, wodurch er sich über diese quälende Zeit hinweggeholfen hat: „Es war ein trostloser Zustand, seit Neujahr, von dem ich mich endlich nur auf die wunderlichste Weise retten konnte: ich begann mit der größten Kälte der Betrachtung zu untersuchen, weshalb das Unternehmen mißlungen sei: dabei habe ich viel gelernt und glaube jetzt Wagner viel besser zu verstehen als früher."

Als ich späterhin jene Aufzeichnungen las, gestehe ich aufrichtig, daß ich zu meinem Bruder ganz erschrocken sagte: also

schon damals hast du so kühl gedacht? „Nicht immer!" sagte er wehmütig lächelnd, „nur zuweilen zwang ich mich dazu die Wahrheit zu sehen." Zur selben Zeit schrieb er in sein Notizbuch: „Ich sagte als Student: Wagner ist Romantik, nicht Kunst der Mitte und Fülle, sondern des letzten Viertels: bald wird es Nacht sein. Mit dieser Einsicht war ich Wagnerianer, ich konnte nicht anders, aber ich kannte es besser." Mein Bruder wollte durchaus etwas Höheres über sich sehen und ließ, von Wagners prachtvoller Willensenergie und seinen herrlichsten Werken, Tristan und Meistersingern, entzückt, alles andere, das sich in ihm gegen Wagners Kunst auflehnte, unbeachtet. Aber es gab einen Grund, wodurch sich seine Zweifel und inneren Widerstände doch zuweilen bemerklich machten, das war Wagners Mißtrauen. So verehrungsvoll und höflich mein Bruder Wagner gegenüber war, so wird er doch, ohne daß er es ahnte, manchmal verraten haben, daß sein eigenster Geschmack vieles in Wagners Kunst ablehnte. Und dann erschreckte Wagner meinen Bruder plötzlich durch mißtrauische Bemerkungen, die nun jene Zweifel in ihm hervorriefen. Diese Zweifel vertraute er aber niemand an, und erst in jenem Januar 1874 scheint er sich selbst diesen Gegensatz zu Wagners Geschmack völlig klar gemacht und in unerbittlicher Wahrheitsliebe aufgezeichnet zu haben. Er litt außerordentlich bei dem Gedanken des Mißlingens von Wagners Plan, aber gerade in seinen schwersten Stunden zeigt sich die ganze Tapferkeit von meines Bruders Natur, er ergeht sich nicht in endlosen Jammern und Klagen, sondern er prüft die Untergründe jener Tatsachen um derentwillen er leidet. Er zwingt sich dazu, die Augen, die so gern in Liebe und Verehrung über alles Kleinliche und Häßliche hinwegsehen, ja sich zur rechten Zeit ganz zu schließen wissen, scharf auf diese Tatsachen zu richten, sie nüchtern und kühl zu betrachten und sich einzugestehen und genau zu prüfen, ob nicht manches von dem,

was er aus Verehrung für den Meister selbst empfunden aber unterdrückt hatte, gerade die Ursache des Mißlingens war und sein mußte. Dieser Fall ist eines der stärksten Zeugnisse, wie die strenge Wahrhaftigkeit seines Geistes keinen Kampf scheute, selbst nicht den härtesten mit sich selbst, mit dem eigenen liebenden und verehrenden Herzen.

Die Aufzeichnungen, die er sich selbst machte, schienen, wie die Niederschriften zeigen, für ein Büchlein bestimmt zu sein. Aber ich kann mir nicht denken, daß er damals wirklich daran gedacht hätte diese Ansichten zu veröffentlichen, obgleich die Kapitelüberschriften und einige weitere Aphorismen die ungefähre Vorstellung eines Buches geben, auch tragen sie schon den Titel der 4. Unzeitgemäßen Betrachtung: Richard Wagner in Bayreuth.

1. Ursachen des Mißlingens. Darunter vor allem das Befremdende. Mangel an Sympathie für Wagner. Schwierig, kompliziert.
2. Doppelnatur Wagners.
3. Affekt, Ekstase. Gefahren.
4. Musik und Drama. Das Nebeneinander.
5. Das Präsumptuöse.
6. Späte Männlichkeit — langsame Entwicklung.
7. Wagner als Schriftsteller.
8. Freunde (erregen neue Bedenken).
9. Feinde (erwecken keine Achtung, kein Interesse für das Befehdete).
10. Das Befremden erklärt: vielleicht gehoben?

„Wagner versucht die Erneuerung der Kunst von der einzigen noch vorhandenen Basis aus, vom Theater aus: hier wird doch wirklich noch eine Masse aufgeregt und macht sich nichts vor wie in Museen und Konzerten. Freilich ist es eine sehr rohe Masse, und die Theatrokratie wieder zu beherrschen hat sich bis jetzt noch als unmöglich erwiesen. Problem: soll die Kunst

ewig sektirerisch und isoliert fortleben? Ist es möglich, sie zur Herrschaft zu bringen? Hier liegt Wagners Bedeutung, er versucht die Tyrannis mit Hilfe der Theatermassen. Es ist wohl kein Zweifel, daß Wagner als Italiener sein Ziel erreicht haben würde. Der Deutsche hat keine Ahnung von der Oper und betrachtet sie immer als importiert und als undeutsch. Ja das ganze Theaterwesen nimmt er nicht ernst."

„Es liegt etwas Komisches darin: Wagner kann die Deutschen nicht überreden, das Theater ernst zu nehmen. Sie bleiben kalt und ungemütlich — er ereifert sich, als ob das Heil der Deutschen davon abhinge. Jetzt zumal glauben die Deutschen ernsthafter beschäftigt zu sein und es kommt ihnen wie eine lustige Schwärmerei vor, daß jemand der Kunst so feierlich sich zuwendet.

Reformator ist Wagner nicht, denn bis jetzt ist alles beim Alten geblieben. In Deutschland nimmt jeder seine Sache ernst, da lacht man über den, der für sich allein das Ernstnehmen prätendiert.

Einwirkung der Geldkrisen.

Allgemeine Unsicherheit der politischen Lage.

Zweifel an der besonnenen Leitung der deutschen Geschicke.

Zeit der Kunstaufregungen (Liszt usw.) vorüber."

„Eine ernste Nation will sich einige Leichtfertigkeit nicht verkümmern lassen, die Deutschen nicht in den theatralischen Künsten.

Hauptsache: die Bedeutung der Kunst, wie sie Wagner hat, paßt nicht in unsere gesellschaftlichen und arbeitenden Verhältnisse. Daher instinktive Abneigung gegen das Ungeeignete."

„Das erste Problem Wagners: ‚Warum bleibt die Wirkung aus, da ich sie empfange?' Dies treibt ihn zu einer Kritik des Publikums, des Staates, der Gesellschaft. Er setzt zwischen Künstler und Publikum das Verhältnis von Subjekt und Objekt — ganz naiv."

„Die eine Eigenschaft Wagners: Unbändigkeit, Maßlosigkeit, ergeht bis auf die letzte Sprosse seiner Kraft, seiner Empfindung.

Die andere Eigenschaft ist eine große schauspielerische Begabung, die versetzt ist, die sich in andern Wegen Bahn bricht als auf dem ersten nächsten: dazu nämlich fehlt ihm Gestalt, Stimme und die nötige Bescheidung."

„Wagner ist ein geborener Schauspieler, aber gleichsam wie Goethe ein Maler ohne Malerhände. Seine Begabung sucht und findet Auswege.

Nun denke man sich diese versagten Triebe zusammen wirkend."

„Wagner schätzt das Einfache der dramatischen Anlage, weil es am stärksten wirkt. Er sammelt alle wirksamen Elemente, in einer Zeit, die sehr rohe und starke Mittel wegen ihrer Stumpfheit braucht. Das Prächtige, Berauschende, Verwirrende, das Grandiose, das Schreckliche, Lärmende, Häßliche, Verzückte, Nervöse, — alles ist im Recht. Ungeheure Dimensionen, ungeheure Mittel.

Das Unregelmäßige, der überladene Glanz und Schmuck macht den Eindruck des Reichtums und der Üppigkeit. Er weiß, was auf unsere Menschen noch wirkt: dabei hat er sich ‚unsere Menschen' noch idealisiert und sehr hoch gedacht."

„Als Schauspieler wollte er den Menschen nur als den wirksamsten und wirklichsten nachahmen: im höchsten Affekt. Denn seine extreme Natur sah in allen anderen Zuständen Schwäche und Unwahrheit. Die Gefahr der Affektmalerei ist für den Künstler außerordentlich. Das Berauschende, das Sinnliche, Ekstatische, das Plötzliche, das Bewegtsein um jeden Preis — schreckliche Tendenzen."

„Wagners Kunst sammelt alles zusammen, was sie noch für Reize hat, bei den modernen Deutschen — Charakter, Wissen, alles kommt zusammen. Ein ungeheurer Versuch sich zu be-

haupten und zu dominieren — in einer kunstwidrigen Zeit. Gift gegen Gift: alle Überspannungen richten sich polemisch gegen große kunstwidrige Kräfte. Religiöse, philosophische Elemente mit hineingezogen, Sehnsucht nach dem Idyllischen, alles, alles."

„Nicht zu vergessen: es ist eine theatralische Sprache, die Wagners Kunst redet: sie gehört nicht ins Zimmer, in die camera. Es ist eine Volksrede, und die läßt sich ohne eine starke Vergröberung selbst des Edelsten nicht denken. Sie soll in die Ferne wirken und das Volkschaos zusammenkitten. Zum Beispiel der Kaisermarsch."

„Wagner ist eine gesetzgeberische Natur: er übersieht viele Verhältnisse und ist nicht im kleinen befangen, er ordnet alles im großen und ist nicht nach der isolierten Einzelheit zu beurteilen — Musik, Drama, Poesie, Staat, Kunst usw.

Die Musik ist nicht viel wert, die Poesie auch nicht, das Drama auch nicht, die Schauspielkunst ist oft nur Rhetorik — aber alles ist im großen eins und auf einer Höhe."

„Er hat das Gefühl der Einheit im Verschiedenen — deshalb halte ich ihn für einen Kulturträger."

Während mein Bruder sich in diesen kritischen Bemerkungen erging, litt er sehr, denn er hatte keine Hoffnung mehr, daß Wagner seine Pläne durchsetzen könnte. Als doch die Nachricht des Gelingens zu ihm drang, empfand er es als ein „Wunder", und er schreibt an Rohde: „Ist das ‚Wunder' wahr, so wirft es das Resultat meiner Betrachtungen nicht um. Aber glücklich wollen wir sein und ein Fest feiern, wenn es wahr ist!" Später fügt er hinzu: „Nun Bayreuth! Wir wissen durch Frau Wagner — und es soll das Geheimnis der Freunde sein —, daß der König von Bayern in der Form von Vorschüssen bis zu 100000 Taler das Werk unterstützt, so daß die Arbeiten (Maschinen und Dekorationen) rüstig gefördert werden. Wagner selbst schreibt, daß 1876 der Termin

sei; er ist mutig und glaubt, daß jetzt das Unternehmen im Reinen ist. Nun das walte Gott! Dies Warten und Bangen ist schwer zu verwinden, ich hatte wirklich zeitweilig die Hoffnung ganz aufgegeben."

Aber eine tiefe Melancholie blieb von diesen kritischen Untersuchungen zurück. Er hat einmal gesagt, daß es zur Selbsterziehung gehöre, daß man zur rechten Zeit die Schleier aufhebe und die Schleier zuziehe, und wenn man sich hinterher wohl fühle, so wäre es die richtige Zeit gewesen. Jetzt war es aber noch nicht die rechte Zeit für ihn gewesen von seinen Meinungen über Wagner den Schleier wegzuziehen, er war sehr traurig, und jedenfalls versuchte er ihn wieder zuzuziehen.

Neunzehntes Kapitel.

Die zweite Unzeitgemäße Betrachtung.

(1874)

In der Zwischenzeit war die „zweite Unzeitgemäße Betrachtung", „Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben", fertig und sogleich nach Bayreuth geschickt worden, über welche Sendung sich Wagner anscheinend mit der alten Herzlichkeit aussprach und ebenso Cosima. Mein Bruder hatte auch zunächst die Briefe als sehr wohlwollend aufgefaßt und schrieb an Gersdorff: „Herrliche Briefe aus Bayreuth." Aber um Ostern herum hörten wir auf dem Umweg von E. W. Fritzsch, daß sich Wagners sehr kühl und absprechend über das neue Buch geäußert hätten. Es war dies vielleicht begreiflich, wenn man sich erinnert, daß Wagner in jener Zeit den schwersten Kampf um das Gelingen seines Plans gekämpft hatte, wobei er allerdings stets forderte, daß nun alle Freunde ihre eigenen Angelegenheiten beiseite ließen und sich ganz seiner Sache widmeten: darum litten, wenn er litt und sich freuten, wenn die Schwierigkeiten überwunden waren. Das tat mein Bruder redlich — aber daneben schrieb er Bücher, die mit Bayreuth nichts zu tun hatten. Schon Geheimrat Ritschl hatte in früheren Zeiten gesagt, daß in Parteikämpfen Nietzsche nicht zu gebrauchen sei, und Bayreuth wurde für meinen Bruder schließlich doch Parteisache, d. h. eine Massenangelegenheit. Deshalb konnte mein Bruder trotz seines feierlichen Mahnrufs nicht die richtige, von Wagner geforderte Leidenschaft und Parteirührigkeit für Bayreuth entwickeln, und daher mochten wohl

jene unfreundlichen Äußerungen Fritzsch gegenüber gekommen sein. Schließlich mögen sich aber beide Wagners gesagt haben, was schon oft Wagner zum Ausdruck gebracht hatte: „Nietzsche geht immer seine eigenen Wege, man muß ihn nehmen wie er ist.“ Jedenfalls klingen die Dankesbriefe aus Bayreuth warm und herzlich.

Richard Wagner an Friedrich Nietzsche:

„Lieber Freund!

Schon vor acht Tagen erhielten wir vom Buchhändler Ihre neue Schrift, welcher wir drei wohlbedächtige Leseabende widmeten. Ich wollte Ihnen schon immer dazwischen hinein schreiben: das Schlimme ist aber, daß die Anregung immer gleich in das Hunderttausendste führt und endlich ganze Abhandlungen vor einem stehen, welche zum Briefe nicht taugen.

In aller Kürze hätte ich Ihnen nur das eine zuzurufen gehabt, daß ich einen schönen Stolz empfinde, nun nichts mehr zu sagen zu haben und Ihnen alles weitere überlassen zu können. Alles „weitere?“ Ja, da möchte einem allerdings bangen! Aber immer ist's ein Trost, zu wissen, daß die Sache beim rechten Punkte angefaßt ist. —

Lob erwarten Sie wohl nicht von mir? Es sähe auch hübsch aus, wenn ich Ihr Feuer, Ihren Witz — loben wollte! — Meine Frau findet für so etwas die rechte Art, — dafür ist sie eben ein Weib. Sie wird's auch nicht fehlen lassen.

Nun segne uns alle miteinander Gott! Er hat dabei nicht viel zu tun, denn wir sind ihrer blutwenige! —

Mit meiner großen Sache will es in Ordnung kommen. 1876 wird es wohl losgehen. Nächstes Jahr bereits volle Proben, die freieste Verfügung über Zeit ist unerläßlich. —

Im Mai ist unser Haus fertig: Ihr Zimmer steht dann bereit. Ich hoffe, Sie ruhen auch einmal hier aus, es ist in der Nähe gebirgig genug! — Die Frau schreibt allernächstens

— sie leidet an den Augen! — Das scheint jetzt wohl nicht anders zu gehen. Nur Overbeck hat mich gefreut, weil er noch keine Brille trägt. Grüßen Sie ihn bestens von mir! Gersdorff aber bleibe immer als absolutes Ideal verehrt! —

Herzlich grüßt Sie

Bayreuth 27 Febr. 1874. Ihr

Richard Wagner.

Wissen Sie, daß ich wieder in Basel drucken lasse?"

Frau Cosimas Brief ist bedeutend ausführlicher, klingt vielleicht auch noch wärmer und freundschaftlicher als Wagners Schreiben, immerhin erschienen meinem Bruder später die schönen Worte doch nur wie Blumen, die die bittere Wahrheit verdecken sollten, daß nicht nur für die meisten, sondern eigentlich für den Meister diese Schrift „inakzessibel" wäre; sie schreibt:

„Wir waren anfangs sehr überascht, denn es verwundert einen jetzt sehr, wenn allgemeine tiefe Gedanken ausgesprochen werden, und unwillkürlich sagt man sich: ‚Wozu, für wen sagt er das alles das, wir wissen es, und diejenigen, die es nicht tun, sollen es auch nicht wissen, bis an der Kette Ihrer Entwickelung wir verstanden, warum Sie also abstrakt beginnen mußten. Kein Fehler, sondern eine Schwierigkeit Ihrer Schrift ist dies und wird sie dieselbe, glaube ich, den meisten inakzessibel (ich finde das deutsche Wort nicht) machen. Daran liegt nun aber gar nichts, denn diejenigen, welche Ihnen werden folgen können (wozu allerdings viel, und ich möchte selbst sagen, eine gewisse Eingeweihtheit in den Geheimnissen der Schule gehört), werden Ihnen Dank wissen und mit Erhebung gewahren, daß bei so scharfer Erkenntnis es noch möglich ist, kampfesmutig zu bleiben. Und wie gewappnet treten Sie auf, wie schlagfertig, sicher und besonnen, so sehr, daß, ich fürchte, Sie gar keinen Gegner finden werden und sich werden damit

begnügen müssen, wie Frithjof die Götterbilder umgestürzt zu haben und das Gebäude in Flammen gesetzt zu haben, ohne eigentlichen Kampf. Was mich persönlich ganz besonders an Ihrer Schrift ergriffen hat, ist die mir durch sie noch klarer gewordene Gewißheit, daß Ihnen an dem Leiden des Genies in unserer Welt die Erleuchtnng der ganzen Zustände geworden ist, und daß Sie nicht nur mit den Augen der Intelligenz, sondern mit den tiefer blickenden des Herzens sehen. Wie der indische Königssohn von der Begegnung von Bettler, Greis und Leiche, vom Wesen der Dinge unterrichtet wurde und der Christ durch den Anblick des Heilandes am Kreuz zum Heiligen wird, so ist Ihnen ein Gesamturteil über unsere heutige Kulturwelt durch das Mitleiden mit dem Genie ermöglicht worden, und dies gibt Ihren Arbeiten die wunderbare Wärme, welche, ich bin dessen überzeugt, wirken wird, lange nachdem unsere Petroleum- und Gasgestirne ausgelöscht sein werden. Vielleicht, hätten Sie mit uns nicht so tief empfunden, wären Sie nicht so Herr über die Buntscheckigkeit der Erscheinung geworden. Aus dieser selben Quelle entspringt Ihnen auch die Ironie und der Humor, welche ganz anders mächtig wirken mit diesem Untergrund des Mitleidens, als wenn sie ein bloßes Spiel der Intelligenz sind. Mit Hartmanns Abfertigung haben Sie mir einen besonderen Gefallen erwiesen, Sie wissen, daß ich mich vor Jahren, als Sie mir die Unbewußtheit in das Haus brachten, nicht entschließen konnte, dieselbe ordentlich kennen zu lernen, da mir der Ton zu stark mißfiel, nun ist aber diese Größe dermaßen über alle Strohköpfe gewachsen, daß ich zuweilen gern meine Ansicht über sie gehabt hätte; diese haben Sie mir nun gegeben, und mit diesem einen Zeitgemäßen bin ich so gründlich fertig, als er selbst mit Romeo und Julia ... Wer wird nun aber die Historie lesen? Ich fürchte, Sie haben der Verbreitung derselben auch durch zu schöne Ausstattung geschadet, denn derjenige, welcher mit

Freude die fünfzehn Silbergroschen für den ‚Beethoven' gibt, wird bei der größten Begeisterung vielleicht nicht den Taler finden können, um den Nutzen und Schaden der Historie sich vorzuführen, und im wohlhabenden Bildungsphilisterium dürfen Sie doch nicht Ihr Publikum suchen, viel eher unter den ‚Fahrenden', die heute noch wie in der Vorzeit vielleicht den echten deutschen Sinn bewahren. Sei dem wie ihm wolle, Sie haben eine schöne Schrift geschrieben, ein schönes Werk getan, fürs übrige — — laß Hans Sachs nur sorgen, will ich als Hoffende jetzt sagen und mir unter Hans Sachs ein deutsches Volk vorstellen. — Wir haben soviel immer zusammen über Form und Stil, wie Styl, gesprochen, daß ich Ihnen doch auch über diesen Punkt etwas sagen will, wenn es auch am schwersten vielleicht ist, sich darüber verständlich zu machen. Man merkt Ihrer Schrift den besten vornehmsten Umgang, jedoch nicht gänzliche Freiheit an, ich glaube, daß die klassischen Muster dadurch unnachahmlich bleiben, daß sie selbst niemanden nachahmten und in und aus sich nach dem Schönen trachteten. Auch sind mir bei dieser großen künstlerischen Absicht einige Nachlässigkeiten aufgefallen, wie von wo er es her hat, was als zu familiär zu dem ganzen Ton nicht stimmt, ferner eine wie es scheint absichtliche Vermeidung von welcher, Sie sagen beinahe stets: der d e r dies oder jenes tut, das Werk d a s gefällt, warum dies? Schließlich, darf man wohl von sich sagen, daß man ‚klassischer Philologe' ist? Wäre nicht Lehrer der klassischen Philologie besser? Indem ich dies Unbedeutende niederschreibe, kommt der Kontrast zwischen Innerlichkeit und Äußerlichkeit aus Ihrer prächtigen Schrift als glänzendster Moment derselben mir in den Sinn, und ich finde es recht töricht, Ihnen meine Förmlichkeiten aufzutischen, während ich noch gar nicht genügend Ihnen gesagt habe, wie die Gedankenfülle und die außerordentliche Eigentümlichkeit der Anschauung mich entzückt haben. Das bringt

das Plaudern der Intimität so mit sich, das Große läßt man lieber dabei unberührt und bespricht heiter gestimmt durch die Übereinstimmung im Erhabenen, lieber das Kleine. Sie wissen und verstehen wohl durch alles, welche Freude Sie uns bereitet haben, mein werter Freund?" —

Ich muß hier einfügen, daß Cosima auch sonst immer allerhand Stilistisches an den Schriften meines Bruders auszusetzen hatte. Bei aller Verehrung für sie und Dankbarkeit, daß sie ihn auf etwaige Fehler aufmerksam machte, konnte er doch nicht umhin, über manche Bemerkungen hier und da zu lächeln. Mein Bruder betrachtete Frau Wagner eigentlich als Ausländerin und verstieg sich zu jener ketzerischen Bemerkung, daß, wenn sie durchaus den deutschen Stil zu verbessern wünschte, sie diesen Eifer doch zuerst Wagners Schriften angedeihen lassen möchte.

Jene Traurigkeit, die ihn nach d er im vorigen Kapitel erwähnten inneren Prüfung seiner Empfindungen für Wagners Kunst befallen hatte, wollte ihn wochenlang nicht verlassen. Jetzt wo er das Ideal Richard Wagner und seine Kunst nicht mehr so weit über sich selbst erhaben sah und dafür zu wirken nicht mehr als Hauptziel seines Lebens empfand, fing er an sich selbst und sein bisheriges Streben als zwecklos zu empfinden, als ob er bisher sich in einem zu engen Kreis von Ansichten bewegt hatte und ihm der Blick und das Schaffen ins Weite und Große gefehlt hätte. Er schrieb deshalb an Gersdorff: „Lieber getreuer Freund, wenn Du nur nicht eine viel zu gute Meinung von mir hättest! Ich glaube fast, daß Du Dich einmal über mich etwas enttäuschen wirst; und will selbst anfangen dies zu tun, damit daß ich Dir aus meiner besten Selbsterkenntnis heraus erkläre, daß ich von Deinen Lobsprüchen nichts verdiene. Könntest Du wissen, wie verzagt und melancholisch ich im Grunde von mir selbst, als produzierendem Wesen, denke! Ich suche weiter nichts als etwas Freiheit, et-

was wirkliche Luft des Lebens und wehre mich, empöre mich gegen das viele, unsäglich viele Unfreie, das mir anhaftet. Von einem wirklichen Produzieren kann aber gar nicht geredet werden, solange man noch so wenig aus der Unfreiheit, aus dem Leiden und Lastgefühl des Befangenseins heraus ist: Werde ich's je erreichen? Zweifel über Zweifel. Das Ziel ist zu weit, und hat man's leidlich erreicht, so hat man meistens auch seine Kräfte im langen Suchen und Kämpfen verzehrt: Man kommt zur Freiheit und ist matt wie eine Eintagsfliege am Abend. Das fürchte ich so sehr. Es ist ein Unglück, sich seines Kampfes so bewußt zu werden, so zeitig! Ich kann ja nichts von Taten entgegenstellen, wie es der Künstler oder der Asket vermag. Wie elend und ekelhaft ist mir oft das rohrdommelhafte Klagen! — Ich hab's augenblicklich etwas sehr satt und über.

Meine Gesundheit ist übrigens ausgezeichnet; sei ganz unbesorgt. Aber ich bin mit der Natur recht unzufrieden, die mir etwas mehr Verstand, nebst einem volleren Herzen, hätte geben sollen, — es fehlt mir immer am Besten. Das zu wissen ist die größte Menschenquälerei.

Die regelmäßige Arbeit in einem Amte ist gut, weil sie eine gewisse Dumpfheit mit sich bringt; man leidet so weniger."

Auch nach Bayreuth scheint er sehr melancholisch geschrieben zu haben. Wagner hätte sich, wie Frau Cosima schrieb, am liebsten gleich aufgemacht, um ihn in rührender Freundschaft nach Bayreuth zu holen. Frau Wagner glaubte nämlich, daß diese Stimmung hauptsächlich mit der Basler Atmosphäre zusammenhinge: „Schon längst mochte ich Sie nicht in Basel, wenn ich auch die außerordentlichen Vorzüge dieser kleinen Welt gerade Ihnen gegenüber zu schätzen weiß; ich kenne aber deren griesgrämige, kalvinistische Atmosphäre und weiß, wie wenig sie trotz großer ernster Achtungsbezeugungen über eine schwierige Situation hinwegzuhelfen vermag. So sehr

sich die Menschen dort in ihrer Eigentümlichkeit fühlen, so führen sie doch ein Scheinleben, sind wie Gespenster in einer eigenen Tracht, und die sonderbarste Melancholie entspringt aus dem Umgang mit ihnen."

Mein Bruder dachte anders und viel liebevoller über Basel. Wagner hatte dafür auch mehr Verständnis und schob Cosimas Abneigung gegen Basel nur auf ihren ehemaligen Aufenthalt dort, der allerdings sehr unbefriedigend gewesen sein muß. So schrieb Wagner nur einen sehnsüchtigen Brief an meinen Bruder, daß er schnell zu ihm kommen sollte, mit einigen scherzhaften Anspielungen, daß mein Bruder wahrscheinlich wieder allerhand Einwendungen gegen sein Kommen finden würde.

Richard Wagner an Friedrich Nietzsche:

„Oh, Freund!

Warum kommen Sie nicht zu uns?

Ich finde für alles einen Ausweg — oder: wie Sie's nennen wollen.

Nur nicht so abgesondert! Ich kann Ihnen dann nichts sein.

Ihr Zimmer ist bereit.

Doch — oder vielmehr:

Jedoch! —

oder auch:

„wenn schon"! —

Im Augenblick nach dem Empfang Ihrer letzten Zeilen. Ein andres Mal mehr.

Von Herzen

Ihr

Wahnfried 9 Juni 1874. R. W."

Dieses Einladen seitens Wagners und das Nichtkommen meines Bruders hätte auch dieses Mal, wie schon öfter, Unannehmlichkeiten nach sich ziehen können, wenn nicht jener

Brief meines Bruders etwas so rührend Trauriges gehabt haben muß und Wagner nur das eine daraus verstanden hatte: das Mitleiden mit dem Genius und seinem harten Los. Das war ja auch gewiß der Untergrund von meines Bruders Melancholie, daß Wagner durch den aufreizenden Widerstand der ihn verhöhnenden und bekämpfenden Umwelt nicht das geworden war und nicht jene Höhe erreicht hatte, die mein Bruder wünschte in Wagner, als seinem Ideal von Künstler und Charakter zu sehen! Er verlangte allerdings von dem, was er sein Ideal nannte, etwas zu viel und hatte deshalb Wagner zu einer Art Wunderwesen in Begabung und Charakteranlagen umgeschaffen, das in Wirlichkeit kaum möglich war, so daß er einige Jahre später in leichtem Spott über sich selbst schrieb: „So begabte Wesen, wie ich sie mir als Genies vorstelle, haben nie existiert."

Zwanzigstes Kapitel.

Schopenhauer als Erzieher.

Mein Bruder hätte gewiß einiges von seinen Zweifeln und inneren Schwierigkeiten dem Freunde Rohde verraten, wenn dieser geliebte Freund mit seinem viel melancholischeren Temperament als das meines Bruders es nicht nötig gehabt hätte, von ihm aufgemuntert und nicht noch mit Zweifeln beunruhigt zu werden. Rohde hatte ihm so rührend geschrieben: „Darum, lieber Freund, laß ich Dich bitten, gib mir öfter Zeichen Deines Angedenkens, Deiner Gemeinschaft mit mir, ohne die ich gar nicht leben und atmen möchte. Alle andern Pläne, Wünsche, Hoffnungen reißt mir eine abscheuliche Mutlosigkeit weg, die mich, zuweilen in der Nacht bei plötzlichem Erwachen, so alpartig überfällt, daß ich mir wie in einer Wüste, ohne Freunde, ohne Trost, ungeliebt von allen Menschen, elend herumzuirren scheine, in einer Unsicherheit der Existenz, die alles ernstliche Anpacken irgendeiner Hoffnung, eines Planes des Lebens wie eine Albernheit erscheinen läßt. Das sind alles Wahngebilde, die der Wahrheit nicht entsprechen: und doch können einem, unter unglücklichen Sternen Geborenen, sich tausend kleine und kleinste Dinge zu einem solchen Zauberknäuel des Widerwärtigen verfitzen, daß sie ihm, wenn er so erregbar ist wie ich, zu einer endlosen Plage und Hemmnis, eine geringfügige Enttäuschung zum Symbol eines ganzen mißlungenen Lebens wird.“ —

So beschreibt mein Bruder nun dem Freund, um ihn zu trösten, wodurch er sich selbst über traurige Empfindungen hin-

weggeholfen hat; zunächst durch eine Komposition, und dann durch das beglückende Schaffen an einem neuen Werk:.. „Ich habe die letzten sechs Wochen gut angewendet, indem ich meinen Hymnum an die Freundschaft zu Ende komponiert und schönstens für vier Hände zu Papier gebracht habe. Dieses Lied ist für Euch alle gesungen, und es klingt mutig und innig; ich glaube, wir halten's mit dieser Stimmung noch eine tüchtige Weile auf der Welt aus. Sodann ist Nr. 3 meiner Unzeitgemäßen so weit vorbereitet, daß ich nur auf einen warmen fruchtbaren Regen zu warten habe: dann ist's plötzlich da wie ein Spargelgewächse."

Diese 3. unzeitgemäße Betrachtung: „Schopenhauer als Erzieher" wurde in der Tat sein größter Trost in seinen Zweifeln und dem Gefühl eigenen Ungenügens. Mein Bruder schildert darin in mannigfachen Formen und Verkleidungen sein eigenes Ringen und Sehnen, seinem Leben Ziel und Wert zu verleihen, und versucht gewissermaßen sich selbst zu rechtfertigen, daß er bis dahin, ohne Rücksicht auf seine eigensten Begabungen und geistigen Bedürfnisse, sich einzig in den Dienst Wagners und Schopenhauers gestellt hatte. In einem wunderschönen Passus kommen gerade diese Empfindungen mit Ausblicken in die Zukunft seiner Entwickelung zum Ausdruck. Er beantwortet zunächst die Frage: „Wie erhält dein, des Einzelnen Leben den höchsten Wert, die tiefste Bedeutung? Wie ist es am wenigsten verschwendet? Gewiß nur dadurch, daß du zum Vorteile der seltensten und wertvollsten Exemplare lebst, nicht aber zum Vorteile der meisten, das heißt der, einzeln genommen, wertlosesten Exemplare. Und gerade diese Gesinnung sollte in einen jungen Menschen gepflanzt und angebaut werden, daß er sich selbst gleichsam als ein mißlungenes Werk der Natur versteht, aber zugleich als ein Zeugnis der größten und wunderbarsten Absichten dieser Künstlerin: es geriet ihr schlecht, soll er sich sagen; aber ich will ihre große

Absicht dadurch ehren, daß ich ihr zu Diensten bin, damit es ihr einmal besser gelinge.

„Mit diesem Vorhaben stellt er sich in den Kreis der Kultur; denn sie ist das Kind der Selbsterkenntnis jedes Einzelnen und des Ungenügens an sich. Jeder, der sich zu ihr bekennt, spricht damit aus: ich sehe etwas Höheres und Menschlicheres über mir als ich selber bin; helft mir alle, es zu erreichen, wie ich jedem helfen will, der gleiches erkennt und an gleichem leidet: damit endlich wieder der Mensch entstehe, welcher sich voll und unendlich fühlt im Erkennen und Lieben, im Schauen und Können, und mit aller seiner Ganzheit an und in der Natur hängt, als Richter und Wertmesser der Dinge! Es ist schwer, jemanden in diesen Zustand einer unverzagten Selbsterkenntnis zu versetzen, weil es unmöglich ist Liebe zu lehren; denn in der Liebe allein gewinnt die Seele nicht nur den klaren, zerteilenden und verstehenden Blick für sich selbst, sondern auch jene Begierde, über sich hinaus zu schauen und nach einem irgendwo noch verborgenen höheren Selbst mit allen Kräften zu suchen. Also nur der, welcher sein Herz an irgendeinen großen Menschen gehängt hat, empfängt damit die erste Weihe der Kultur; ihr Zeichen ist Selbstbeschämung ohne Verdrossenheit, Haß gegen die eigne Enge und Verschrumpftheit, Mitleiden mit dem Genius, der aus dieser unserer Dumpf- und Trockenheit immer wieder sich emporriß, Vorgefühl für alle Werdenden und Kämpfenden und die innerste Überzeugung, fast überall der Natur in ihrer Not zu begegnen, wie sie sich zum Menschen hindrängt, wie sie schmerzlich das Werk wieder mißraten fühlt, wie ihr dennoch überall die wundervollsten Ansätze, Züge und Formen gelingen: so daß die Menschen, mit denen wir leben, einem Trümmerfelde der kostbarsten bildnerischen Entwürfe gleichen, wo alles uns entgegenruft: kommt, helft, vollendet, bringt zusammen, was zusammengehört, wir sehnen uns, unermeßlich ganz zu werden.

„Diese Summe von inneren Zuständen nannte ich die erste Weihe der Kultur; jetzt aber liegt mir ob, die Wirkungen der zweiten Weihe zu schildern, und ich weiß wohl, daß hier meine Aufgabe schwieriger ist. Denn jetzt soll der Übergang vom innerlichen Geschehen zur Beurteilung des äußerlichen Geschehens gemacht werden, der Blick soll sich hinaus wenden, um jene Begierde nach Kultur, wie er sie aus jenen ersten Erfahrungen kennt, in der großen bewegten Welt wiederzufinden, der einzelne soll sein Ringen und Sehnen als das Alphabet benutzen, mit welchem er jetzt die Bestrebungen der Menschen ablesen kann. Aber auch hier darf er nicht stehenbleiben, von dieser Stufe muß er hinauf zu der höheren, die Kultur verlangt von ihm nicht nur jenes innerliche Erlebnis, nicht nur die Beurteilung der ihn umströmenden äußeren Welt, sondern zuletzt und hauptsächlich die Tat, das heißt den Kampf für die Kultur und die Feindseligkeit gegen Einflüsse, Gewohnheiten, Gesetze, Einrichtungen, in welchen er nicht sein Ziel wiedererkennt: die Erzeugung des Genius." Wer diesen Passus liest, wird sich mit Rührung sagen, daß sich Nietzsche doch merkwürdig gleichgeblieben ist. Immer strebt er nach der Vervollkommnung des Menschen, immer fand er das Heil und den Wert der Menschheit nur in seinen höchsten Exemplaren, und was er hier „Genius" als Ziel und Sehnsucht nennt, heißt später „Übermensch".

Ein großer Teil von Schopenhauer als Erzieher ist während eines entzückenden Frühlingsaufenthaltes an einem der schönsten Punkte der deutschen Schweiz, am Rheinfall bei Schaffhausen entstanden. Das herrlichste Wetter und eine ungemein fröhliche Ferienstimmung verklärte diesen Aufenthalt und ließ meines Bruders melancholische Stimmung vollständig verschwinden. Hatte er bis dahin in seinem Übermaß von Bescheidenheit, die auch die Graphologen noch in seiner Handschrift finden, sein Ziel immer im Dienste Wagners und Scho-

penhauers gesehen, sich selbst aber mit tiefem Ungenügen und schonungsloser Kritik betrachtet, so kam ihm jetzt im Schaffensglück an seinem neuen Werk ein wundervolles Ahnen seines eigenen Wertes und der Wichtigkeit seines Schaffens. Wir wanderten in der herrlichen Umgebung des Rheinfalls viel umher und suchten uns einen lauschigen Platz, wo mein Bruder eifrig in sein Notizbuch schrieb, während ich Gottfried Keller las. Dazwischen aber brach immer wieder unsere Heiterkeit hervor, denn ein etwas kindlicher Sport, nur ein einziges Tätigkeitswort zu gebrauchen, und zwar das Wort „schnobern", gab zu unzähligen Scherzen und drolligen Mißverständnissen Veranlassung. Mein Bruder behauptete im Scherz, man brauche sich gar nicht mit der Sprache so sehr abzumühen, und es wären nur wenige Worte nötig, um sich verständlich zu machen; täglich und stündlich lieferten wir die heitersten Beweise und Gegenbeweise für diese Theorie. Das Wort „schnobern" wurde gewählt, weil Richard Wagner einmal einen gedruckten Verwaltungsbericht mit den Worten unterschrieben hatte:

„Richard Wagner
(immer auf der Spur des
deutschen Geistes schnobernd
und schönstens grüßend)."

Schnobern avancierte schließlich zum Hauptwort, und jene köstliche, vom Wald gebildete Ecke am Rhein, wo mein Bruder am meisten dachte und schrieb, wurde der „Hauptschnober" genannt. Was wir aber auch taten, ob wir wanderten und plauderten, oder still für uns dachten, immer war mein Bruder innerlich mit seinem neuen Werk beschäftigt, vergleichbar dem wundervollen tiefdröhnenden Orgelton des brausenden Rheinfalls, der uns überallhin auf unseren Wanderungen begleitete und selbst aus der Ferne noch leise verklingend grüßte.

Während nun mein Bruder längst alle bedrückende Melancholie überwunden hatte, saßen in Bayreuth Frau Cosima,

Wagner und Freiherr von Gersdorff, der damals oft Wahnfried besuchte, über das Schicksal meines Bruders brütend, beratend zusammen, wie man meinem Bruder helfen könnte. Frau Cosima bestand darauf, er müsse Basel verlassen. Da aber auch keine andere Universität Gnade vor ihren und Wagners Augen fand, so kamen sie alle drei zu jenem amüsanten Schluß, Nietzsche müsse eine reiche Frau heiraten, der es das größte Glück wäre, ihm das Leben ganz nach seinen persönlichen Wünschen zu gestalten und mit ihm überall dorthin zu gehen, wo er am liebsten sein möchte. Cosima nahm natürlich an, daß es Bayreuth sein würde. Diese Beratungen machten meinem Bruder viel Vergnügen; er schrieb deshalb sehr amüsiert an Gersdorff: „Wirklich himmlisch ist der Gedanke, Dich und die Bayreuther in einer Heiratsüberlegungskommission zusammensitzend zu denken! Ja — a — a — aaber! muß ich da doch auch sagen, besonders wenn es auf den Rat hinausläuft, es gäbe viele Weiber, das rechte zu finden sei meine Sache. Soll ich denn wie ein Ritter einen Kreuzzug durch die Welt machen, um nach jenem von Dir so gelobten Lande zu kommen? Oder meinst Du, daß die Weiber zu mir kämen zur Musterung, ob sie die rechten wären? Ich finde dies Thema ein wenig unmöglich. Oder beweise das Gegenteil und mache einmal für Dich die Nutzanwendung.“ —

Ärgerlich aber war es meinem Bruder, daß immer von seiner bedrückten Stimmung, auf welche er sich in dem Schaffensglück an seinem neuen Werk gar nicht mehr besinnen konnte, die Rede war. Es nützte nichts, daß er immer wieder schrieb, er wäre nicht bedrückt und seine Briefe hätten offenbar einen falschen Eindruck gemacht, endlich aber schrieb er etwas ungeduldig an Gersdorff: „Mein liebster, bester und allergutster Freund, eigentlich bin ich ein wenig böse, daß Ihr mir gar nicht glauben wollt, daß es mir gut, ordentlich und gebührend geht. Freilich nicht gerade ‚sehr gut‘, Zensur Nr. 1 — aber was

will man auch hier unter dem wechselnden Mond? Vielleicht bringe ich es aber, aus Trotz gegen Euch, noch zur Nr. 1."

Wenn nun auch zwischen Wagners und meinem Bruder durch sein Nichtkommen auf die innige Einladung Wagners keine Verdrießlichkeiten entstanden waren, so doch beinah mit Gersdorff. Dieser Freund war damals, wie schon erwähnt, öfters in Bayreuth und mit Wagners sehr liiert. Er fühlte deshalb die Verpflichtung, Wagners Wünschen zu dienen und glaubte sich berechtigt, meinem Bruder Vorwürfe zu machen, daß er nicht sogleich Wagners rührender Einladung gefolgt wäre. Ja er drohte sogar, daß, wenn mein Bruder jetzt nicht nach Bayreuth führe, er im Herbst zu dem Konzilium der Freunde nicht nach Basel käme. Daß es im Innern meines Bruders Widerstände gab, ahnte keiner der Freunde; schließlich aber schrieb mein Bruder an Gersdorff auf dessen Drängen: „Mit Bayreuth bin ich über den guten Vorsatz nicht hinaus gekommen; es scheint mir nämlich, daß sie dort ihr Haus und ihr Leben in Unruhe haben und daß gerade jetzt unser Besuch nicht passen würde. Über mein Befinden sind sie übrigens beruhigt, Ihr habt alle euch in Schwarzseherei überboten. Endlich — ich kann jetzt nichts anders mehr denken als das Fertigwerden und Gutwerden von Nr. 3. Wie kamst Du übrigens, lieber Freund, auf den drolligen Einfall meinen Bayreuther Besuch durch eine Drohung erzwingen zu wollen? Es sieht ja fast aus, als ob ich freiwillig nicht hingehen möchte, — und doch bin ich voriges Jahr zweimal, und vorvoriges Jahr zweimal mit den Bayreuthern zusammengetroffen — von Basel aus, und bei meinen erbärmlichen Ferienverhältnissen! — Wir wissen ja beide, daß Wagners Natur sehr zum Mißtrauen neigt — aber ich dachte nicht, daß es gut sei, dieses Mißtrauen noch zu schüren. Und zuguterletzt — denke nur daran, daß ich gegen mich selbst Pflichten habe, die sehr schwer zu erfüllen sind, bei einer sehr gebrech-

lichen Gesundheit. Wirklich, es sollte mich niemand zu etwas zwingen."

Da wir nun doch vermutet hatten, daß auch Wagners im stillen über meines Bruders Nichtkommen gekränkt wären, denn sonst schien uns Gersdorffs Einmischung ganz unbegreiflich, so hatte mein Bruder mich gebeten an Frau Wagner zu schreiben: erstens, um über seine Gesundheit vollständig zu beruhigen und dann ihr auseinanderzusetzen, wie herzlich mein Bruder wünschte die teuren Freunde wiederzusehen, daß er aber zuvor seine dritte „Unzeitgemäße Betrachtung" beenden müßte. Frau Wagner antwortete sehr herzlich und heiter, woraus man deutlich sah, daß Gersdorffs Intervention nicht ihren Wünschen entsprach. Es zeigte sich aber auch, daß Gersdorff in seiner ganzen Art und Weise Wagners so lieb geworden war, daß, wie Frau Wagner schrieb: er für sie „der einzige Mensch sei, dem man nichts übelnehmen könne."

Trotz aller Versicherungen fühlte ich aber wohl, daß mein Bruder eine gewisse Befürchtung hatte nach Bayreuth zu fahren. Wenn man sich seiner privaten Niederschriften erinnert, so wird man dieses Zögern begreifen. Er hatte zwar über diese Aufzeichnungen den dichtesten Schleier des Vergessens gebreitet, aber ein gewisses Unbehagen war doch zurückgeblieben, und außerdem die Befürchtung, daß von seinen andersartigen Anschauungen sich doch etwas verraten könnte. — Und das geschah auch, als er im August nach Bayreuth fuhr. Wir hatten im Frühling das „Triumphlied" von Brahms im herrlichen Münster von Basel gehört, das auf meinen Bruder einen großen Eindruck machte. Er nahm nun die Partitur zu diesem Triumphlied mit nach Bayreuth, — wie ich damals glaubte ahnungslos, daß Wagner dies vielleicht falsch auffassen könnte. Späterhin aber fand ich in meines Bruders Notizen folgende Aufzeichnung über Wagner: „Der Tyrann läßt keine andere Individualität gelten als die seinige und die seiner

Vertrauten. Die Gefahr für Wagner ist groß, wenn er Brahms usw. nicht gelten läßt, und die Juden." Offenbar hat also mein Bruder doch den Versuch machen wollen, Wagner zu etwas Gerechtigkeit Brahms gegenüber zu veranlassen. Das aber wurde wohl von der andern Seite geahnt, denn dieses „Triumphlied" ward die Veranlassung zu einer recht peinlichen Szene, in welcher Wagner einen unbändigen Zorn entwickelte, der für den bescheidenen Anlaß ganz unverhältnismäßig erschien. Hier lasse ich nun Wagner, der eine köstliche Art hatte sich selbst zu ironisieren, die ganze Sache selbst schildern, so wie er sie mir einige Monate später erzählt hat. „Ihr Bruder legte das rote Buch auf den Flügel, immer, wenn ich in den Saal hinunter kam, starrte mich das rote Dings an — es reizte mich förmlich, gerade wie den Stier das rote Tuch. Ich merkte wohl, Nietzsche wollte mir damit sagen: sieh mal, das ist auch einer, der was Gutes machen kann, — na, und eines Abends bin ich losgebrochen, und wie losgebrochen!" Wagner lachte herzlich in der Erinnerung. „Was sagte denn mein Bruder?" fragte ich ängstlich. „Der sagte garnichts", meinte Wagner, „er errötete und sah mich erstaunt mit bescheidener Würde an. Ich gäbe gleich hunderttausend Mark, wenn ich solch ein schönes Benehmen wie dieser Nietzsche hätte, immer vornehm, immer würdig, so was nützt einem viel in der Welt."

Und dies ist die Geschichte, welche von einigen Wagnerianern in folgende Phantasie umgewandelt worden ist: mein Bruder habe Wagner eine von ihm selbst componierte Oper überreicht und Wagner habe entrüstet gesagt: sie sei nichts wert, worüber sich mein Bruder tief gekränkt hätte und von Wagner abgefallen sei. Die Wahrheit ist freilich sehr anders, aber la bêtise humaine kennt die gekränkte Eitelkeit als die einzige Ursache aller Gesinnungsänderungen und erfindet demgemäß ihre unpsychologischen Geschichten.

Infolge des „schönen Benehmens" meines Bruders, waren

aus dieser Szene keine weiteren Unannehmlichkeiten entstanden, denn wie ich schon früher erwähnte konnte Wagner hinterher, wenn er glaubte meinen Bruder gekränkt zu haben, so bezaubernd liebenswürdig sein, daß man ihn dann noch mehr lieben mußte als zuvor. Merkwürdig ist es mir aber geblieben, daß mir mein Bruder diese Szene nicht selbst geschildert hat. Sie war ihm offenbar doch viel peinlicher gewesen, als wie Wagner geglaubt hat. Als ich später meinen Bruder danach fragte, blickte er einige Augenblicke schweigend vor sich hin und sagte dann leise: „Lisbeth, da war Wagner nicht groß".

So zeigte sich äußerlich die alte Herzlichkeit, aber derartige kleine Szenen, wie die eben geschilderte, verrieten, wie es mit meines Bruders persönlicher Freiheit stand. Ich erwähnte schon, wie ihn Ostern 1874 Wagners gleichgültiges, mißfälliges Urteil über die zweite „Unzeitgemäße Betrachtung" bedrückt hatte; und nun sagte er sich mit peinlichen Empfindungen: „ich habe also nur Wert als Wagnerschriftsteller, ich soll nichts weiter sein, ich darf nur das bewundern und verehren, was in Bayreuth gebilligt wird." Welcher wahrhaft freie Geist möchte sich von einem andern seine Bahn, noch dazu eine so enge vorzeichnen lassen? — Der Strom der Entwicklung meines Bruders flutete damals immer breiter und mächtiger, und nun sollte er in einen Winkel gestaut und gebannt werden?! Das wühlte, das nagte! — und doch trieb es die Gedanken immer weiter zur Freiheit. Als ich einmal im Juni 1874 von irgendwelchem verborgenen Kummer sprach, rief Fritz emphatisch: „Ach Lisbeth, wir haben alle unsern Nagewurm, ich auch!" Und am 9. Juli schrieb er an Gersdorff: „In mir gärt jetzt sehr vieles und mitunter sehr Extremes und Gewagtes. Ich möchte wissen, bis wie weit ich solcherlei meinen besten Freunden mitteilen dürfte. — Brieflich natürlich überhaupt nicht." Kalte oberflächliche Seelen können solchen innerlichen Widerstreit, den mein Bruder vier Jahre hindurch gekämpft hat,

überhaupt nicht begreifen; was kennen sie von einer so leidenschaftlichen Freundschaft, wie die meines Bruders zu Richard Wagner, was wissen sie von dem Zögern des liebenden Herzens, das vor dem Schmerz der herzbrechenden letzten Stunden des Abschieds zittert? Und mein Bruder zitterte nicht nur vor dem eigenen Schmerz, sondern vielmehr vor dem Kummer, den er dem andern zufügen mußte; — vielleicht hat er sich aber diesen Kummer viel schmerzlicher vorgestellt, als ihn Wagner später empfunden hat.

Nach seiner Rückkehr aus Bayreuth, im August 1874, begann mein Bruder noch einmal einen Teil von „Schopenhauer als Erzieher" umzuarbeiten. Offenbar hatte ihn der Aufenthalt dort wieder neue und andere Gedanken eingegeben und es ist bedauerlich, daß wir nicht die erste Lesart mehr besitzen, damit wir aus der Umarbeitung ersehen, ob und was er aus Liebe für Wagner vielleicht doch noch umgeändert hat. Er schreibt am 24. September an Gersdorff: „Es war eine schwere Zeit, mein lieber Freund, dieser Schlußteil unseres Sommerhalbjahrs, und ich atme tief auf, daß es nun vorüber ist. Ich mußte nämlich, bei allen sonstigen Arbeiten, einen ziemlich langen Abschnitt meiner Nr. 3 noch ganz und gar umarbeiten, und die unvermeidliche Angegriffenheit und Seelenerschütterung, die ein solches Sinnen und Wühlen im Tiefsten mit sich bringt, warf mich oft beinahe um, und auch jetzt noch bin ich nicht völlig aus dem Kindbettfieber heraus. Doch ist bei alledem etwas Ordentliches zur Welt gebracht worden, und ich freue mich darauf, daß Du Dich darüber freuen wirst."

Auch in Bayreuth wurde die baldige Ankunft der vollendeten dritten „Unzeitgemäßen Betrachtung" angekündigt, wie wir aus einem Entwurf in einem alten Schreibheft ersehen. Der wirkliche Brief meines Bruders ist, wie so viele andere, in Wahnfried vernichtet worden, aber, daß der Inhalt des Ent-

wurfes mit dem Brief ungefähr übereingestimmt hat, sieht man aus den Antworten der beiden Wagners.

Friedrich Nietzsche an Richard Wagner:

Entwurf.

(ca. 10. Oktober 1874.)

„Der Sommer ist nun ganz und gar dahin, meine Herbstfreiheit auch; aus der Zusammenkunft meiner Freunde, wie ich sie gerade für diese Zeit vorgeschlagen hatte, ist nichts oder etwas anderes geworden — Gersdorff wurde von Tag zu Tag erwartet, kam aber bereits in meine Schulnotzeit hinein, Rohde traf es noch unglücklicher, als er sich zwei Wochen bei mir niederließ: denn wir alle waren gerade in ziemlich unerträglicher Weise mit Arbeiten beschwert und konnten dem Freunde wenig sein. Krug ist mit seiner Gattin hier durchgekommen, Deußen auch, der junge Baumgartner hat mich verlassen, um für ein Jahr lang in Bonn Soldatendienste und zwar als Husar zu tun. Wir drei Freunde in der Baumannshöhle gehen viel miteinander spazieren, doch nicht ohne das Gefühl des Lächerlichen, das an einer isolierten Dreiheit haftet; und wenn wir gegen Abend unsre drei langen Schatten neben uns herschreiten sehen, so lachen wir uns gewöhnlich tot; denn wir können nicht umhin, der drei gerechten Kammacher zu gedenken. —

Die nächsten Tage, denke ich, überbringen Ihnen meine Nr. 3, welche ich Ihrer teilnehmenden Gewogenheit recht herzlich anempfehlen möchte. Die sonstigen Leser werden meinen, ich rede in derselben vom Mann im Monde. Zuletzt kommt es mir ja allein auf 6—7 Leser an. Das geht nun seinen Lauf und ich wüßte wenig noch dazu zu sagen. Inzwischen haben sich die Gedanken der neuen Nummer schon einigermaßen spüren lassen, aber die schwere Verpflichtung dieses Winters, griechische Literaturgeschichte zu lesen, macht es mir unwahrscheinlich, daß ich bald meine Hand anlegen kann."

Richard Wagner an Friedrich Nietzsche nach Empfang von „Schopenhauer als Erzieher:"

(Herbst 1874.)

„Telegrammatisch.

Tief und groß. Am kühnsten und neuesten die Darstellung Kants. Wahrhaft verständlich wohl nur für den Besessenen! Ich sehe die drei Gerechten! Mögen sie lange und tiefe Schatten werfen in das Sonnenland dieser vortrefflichen Jetztzeit!

Ihr

RW."

Mit warmer Begeisterung, ja mit der Freude Feierklang wurde diese dritte „Unzeitgemäße" in Wahnfried begrüßt! Jedenfalls ganz anders als die zweite, die doch nur ein mäßiges Wohlwollen und innerliches Widerstreben in Bayreuth erregt hatte. Ganz wundervoll schreibt Frau Cosima darüber: „Dies ist meine ‚Unzeitgemäße', mein werter Freund, und ich danke Ihnen von Herzen für die freudige Erregung, welche mir durch die Lesung derselben geworden ist. Gefühle, Gedanken, Einfälle, Erkenntnis, Können und Wissen haben mich darin staunen gemacht, und an dem Begeisterungsfeuer, welches alles durchglüht, habe ich mich wiederum erwärmt, wie an der Geburt der Tragödie. Und wie schön und eigentümlich ist Ihre Sprache! Man sieht es, hier hatten Sie den konkreten, herrlichen Gegenstand, welchen Sie ganz erfassen konnten, und so mächtig Sie ihn erfaßt haben, so tief haben Sie mich ergriffen. Außerordentlich schön und kunstvoll finde ich Ihre Einleitung — sie gemahnte jener großartigen Introduktionen, mit welchen die Meister der Musik ihre Allegri einführen, und besser, erhabener wirkend, und dadurch für das weitere Lesen schöner stimmend, hätten Sie den Namen Schopenhauers zum ersten Male nicht nennen können, als nachdem Sie dargestellt hatten, was uns die Bildung verleiht. Ich finde es sehr schön, daß Sie darauf persönlich auftreten, denn wie Sie

es später richtig bemerken, ist die Wirkung von Schopenhauers Genius beinahe eine absurde zu nennen, und kommt es daher hier sehr auf das persönliche Zeugnis eines Berufenen an. Der Vergleich mit Montaigne, die unterschiedliche Heiterkeit des großen und des kleinen Menschen, die drei Elemente, aus welchem der Eindruck, welchen Schopenhauer macht, gemischt ist, befriedigten und sättigten förmlich meine Neugierde, wie es Ihnen wohl gelingen würde, den Mächtigen zuerst zu schildern. Der richtig empfundene Unterschied zwischen Kant und Schopenhauer erweckte in mir das Bild, daß ersterer wohl in Leben und Wirken (und ganz monströsem Genie) mit Bach, dieser aber einzig mit Beethoven zu vergleichen wäre, Beethoven hat gewiß auch seine Musik mehr geschätzt, als seine Zeitgenossen. Aber über alles schön, ja für mich das bis zu Tränen Ergreifende Ihrer Schrift, ist die Schilderung der drei Gefahren, in welchen der Genius schwebt, und ganz besonders das Bild der dritten Gefahr. Ich glaube durch Ihre Beredsamkeit und leuchtende Einsicht einen Schlüssel zu Luthers Heimsuchungen erhalten zu haben, und wenn Sie behaupten, an der deutschen Sprache keine Freude zu haben, so bestraft Sie die Edle großherzig, indem sie Ihnen eine Persuasion und Eindringlichkeit verleiht, welche Ihnen keine andere Sprache auf diesem Gebiete gewähren würde. Sehen Sie, lieber Freund, das ist deutsch (nicht national), deutsch empfunden, deutsch gesprochen. Bei diesem Punkt angelangt, möchte ich Sie fragen, ob Sie nicht meinen, daß Völker, gleich den Individuen, auch nur einmal da sind, und man deshalb Deutschland nicht als Winkel (im Vergleich zu den großen Erdstrichen) behandeln darf, da es in seinem Guten und Schlimmen einzig ist, und wir nur wünschen können, daß die Raupen und Würmer die Pflanze vor ihrer Entwickelung nicht zernagen möchten? — Auch habe ich selbst nicht das Gefühl der Gefahr, welche Sie Seite 41 berühren, ich halte unsere Demokratie

für so elend, daß sie den Menschen Rousseaus mir sehr ferne zu stehen scheint, und also auch meines Erachtens dessen Wirkungen nicht erzielen wird. Disharmonisch aber, wie mich dünkt ungewaltsam ist alles, ich könnte mir vorstellen, daß die Sozialisten eines schönen Morgens verschwänden, wie Sie dies so herrlich von den Philosophieprofessoren (vielleicht das ergötzlichste Bild Ihrer Schrift) besagen, von dem Augenblick an, wo sie nicht mehr durch wirklich undeutsches Zeug unterstützt würden. Nur haben Sie darin recht, daß die Angst, begründet oder nicht, höchst verderblich ist. Sehr schön und richtig ist der Goethesche Mensch, ist man doch in der ersten Jugend ganz unfähig ihn zu würdigen, und möchte man ihm das Schwert in die Linke geben; noch schöner aber die „hingemalte platonische Idee" Schopenhauers. Heil Ihnen, mein Freund, daß Sie das innerste Wesen des Genius so ergründen konnten, und aus dem Schacht der Erkenntnis den Hort an das Tageslicht bringen; ob augenblicklich beachtet oder unbeachtet, gleichviel, Ihr durchdringender Blick, Ihre Entschlossenheit, die sichere Kühnheit Ihrer Handlungen bleiben (ich nenne Ihre Schriften Handlungen) unverloren. Man sagt, daß es Menschen gibt, welche, in einer Gegend wandelnd, sofort es wissen, ob Wasser oder Metalle darin verborgen sind, so mit dem Genius verkehrend, wissen Sie sein Innerstes; nicht bloß das, was er sagt, hören und verstehen Sie, Ihre Hellsichtigkeit durchdringt den tiefen Schacht seines moralischen Wertes, und ach! den noch tieferen seiner Leiden. Es hat mich sehr gerührt, den einen Punkt — das Verkommen der zarten Naturen in Deutschland — von Ihnen erwähnt zu sehen, weil es derjenige ist, welcher mich immer am melancholischsten in bezug auf unser Vaterland gestimmt hat. Was soll ich Ihnen nun weiter sagen, von Ihrer Darstellung der Natur in ihrer sogenannten Verschwendung, von dem wundervollen Bilde des Verhältnisses vom Tier zum Menschen, von dem Zweck

der Kultur und ihrem Mißbrauch, von dem heutigen Philosophen, welcher in Mußestunden Zeitungen liest und Konzerte besucht, von dem Verhältnis des Staates zur Philosophie! Ich würde kein Ende finden und wahrscheinlich sehr wenig klar und übersichtlich mich ausdrücken, und was ich niedergeschrieben, genügt in seiner Flüchtigkeit gewiß, um Ihnen ein Bild des Eindruckes zu geben, welchen ich erhalten. Eine einzige Bezeichnung hätte ich anders gewünscht, ich hätte Trägheit lieber als Faulheit gelesen, weil ich mit Faulheit den Begriff der Verwesung (es ist etwas faul im Staate Dänemark), nicht den der Schwerfälligkeit verbinde, und um Sie an meine Haarspalterei zu erinnern, füge ich noch hinzu, daß S. 81 ich anstatt in dem Grade, daß, in solchem Grade gesagt haben würde, dies fiel mir beim lauten Lesen auf. Ich denke, Sie werden darüber lachen, daß ich den Lobzug mit dieser Krittelei beschließe. In der Tat, in keiner der vorangegangenen Schriften haben Sie, dünkt mich, Stoff und Form so vollkommen bemeistert, und infolgedessen wirkt Ihr Witz und Ihr Humor so frei und so erquickend hier. Auch diese Schrift ist heiter, wie Sie das vom Werke Schopenhauers sagen, und ich meine, sie müßte eine tiefe Furche einschneiden, allein wie sieht es bei uns aus? Wer wollte in dieser Konfusion etwas wahrsagen? ... Die sechs oder sieben aber, für welche Sie schreiben, werden Sie haben und ganz haben, und am Ende wird diese Minorität einmal auch etwas zu sagen haben."

Diesen wundervollen Brief Cosimas darf man aber nicht nur als ihre persönliche, sondern durchaus als Wagners Ansicht über „Schopenhauer als Erzieher" betrachten. Während nämlich Cosima vorlas (und die Werke meines Bruders sind fast sämtlich Wagner von ihr vorgelesen worden) notierte sie, wie mir Wagner selbst erzählte, was er dabei bemerkte. Deshalb sind Cosimas Briefe mit den Urteilen über meines Bruders

Werke so bedeutungsvoll, da sie Wagners Stimmung in jener Zeit so vollständig und aufrichtig wiedergeben.

Dagegen möchte ich nicht behaupten, wie dies ja auch schon die letzten Kapitel zeigen, daß sich mein Bruder in seinen Briefen nach Bayreuth ganz aufrichtig ausgesprochen hätte. In seiner innigen Freundschaft für Wagner wollte er ja alles vermeiden, was dem Verehrten weh tun könnte. Außerdem darf man nie vergessen, wie sehr mein Bruder in allen Freundschaftsverhältnissen von der Höflichkeit beherrscht wurde. Das ging oft so weit, daß er aus Rücksicht für den Adressaten Urteile über andre aussprach, die nur dem Adressaten wohl tun konnten, aber durchaus nicht seiner wirklichen Meinung entsprachen. Z. B. gibt es in den Briefen an Wagner Ausfälle gegen die Juden, die gewiß nur Wagners aber nicht seine eigne Meinung ausdrückten. Deshalb nannte er seine Höflichkeit ein Laster und war oft ärgerlich darüber. Daß er sich aber Wagners gegenüber nicht mehr unumwunden, wie in der glücklichen Zeit in Tribschen, aussprechen konnte, machte ihn sehr traurig und deshalb begreift man, daß er mir einmal schrieb: „Ach wir Einsamen und Freien im Geist — wir sehen, daß wir fortwährend irgend worin anders scheinen als wir denken: während wir nichts als Wahrheit und Ehrlichkeit wollen, ist rings um uns ein Netz von Mißverständnissen; und unser heftiges Begehren kann es nicht hindern, daß doch auf unserm Tun ein Dunst von falschen Meinungen, von Anpassung, von halben Zugeständnissen, von schonendem Verschweigen, von irrtümlicher Andeutung liegen bleibt. Das sammelt eine Wolke von Melancholie auf unserer Stirne: denn daß das Scheinen Notwendigkeit ist, hassen wir mehr als den Tod."

Daß er selbst im Winter 1874/75 nach Bayreuth melancholisch schrieb, wäre ohne die vorher erwähnten Gründe ganz unverständlich. Damals war er nämlich in einer recht frohen Stimmung. Seit seinem Werke: „Schopenhauer als Erzieher"

lebte in ihm das glückliche Ahnen, daß er sich jetzt auf seinem rechten Wege befand, seine Gesundheit war vortrefflich und auch äußerlich im Verkehr hatte sich in jenem Winter in Basel alles recht heiter gestaltet. Einige deutsche Professorenpaare der Universität, der Philosoph Max Heinze, der Nationalökonom von Miaskowski, und der Mediziner Immermann hatten mit meinem Bruder, Professor Overbeck und Dr. Romundt so recht nach deutscher Art ein Kränzchen gebildet, mit bestimmten Abenden des Zusammenseins. Man trieb Musik, Bücher wurden vorgelesen, Bilder gestellt und sogar getanzt. Über jene Abende, die sich durch eine ungewöhnliche, heitere Stimmung ausgezeichnet haben müssen, hat Frau Geheimrat von Miaskowski Erinnerungen aus alten Briefen veröffentlicht, und folgende Notiz würde beim Vergleichen mit meines Bruders Briefen, in Bayreuth fast unglaubwürdig geklungen haben: „An einem dieser Vereinsabende bei einem der anderen Teilnehmer hatten wir eine junge Freundin, die bei uns zu Gast war, auch mitgenommen. Beim Heimkommen meinte diese, wie ich wiederum meiner Mutter schrieb: „sie wäre noch nie in einem so harmlos vergnügten Kreise gewesen. Das Komische dabei ist, daß zwei Hauptspaßmacher unter uns, Overbeck und Nietzsche, als arge Pessimisten und Schopenhauerianer in ganz Deutschland bekannt sind."

Auch in Bayreuth war man guter Dinge, denn zum ersten Male feierte man im eignen Hause, das inzwischen den Namen „Wahnfried" erhalten hatte, ein besonderes schönes Weihnachtsfest mit einem Christbaum, der in der vorderen großen Halle bis hinauf zu der goldenen Galerie reichte. Frau Wagner beschrieb das Schmücken sehr anschaulich wie sie oben von der Galerie aus gleichsam in der Rolle des lieben Gott, ihre Anordnungen gab, wie die jungen Musiker aus der Nibelungen-Kanzlei auf- und niedersteigend halfen und wie Wagner unten an dieser Himmelsleiter, nicht gerade wie Jacob schlafend, seine Anweisungen gab. In diese frohe Stimmung hinein

kam nun ein Brief meines Bruders zum Geburtstage von Frau Cosima wiederum aus den oben erwähnten Gründen in einer Moll-Tonart, was nun Wagner veranlaßte, den Brief sogleich und etwas ärgerlich zu beantworten, und in dieser Antwort alles zu berühren, was in diesem letzten Jahre zu Bedenken oder zum Mißtrauen Anlaß gegeben hatte.

Richard Wagner an Friedrich Nietzsche:

„Lieber Freund!

Ihr Brief hat uns wieder viel Bekümmernis über Sie gegeben. Meine Frau wird Ihnen dieser Tage ausführlicher schreiben. Ich hab' aber gerade eine Zweite — Feiertags — Frei — Viertelstunde, die ich Ihnen doch — vielleicht zu Ihrem Ärger — zuwenden möchte, um Sie zunächst etwas davon erfahren zu lassen, was wir so über Sie gesprochen haben. Unter anderem fand ich, daß ich einen solchen männlichen Umgang, wie Sie ihn in Basel für die Abendstunden haben, in meinem Leben nicht hatte: seid Ihr alle Hypochonder, dann ist's allerdings nicht viel wert. Nun scheinen aber den jungen Herren Frauen zu fehlen: da heißt es dann allerdings, wie mein alter Freund Sulzer einst meinte, wo hernehmen und nicht stehlen? Indes, man könnte ja auch einmal in der Not stehlen. Ich meinte, Sie müßten heiraten oder eine Oper komponieren; Eines würde Ihnen so gut und schlimm wie das andere helfen. Das Heiraten halte ich aber für besser. —

Einstweilen könnte ich Ihnen ein Palliativ empfehlen; aber Sie richten immer Ihre Apotheke im voraus so ein, daß man sein Mittel nicht anbringen kann. Z. B. wir hier richten unser Haus usw. so ein, daß wir gerade auch für Sie ein Unterkommen darin bereiten, wie mir in meinen höchsten Lebensnöten nie es angeboten worden ist; da sollten Sie nun die vollen Sommerferien mit uns verbringen. Aber — höchst vorsichtig melden Sie uns bereits im Anfange des Winters, daß Sie beschlossen haben, die Sommerferien auf einem recht ho-

hen und einsamen Schweizerberge zu verbringen! Klingt das nicht wie sorgfältige Abwehr einer etwaigen Einladung unsererseits? Wir können Ihnen etwas sein: warum verschmähen Sie das angelegentlichst? — Gersdorff und das ganze Basilikum könnten sich die Zeit hier gefallen lassen. Es geht da viel vor: alle meine Nibelungensänger lasse ich die Revue passieren; der Dekorationsmaler malt, der Maschinist richtet die Bühne her: und dann sind wir mit Haut und Haar auch noch dabei. — Aber — man kennt das und anderes Sonderbare an Freund Nietzsche! —

Auch will ich gar nicht mehr von Ihnen reden, denn es hilft doch nichts!

Ach, Gott! heiraten Sie eine reiche Frau! Warum muß nur Gersdorff gerade eine Mannsperson sein! Dann reisen Sie, und bereichern sich an all den herrlichen Erfahrungen, welche Hillebrand so vielseitig und (in Ihren Augen) beneidenswert machen, und — komponieren Ihre Oper, die aber gewiß schändlich schwer aufzuführen werden wird. — Welcher Satan hat Sie nur zum Pädagogen gemacht! —

Sie sehen, wie radikal mich wieder Ihre Mitteilungen gestimmt haben: aber — weiß Gott! — ich kann so etwas nicht mitansehen. —

Ürigens hat mir Dr. Fuchs Freude gemacht: er zitierte eine Stelle von Overbeck, welche ich so vortrefflich fand, daß ich von neuem seiner Schrift mich wieder zugewendet habe. —

Nun, übrigens: nächstes Jahr im Sommer volle Proben (auch bereits mit Orchester) in Bayreuth: 1876 die Aufführungen. Eher geht es nicht. —

Ich bade jetzt täglich, weil ich es nicht mehr mit meinem Unterleibe aushalten konnte. Baden Sie auch! Essen Sie auch Fleisch! — Allerherzlichste Grüße von

Ihrem getreuen

2. Weihnachtstag 1874. R. W."

Die Anspielung auf Prof. Hillebrand in Florenz richtete sich auch gegen einen Fall von Nichtübereinstimmung aus dem letzten Jahre. Mein Bruder schrieb am Anfang des Jahres an Gersdorff: „Nun gleich eine herrliche Neuigkeit! Schaffe Dir doch gleich aus Görlitz an ‚Zwölf Briefe eines ästhetischen Ketzers‘, Berlin, Verlag von Robert Oppenheim 1874. Du wirst eine unbändige Freude haben, ich überlasse Dir zu erraten, wer der Autor ist. Es gibt immer wieder neue Hoffnungen, und unsere ‚Gesellschaft der Hoffenden‘ wächst heran." Das Buch stammte von Carl Hillebrand in Florenz, den Gersdorff kannte und sehr schätzte und war so sehr in der Anschauungsweise meines Bruders geschrieben, daß Jakob Burckhardt annahm, daß der Verfasser ein Freund meines Bruders, und zwar Gersdorff, sein müsse.

Da dies Büchlein von meines Bruders Freundeskreis so geschätzt wurde, so schickte er es auch mit einer kleinen Lobeshymne nach Bayreuth. Dort aber fand es trotz einiger lobender Worte keine Anerkennung. Cosima schrieb darüber: „Hillebrands Schriftchen habe ich auf Ihre Empfehlung hin gelesen, mich der Richtigkeit der Ansichten derselben erfreut, jedoch vieles Tadelnswerte darin gefunden. Fürs erste Gespreiztheit und Nachlässigkeit der Form, Anmaßung im Ton und ein besonderer Mangel an Wärme, Tiefe, Witz; ich möchte ihm sagen, was man Malvolio zuruft: Weil du tugendhaft bist, gibt es doch noch Torte und Wein auf der Welt! — — Auch finde ich, daß die ganze Grundlage der Schrift eine verfehlte ist; hat er wirklich ein solches Bild, welches ihn zu den Briefen veranlaßt, entdeckt, so war es Pflicht, dasselbe zu nennen; selbst wenn er sich irrte, wäre der Irrtum nützlicher gewesen (weil feurig, enthusiastisch) als die kokette, verschleierte Hinweisung; es bliebe, im Fall eines solchen Urteils, eine mutige Tat. Auch erscheinen s e i n e bildenden Hoffnungen recht kleinlich, dieselben sind entschieden durch die Geburt der Tragödie,

durch Oper und Drama, Kunst und Politik usw. angeregt, er hat aber nicht die geistige Kraft, sich diesem Hoffenden anzuschließen und reserviert sich einen kleinen Platz für sich und seine Plastik, welcher recht wie ein Schmollwinkel aussieht. Und seine Zitate! Tom Jones und die Oresteia! ... Und den Deutschen zuzumuten, daß sie wissen sollen was die Ausrufung Tarte à la crême bedeutet; würde er wohl den Franzosen auf deutsch ohne Angabe des Dichters etwa: man merkt die Absicht und wird verstimmt zurufen! Und Goethe ist doch meines Erachtens anders Universalgeist als Molière. Recht viel des Abgeschmackten habe ich in diesem kleinen Ding, welches beständig vom Geschmackvollen redet, wahrgenommen."

Welche Ursachen für die absprechenden Urteile von Frau Cosima im Hintergrund lagen, ist jetzt nicht mehr genau festzustellen, nur erinnere ich mich, daß Wagner gegen die Worte „Geschmack" und „geschmackvoll" eine besondere Abneigung hatte, und so wird dies wohl der Grund gewesen sein, weshalb dieses in gutem Sinne sehr geschmackvolle Büchlein keine Gnade vor seinen Augen fand. Mein Bruder hatte übrigens keinen persönlichen Grund, für Hillebrand besonders einzutreten, denn dessen Kritiken seiner Bücher waren nicht allzu verständnisvoll. Immerhin fühlte mein Bruder bei Hillebrand ähnliche Geschmacksrichtungen wie die seinen heraus, und er war objektiv genug, um schon das in dieser Welt der Verschiedenheiten froh anzuerkennen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Ein Winter in Bayreuth.

(1875.)

Die Weihnachtsferien 1874/75 verbrachte mein Bruder sehr vergnügt in Naumburg. Wir waren wieder groß im „Pläne machen" und der nächste Plan war, daß ich endlich meine Reise nach Italien ausführen und mein Bruder in den Osterferien mir dorthin folgen wollte. Aber es kam alles ganz anders. Mein Bruder schreibt am 17. Januar 1875: „Meine liebe Lisbeth, dieses Jahr läßt sich auch für Dich anders an, als wir dachten: wie Du aus beifolgendem Briefe von Frau Wagner ersehen wirst.

‚Mit einer großen und eigentümlichen Bitte wende ich mich heute an Sie, werter Freund! Indem ich meine Vorbereitungen zur bevorstehenden Reise vornahm, fiel es mir immer schwerer aufs Herz, meine Kinder hier, wenn auch unter guter Obhut zurückzulassen; ich geriet auf den Gedanken, die zwei ältesten früher, als beabsichtigt, in das Luisenstift zu geben, und erlangte dazu die Gestattung seitens der Oberin. Allein auch dies erschreckte mich, daß die Kleinen hier dann doppelt vereinsamt wären und ich die Großen zu den Osterferien im Stift zurücklassen müßte. Ich nähme sie alle mit, wenn es keine Zeitungsschreiber gäbe, welche gewiß sich über mich lustig machen würden. In dieser Not wendete ich mich an Frl. Mathilde Maier und bat sie, mir behilflich zu sein; sie versprach zu kommen, nun fällt eine Familienkalamität über sie,

und sie kann ihr Haus nicht verlassen. Bevor ich den verzweifelten Entschluß des Stiftes ergreife, frage ich bei Ihnen an, ob Ihr Fräulein Schwester mir diese große Liebe erweisen würde, uns hier anfangs Februar zu besuchen und nach unserer Abreise (15.) bei meinen Kindern als Mutter zu bleiben. Sie haben ihre Erzieherin (ein gutartiges Mädchen); die Haushälterin, ihre Schwester, Kuni, die Sie kennen, der Gärtner, der Knecht, alles vortreffliche Leute, halten den Hausstand. Es handelt sich für mich einzig um eine moralische Beruhigung, einen den meinigen ersetzenden Umgang. Ich würde Ihre Fräulein Schwester bei den hiesigen Freunden einführen, und ich zweifle nicht daran, daß diese sich ihrer in meiner Abwesenheit sehr annehmen würden. — Direkt habe ich aber nicht an Ihre Fräulein Schwester schreiben wollen, um ihr die Unannehmlichkeit einer abschlägigen Antwort zu ersparen. Sie werden am besten wissen, ob, was ich wünsche, möglich ist. Ich kenne ja die Schwierigkeiten aller Arten, mit welcher jeder zu kämpfen hat und wie unfrei alles ist. Daß ich von Ihnen und Ihrer Fräulein Schwester einen so großen Liebesbeweis erbitte, wird Ihnen wohl zeigen, wie ich unsere Beziehungen betrachte . . .‘

„Ich bitte unbedingt darum, zu tun, worum Du gebeten wirst, unsere gute Mutter wird mit Vergnügen ja! sagen.“

Diese letzte Bemerkung meines Bruders war aber ein vollständiger Irrtum; nicht nur, daß bei dieser Gelegenheit eine gewisse Feindschaft unserer Mutter gegen Wagners zum Vorschein kam, sondern sie war auch darüber entrüstet, daß ihr Sohn ohne sie zu fragen über mich disponiert hatte. Da mein Bruder schon immer die Hälfte des Jahres mich für Basel reklamierte, so war es ihr ärgerlich, daß ich ihr auch noch im Winter entzogen wurde. Es gab zwischen meinen beiden Angehörigen einen etwas erregten Briefwechsel, aber schließlich wurden auch diese Mißverständnisse überwunden, ebenso wie

meine große Ängstlichkeit. Da ich immer neben einem so hervorragenden Wesen, wie meinen Bruder gelebt hatte, so fehlte mir das Selbstvertrauen. Ich kam mir stets unwichtig vor und verbarg mein Bestes und Eigenstes als hätte es keine Berechtigung. Die große Schätzung, die mir mein Bruder zuteil werden ließ, schien mir nur durch seine Güte gerechtfertigt. Dieser Mangel an Selbstvertrauen führte einerseits zur Ängstlichkeit, andererseits zu allerhand Überraschungen für andere und für mich selbst. Wenn mir nämlich irgendeine Aufgabe übertragen wurde, und das spätere Leben hat mir die wichtigsten auferlegt, so entwickelte ich plötzlich Eigenschaften und Begabungen, die niemand von mir erwartet und ich mir selbst nicht zugetraut hatte. Dies erwähne ich nur beian zur Erklärung meiner übergroßen Ängstlichkeit den Wunsch meines Bruders zu erfüllen, nicht etwa in Hinsicht auf den harmlosen Aufenthalt in Bayreuth, der keine Schwierigkeiten bot.

Anfang Februar reiste ich sehr frohgemut nach Bayreuth, denn ich war doch sehr glücklich, daß ich Wagners, die ich so herzlich verehrte und die immer so ungemein liebenswürdig gegen mich gewesen waren, auch einmal einen Dienst erweisen konnte. Noch glücklicher war mein Bruder über diesen Entschluß. „Liebe Lisbeth, ich habe mich sehr gefreut, daß Du Dich kurz und gut entschlossen hast; ich legte großen Wert darauf, daß Du es tatest, zuletzt bleibt es eine Art von hoher Schule für Dich; ich weiß keinen andern Weg, wie Du so recht gründlich in alle meine Beziehungen eingeweiht werden könntest. Und so wird es für unsre Zukunft gut sein, daß es so gekommen ist. Ich freue mich darüber, wenn ich daran denke. —"

Wie wir schon aus früheren Briefen Wagners ersahen, wollte er in seinem Testament meinen Bruder zum Vormund Siegfrieds ernennen. Deshalb kommt mein Bruder immer wieder darauf zurück, wie wichtig es sei, daß auch ich die Ver-

hältnisse in Wahnfried näher kennen lerne: „Wenn ich denke, welche mannigfachen Verpflichtungen ich später einmal gegen Wagners Familie haben könnte, so erscheint es mir sehr wichtig, daß Du recht gut bekannt und eingewöhnt bist.“ —

Ich wurde in Wahnfried außerordentlich freundlich aufgenommen und fühlte mich bald heimisch. Cosima machte mit mir 32 Besuche, so daß ich alles in Bayreuth kennen lernte, was irgendwie in Beziehungen zum Hause Wahnfried stand. Die Folge davon war daß, als Wagners dann wirklich mitten in meinem Besuchsaufenthalt nach Wien reisten, ich eine solche Fülle von Einladungen erhielt, daß ich sie nur zum kleineren Teil annehmen konnte. Ich hatte mich nämlich mit den fünf sehr gutgearteten liebenswürdigen Kindern wirklich angefreundet. Die Älteste, Daniella, die schon beinah eine junge Dame war, ungefähr 15 Jahre alt, konnte ich zu den Kaffees mitnehmen, aber die jüngeren Kinder waren so betrübt, wenn wir fortgingen, daß ich es so wenig wie möglich tat. Frau Cosima schrieb meinem Bruder später einen Brief mit lauter Bemerkungen der Kinder, die sich in zärtlichen Äußerungen über mich ergingen. Er zitierte daraus in einem Brief an Frl. von Meysenbug: „Siegfriedchen hat meiner Schwester gesagt, ich liebe Dich mehr als mich selbst!“

Obgleich es Winter war, so machte ich mit den Kindern doch schöne Spaziergänge. Besonders reizend ist mir ein Ausflug nach „Fantaisie“ in Erinnerung; mein Bruder hatte mich nämlich gebeten den Kindern einen besonderen Spaß zu machen; so bestellte ich einen Wagen, und in dem Gasthaus der „Fantaisie“ eine Fülle von Kuchen und Schokolade und alles was den Kindern sonst Vergnügen machte. Die Kinder genossen diesen Ausflug, wo sie die Hauptpersonen waren, außerordentlich, und Daniella brachte im Namen der Fünf einen wunderhübschen Toast in Versen auf meinen Bruder, als den Geber der guten Dinge aus, worüber er schreibt: „Danke den

allerliebsten Kindern für den Onkel-Nietzsche-Toast bei Eurer Fantaisiefahrt, ich habe mich lächerlich darüber gefreut." Etwas erstaunt war ich, in Bayreuth im allgemeinen wenig Verständnis für Wagners Kunst zu finden, dagegen ein zu lebhaftes Interesse für das Drum und Dran, worüber ich mich wohl auch meinem Bruder gegenüber ausgesprochen habe, denn er antwortete: „Deine Mitteilungen über die Bayreuther verstehe ich ganz gut; ich dächte, auch nie behauptet zu haben, daß es eine „enthusiastische Stadt" sei. Aber Du wirst doch auch merken, daß es eine Stadt ist, wo wir alle regieren, und wenn wir auch nur das Klatschgespräch regieren: das heißt, man darf dort ungefähr leben wie man will und kann, die Leute fügen sich." —

Mein Bruder trug mir besondere Grüße an „den Dekan, den Bürgermeister, Hrn. Käferlein und Feustels" auf, und damit hatte er gerade die Persönlichkeiten herausgegriffen, die mit noch einigen wenigen, z. B. die Familie von Aufseß, Wagners Kunst und Leben das allerwärmste und aufopferndste Interesse entgegenbrachten.

Was mich aber besonders bei diesem Aufenthalt in Wahnfried entzückte, war, daß meine Verehrung für Wagner und Frau Cosima durch nähere Kenntnis nicht im geringsten vermindert, sondern durch besseres Verständnis ihrer Eigenart vermehrt wurde. Wager war wirklich ein idealer Hausvater. Mitten aus seinem Schaffen kam er plötzlich zu den Kindern um mit ihnen Pferd und Wagen zu spielen und große Fröhlichkeit zu verbreiten; die Kinder liebten ihn auch außerordentlich. Er war immer bemüht durch Heiterkeit über alle Schwierigkeiten hinwegzukommen. Doch konnte er sehr ungeduldig werden, wenn ihm die Leute mit allzuvielen Wünschen lästig fielen, besonders auch mit Prüfungen von Compositionen, wozu doch der Meister wahrhaftig keine Zeit hatte. Manche Morgen kamen Stöße mit solchen Anforderungen an, und er konnte

dann furchtbar schimpfen. Ein Fall ist mir aber besonders deutlich in der Erinnerung geblieben, weil ich ihn später ziemlich teuer bezahlen mußte. Als nämlich eines Tages ein besonders dickes Paket ankam, erzählte mir Wagner offenbar amüsiert, daß das Paket eine Oper enthalten hätte, die der Direktor von der und der Bank komponiert habe. „Oh," sagte ich erstaunt, „von dieser Bank habe ich ein ganzes Teil Aktien." Wagner erhob warnend den Finger, „Kindchen, verkaufen Sie diese Aktien! Ein Bankdirektor der Opern schreibt, kümmert sich nicht genug um seine Bank." Darauf wurde Bankier Feustel gefragt, der sich gütig der Sache annahm, aber ganz beruhigend behauptete: die Bank gelte als solid. Hier aber hatte der Künstler den rechten Rat gegeben und ich mußte es mit mehreren tausend Mark bezahlen, ihm nicht gefolgt zu sein, da die Bank später eine Art Bankrott machte. Übrigens konnte Wagner Wünschen seiner Freunde gegenüber sehr entgegenkommend sein, und da war er selbst zu Prüfungen von Kompositionen bereit und Photographien mit Unterschrift herzugeben, was er sonst nicht liebt. So bat mein Bruder für Frau von Moltke, der Schwägerin des Feldmarschalls, um ein Bild von Wagner mit seinem Namenszug. Wagner schickte es mit einem Begleitbrief.

Richard Wagner an Friedrich Nietzsche:

18. Feb. 1875.

„Lieber Freund!

Hier ist die, von meiner Frau ausgesuchte, Photographie. Auch Ihre Schwester stimmt ihr bei. Mir will sie nicht gefallen. Auch trage ich die Haare viel schöner. Da sie aber für eine Frau bestimmt ist, sollen die Frauen recht haben. —

Ich bin jetzt reiner Geschäftsmann, d. h. Theater-Unternehmer geworden. Nicht manchmal, sondern täglich schwindelt mir! Übermorgen geht es also nach Wien: wunderschön!

Einzig macht es mir Lust, meiner Frau einige bedeutende Bruchstücke der Götterdämmerung vorzuführen. — Ich denke, Sie bekommen jetzt viel Berichte aus Wahnfried? Daß es Ihnen gut geht, ist der liebste, den ich aus Basel erhalten konnte.

Herzlichen Gruß von

Ihrem

Rich. Wagner."

Herrlich waren unsere stillen Abende, wo wir uns nach dem Abendessen, ohne die Kinder, in die Bibliothek setzten und miteinander plauderten. Im Anfang war mein Bruder das Gesprächsthema und ich sehe noch wie Wagner und Frau Cosima Blicke miteinander wechselten, als ich erzählte, wie heiter mein Bruder in den Weihnachtsferien gewesen sei und wie viel Ergötzliches er aus dem oben erwähnten Basler Kränzchen erzählt hätte. „Warum schreibt er aber uns so melancholisch?" fragte Wagner etwas ärgerlich. „Tut er das?" erwiderte ich erstaunt, und als es bejaht wurde erklärte ich eifrig, daß, wenn er Wagners schreibe, er wahrscheinlich immer daran erinnert würde, daß er nun so weit von ihnen entfernt sei und er nicht mehr wie in Tribschen alle innern und äußern Erlebnisse mit ihnen teilen könnte. Wagner meinte darauf: das wäre die beste Erklärung, die ihm persönlich auch sehr wohl täte. In der Tat trug mein Aufenthalt in Bayreuth dazu bei, Wagners Mißtrauen in meines Bruders Anhänglichkeit fast ganz zu vernichten, worüber mein Bruder besonders beglückt war. Aber mein Bruder blieb nicht das einzige Gesprächsthema, sondern ich hörte auch viel von dem, was Wagner innerlich bewegte. Von da an ist mir jene Kenntnis gekommen, daß das Los des Genies die schwerste Bürde ist; denn er steht mit allen großen Bewegungen seiner Zeit innerlich in Verbindung, wodurch zahllose Reibungsflächen entstehen. Der große Zorn Wagners gegen das deutsche Volk, den er, soviel

ich höre, bis zu seiner letzten Lebensstunde geäußert hat, ist nur dadurch zu erklären, daß ihm wirklich das Leben, sein ganzes Dichten und Trachten in Deutschland außerordentlich schwer gemacht worden ist. Wenn er daran erinnert wurde, oft nur durch eine Kleinigkeit, so konnte er in eine maßlose Aufregung geraten. Ich hatte manchmal das Gefühl als ob dann, wie mein Bruder von ihm sagte, die Gespenster seiner Gegner um ihn herumstünden und ihnen der unbegreifliche Zorn galt, den Cosima und ich anhören mußten. Obgleich Cosima keine Veranlassung dazu gegeben hatte, wandte er sich doch öfters besonders gegen sie, und ich mußte sie bewundern, mit welcher Sanftmut sie seine unberechtigten Zorneserregungen aufnahm. Überhaupt soll sich jeder und jede sagen, daß es eine schwere Aufgabe ist, die Frau eines Genies zu sein.

Während meines Aufenthaltes entstand zwischen Cosima und mir eine herzliche Vertraulichkeit, so daß wir uns von da an Du und Freundinnen nannten. Sie hatte in jener Zeit Schweres zu ertragen, denn aus der Vergangenheit tauchten in der Form arglistiger Erpressungen Anschuldigungen auf, die sie zwar mit Würde und Größe zurückwies, aber doch sehr darunter litt. Ich versuchte liebreich zu trösten und mutig zu helfen, obgleich mir der wahre Sachverhalt, wie ich erst viel später einsah, unbekannt gewesen war. Infolge jener Vorgänge mußte aber ein Teil der Dienstboten, die Frau Wagner früher schon als Frau von Bülow gehabt hatte, entlassen werden, die übrigens recht wenig taugten, sodaß sie nur durch einen einzigen Diener ersetzt zu werden brauchten. Die andern sehr braven bayrischen Dienstboten hatten schon vorher die Hauptarbeit getan und waren glücklich, daß durch jene unerfreulichen Elemente nun nicht mehr der Frieden des Hauses gestört wurde. Wagners vordem etwas dissoluter Haushalt entwickelte sich nun, wie Cosima später schrieb, zu einem „Idyll".

Man hat mich öfters gefragt „wie sah Cosima aus und

wie war sie?" Sie besaß sehr schönes Haar, guten Teint und war ihrem Vater Liszt sehr ähnlich; deshalb für eine Frau zu lang und zu dünn, auch Mund und Nase zu groß. In Wahrheit war es vollkommen gleichgültig wie sie aussah, denn sie besaß einen Charme, der garnicht mit ihrem Äußeren zusammenhing. Und doch hätte man nicht gewünscht, daß sie irgendwie anders ausgesehen hätte, denn ihre ganze Erscheinung paßte zu ihrem Wesen und ihrer Herrschernatur. Für mich ist Cosima immer die Verkörperung des Willens und der Sehnsucht zur Macht in der edelsten Bedeutung gewesen. So lange Wagner lebte, übte sie diese Macht durch ihn aus. Nicht etwa, daß sie ihn beherrschte, sondern seine Kunst, sein Ruhm, seine Größe und seine Allgewalt waren ihre Macht. Aber nach seinem Tode meine ich, hat sich erst ihre wirkliche ganz eminente Begabung zur Herrscherin gezeigt. Cosima unter andern Gesichtspunkten zu beurteilen, heißt ihre prachtvolle Natur, ihr Fortgehen von Bülow zu Wagner, ihr ganzes reiches Leben und ihre Weiterentwickelung zur „Markgräfin von Bayreuth", wie mein Bruder scherzend schreibt, mißverstehen.

Ein Schriftsteller, dem es sehr an Psychologie fehlt, hat, um von sich reden zu machen, die törichte Nachricht aufgebracht, als ob mein Bruder für Cosima eine Liebesleidenschaft gehabt hätte. Wagner-Verehrer, denen es schmerzlich ist, daß Nietzsche durch tiefe künstlerische und philosophische Überzeugungen veranlaßt wurde, Wagner zu verlassen, versuchten diese Erfindungen auszubeuten und damit den ganzen Hergang der Beziehungen zwischen Wagner und Nietzsche und deren Abbruch zu fälschen. Wer in diesem Büchlein diese Beziehungen von Kapitel zu Kapitel verfolgt, ist von der Torheit dieser Erfindung überzeugt. So oft auch mein Bruder mit der höchsten Verehrung von Frau Wagner gesprochen hat, — er nannte sie „die sympathischste Frau", „die einzige Frau großen Stils, der er im Leben begegnet sei" — so wäre ihm doch

gerade der Gedanke einer Liebesleidenschaft ihr gegenüber niemals gekommen, oder ein wenig komisch erschienen sein. Mein Bruder hat einmal in einem Aphorismus sehr deutlich beschrieben, wodurch seiner Meinung nach in einem Mann (natürlich meinte er sich selbst), die große Liebe entsteht. „Woher die plötzlichen Leidenschaften eines Mannes für ein Weib entstehen, die tiefen, innerlichen? Aus Sinnlichkeit allein am wenigsten, aber wenn der Mann Schwäche, Hilfsbedürftigkeit und zugleich Übermut in einem Wesen zusammenfindet, so geht etwas in ihm vor, wie wenn seine Seele überwallen wollte: er ist im selben Augenblick gerührt und beleidigt. Auf diesem Punkte entspringt die Quelle der großen Liebe." Man sieht aus diesem Aphorismus, daß es andere Eigenschaften waren als die ausgezeichneten Cosimas, also: Schwäche, Hilfsbedürftigkeit und Übermut, ich füge hinzu, mit goldhellem Lachen, die bei meinem Bruder eine solche große Leidenschaft hätten hervorrufen können.

Mein Bruder war außerordentlich glücklich, als ich ihm in Briefen und später persönlich so viele Einzelheiten aus Bayreuth erzählte und er daraus ersah, wie warm und aufrichtig freundschaftlich Wagners ihm nach wie vor gesinnt waren. Das hatte auch Gersdorff, der mehrere Wochen bei meinem Bruder in Basel zu Besuch war, auf das lebhafteste betont. Gerade daß wir beide darin so übereinstimmten, überzeugte meinen Bruder vollständig. Gersdorff war nämlich in jener Zeit mit Wagners sehr vertraut, ja, Wagner betrachtete ihn offenbar als den Einzigen, dem er aufrichtig seine Gedanken über Nietzsche mitteilte. Das zeigt auch der nachfolgende Brief.

Richard Wagner an Freiherrn von Gersdorff:

„Mein teurer Freund!

Sie gewähren mir eine große Freude, mich in betreff Ihrer Lebensentschlüsse für so wichtig anzuschlagen. Sollte ich wirklich einen so großen Einfluß auf Sie gehabt haben, so müßte

ich mit mir selbst besonders zufrieden sein, da Sie mit so männlich freundlicher Ausdauer Ihre Entschlüsse ausführen, so daß ich mir wirklich sagen dürfte, in einem recht tüchtigen Sinne einem Freunde einmal nützlich gewesen zu sein; wie oft ist dagegen die nähere Begegnung mit einem andern nur von verwirrendem, ja störendem Einfluß gewesen! Dies soll gewiß von unserem geliebten Nietzsche nicht gelten, von dem ich mir allerdings doch nicht vorstellen könnte, daß er ohne seine Bekanntschaft mit mir glücklicher gewesen wäre.

Doch aber begegnete er mir auf einem Felde des Lebens, das uns gar leicht zum Sumpfe wird, wenn wir nicht zu Zeiten fliegen können; dagegen nun Sie auf so festem Boden sich bewegen, Frucht treiben und uns alle erquicken können. Ich glaube, daß ich bei näherer Gewahrung eigentlich immer im Sumpfe stecke, nur nicht viel davon merke, was nun meine eigentümliche Begabung ausmacht. Das beste ist, wenn ich dann auch meinen rechten Freunden so vorkomme, als schwebte ich in der Luft: das ist nun wieder Ihre Sache!

Also — Glückauf zu möglichst baldigem Absolutorium von Hohenheim! Ich sehe mich schon auf Ihren neugepflegten Gütern in größtem Behagen mit uns allen zum ländlichen Feste vereinigt, wo ich dann Don Quixotes Schäferkostüm anzulegen gedenke! —

Bei uns geht es erträglich, den Kindern sogar übermütig gut. Bald geht hier aber der Teufel los; dann werden auch Sie wohl mit dabei sein.

Herzlichen Gruß! Sie sind ‚mein lieber Freund, an dem ich Wohlgefallen habe' —

ganz wie der liebe Gott.

Ihr

Bayreuth 31. Mai 1875. Richard Wagner.

(In 6 Tagen feiern wir das 6jährige Gedenkfest des ersten Aufenthaltes Nietzsche auf Tribschen!!!)"

Zur Erklärung füge ich hinzu, daß Freiherr von Gersdorff nach dem Tode seiner beiden ältesten Brüder Majoratserbe der Güter seines Vaters geworden war, und sich nun auf einer landwirtschaftlichen Hochschule auf seinen zukünftigen Lebensberuf vorbereiten mußte, wozu ihm Wagner geraten hatte.

Als ich zu Pfingsten 1875 mit meinem Bruder in Baden-Baden zusammentraf, konnten wir uns im Austausch unserer Gedanken über Wagner und Bayreuth nicht genug tun. Wir sahen den großen Proben, die im Sommer 1875 zu den Festspielen in Bayreuth stattfinden sollten, mit inniger Freude entgegen. Schon im Winter hatte er mir geschrieben: „Hast Du Dich nicht gefreut, wie passend die Sommerferien zu den Bayreuther Proben und Festen sind? Mir ist es ein reines Wunder." Aber es kam alles anders, als wie wir geplant hatten. Mein Bruder befand sich nämlich auf einmal sehr schlecht, und da es besonders der Magen war, der revoltierte, so kam mein Bruder und auch der Arzt auf den Gedanken, daß das Essen im Gasthaus meinem Bruder sehr nachteilig sei und er einen eigenen Haushalt haben müßte, wo ganz nach den Bedürfnissen seines Magens gekocht werden müßte. Auch verbot der Arzt, daß mein Bruder im Sommer nach Bayreuth ginge, weil das für seine Augen und Nerven außerordentlich schädlich sein würde. Diese fatale Nachricht Wagner beizubringen, wurde Gersdorff auserwählt, der ja zu Wagners in solch besonders herzlichem Verhältnis stand. In einem längeren Brief, in welchem mein Bruder Gersdorff seinen schlechten Gesundheitszustand geschildert hatte, fährt er fort: „Unter solchen Umständen wurde es zur Notwendigkeit, mich mit Hilfe meiner guten Schwester häuslicher einzurichten; wir haben eine Wohnung nahe der alten und beziehen sie nach den Sommerferien. Ich habe meine Vorlesungen und Stunden bei alledem fortgesetzt und nur an den schlimmsten Tagen, wo ich immer zu Bett liege, unterbrochen. Wohin ich die Ferien gehe, hängt

vom Erfolg der jetzigen Kur ab, jedenfalls in ein Bad. Ich hoffe sehr viel von der neuen Häuslichkeit mit meiner Schwester zusammen, wir wollen zusehen, eine recht exakte Lebensweise zu erfinden.

Daß ich nicht mutlos bin, kannst Du daraus sehen, daß ich neulich einen Entwurf für meine Collegien auf 7 Jahre hin gemacht habe. Aber viel Quälerei hat das Leben. Zudem haben Krankheiten etwas Würdeloses und sind nicht einmal ein Unglück.

Willst Du in Bayreuth darauf vorbereiten, daß ich im Juli nicht kommen werde? Wagner wird recht böse sein, ich selbst bin es auch."

Ich glaubte nun allerdings, daß es meinem Bruder nicht möglich sein würde, von Bayreuth fern zu bleiben, da sich doch alle seine Freunde dort versammelten und sie allesamt Jahre hindurch gewissermaßen in der Erwartung dieser Sommermonate gelebt hatten. Auch Gersdorff stimmte mir bei, und so wurde mein Bruder doch wieder schwankend, ob er sich nicht den Anordnungen des Arztes widersetzen könnte. Er schreibt an Gersdorff: „Mit Bayreuth bin ich fast Deiner Meinung. Es geht nicht, ich halte es nicht aus, davon zu bleiben. Warte nur ab, es soll schon etwas von mir erfunden werden." Auch mir tat es unbeschreiblich leid, auf Bayreuth zu verzichten, aber nach allen Überlegungen hin und her, kam mein Bruder doch zu dem festen Entschluß, nicht nach Bayreuth zu gehen.

So schreibt er am 1. August 1875 von Steinabad bei Bonndorf, badischer Schwarzwald, an Rohde: „Heute, geliebter Freund, denke ich mir, werdet Ihr in Bayreuth zusammentreffen, und ich werde Euch und unter Euch fehlen! Es geht nicht, was ich bisweilen im stillen doch glaubte — mitten in Eurem Kreise eines Tages ganz plötzlich dazusitzen und mich meiner Freunde recht zu erlaben! Es geht nicht:

heute in der Mitte meiner Ferien, kann ich es endlich mit Bestimmtheit sagen. Eben hatte ich ein längeres Gespräch mit Dr. Wiel, und gestern lag ich wieder mit heftigen Kopfschmerzen zu Bett und mußte nachmittags und nachts mit heftigen Erbrechungen mich quälen. Das leicht erkennbare eine Übel, die Magenerweiterung, haben wir in den zwei Wochen der Kur mit schon recht glücklichem Erfolge bekämpft: der Magen ist in sich gegangen. Aber mit der nervösen Affektion desselben soll es eine langwierige Sache sein. Hier heißt es in der Kurmethode streng sein und die Geduld nicht verlieren. Ich hatte einige recht gute Tage, frisches, kühles Wetter, und zog in den Bergen und Wäldern umher, immer allein, aber ich kann garnicht sagen, wie angenehm und freudig beseelt! Ich würde es garnicht auszusprechen wagen, was für Hoffnungen und Wahrscheinlichkeiten und Pläne es sind, an deren genauester Vergegenwärtigung ich mich dabei letze! Dann war fast jeder Tag durch einen guten liebevollen Brief bezeichnet; immer denke ich mit Stolz und Rührung daran, daß Ihr mir angehört, meine geliebten Freunde! Wenn man nur etwas Glück zu verschenken hätte!

Sorge und Mißmut quält mich am meisten da, wo ich sehe, daß man zu nichts nütze ist und die Dinge laufen lassen muß, so unbarmherzig sie auch sind. Und dann erscheint es mir bisweilen, als ob ich selbst etwas von einem Glückspilz wäre und den härtesten Angriffen der Leiden immer noch entgangen sei. Besonders an den Dummheiten und Bosheiten des Schicksals habe ich noch garnicht recht laboriert und bin garnicht würdig, mich unter der Schar der wirklich Unglücklichen sehen zu lassen. Also, ich wollte sagen, daß ich eigentlich etwas Glück zu verschenken hätte. Wüßte ich nur wie!"

Der arme Freund Rohde war nämlich in eine sehr traurige Liebesgeschichte verwickelt, wobei er seinem Temperament nach alles noch viel melancholischer und trüber ansah, als

wie es vielleicht notwendig war. Mein Bruder war nun ganz bereit, ihm von seinem Glück abzugeben, unbewußt verratend, daß ihn seine Abwesenheit von Bayreuth nicht unglücklich machte, sondern fast als eine Art Flucht vor irgendeinem dort drohenden Erlebnis erscheinen ließ. Auch anderen Freunden ging es nicht gut und plötzlich fragte er sich selbst mit Erstaunen und schreibt an Rohde: „Überall Desperation! Und ich habe sie nicht! Und bin doch nicht in Bayreuth. Wie sich das reimt, begreifst Du's? Ich begreife es fast nicht. Und doch bin ich mehr als drei Viertel des Tags im Geiste dort und schwärme wie ein Gespenst immer um Bayreuth herum. Du darfst nicht fürchten, mir die Seele zu lüstern zu machen, erzähle nur ein bißchen Viel, liebster Freund, ich dirigiere mir auf meinen Spaziergängen oft genug ganze Teile der Musik, die ich auswendig weiß und brummele dazu. Grüße Wagners auf das Innigste!"

Von Bonndorf kam er sehr glücklich nach Basel zurück; es ging ihm gut und über seinen eignen Haushalt war er ausnehmend vergnügt. Im Herbst kamen die Freunde Rohde und Gersdorff und es wurde auch wieder eine Fahrt nach Bayreuth geplant — aber wiederum nicht ausgeführt. Eines Tages sagte ich: „Nun kommst Du das ganze Jahr 1875 nicht nach Bayreuth." „Aber," erwiderte er eifrig, „Du bist ja lange Zeit dort gewesen und Gersdorff auch, und im Sommer waren alle meine Freunde dort versammelt." „O Fritz," sagte ich, „glaubst Du, daß wir alle zusammen Dich bei Wagner ersetzen können?" „Nein," sagte Fritz leise, „aber auch Wagner kann mir durch nichts und niemand ersetzt werden."

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

„Richard Wagner in Bayreuth".

(1876.)

Als die getreuen Freunde im Sommer 1875 aus Bayreuth so begeistert schrieben, da ergriff auch meinen Bruder wieder die alte Liebe und Bewunderung für Wagner, und alle strenge Kritik seiner Kunst war vergessen. Nach dem Notizbuch scheint es, daß er damals für sich privatim den folgenden Aphorismus niederschrieb:

„Ich wüßte nicht auf welchem Wege ich je des reinsten sonnenhellen Glückes teilhaftig geworden wäre, als durch Wagners Musik: und dies, obwohl sie durchaus nicht immer von Glück redet, sondern von den furchtbaren und unheimlichen unterirdischen Kräften des Menschentreibens, von dem Leiden in allem Glücke und von der Endlichkeit unseres Glücks; es muß also in der Art, wie sie redet, das Glück liegen, das sie ausströmt. – Man rechne nur nach, woran Wagner seine eigentliche Lust und Wonne hat, an was für Szenen, Konflikten, Katastrophen — da begreift man, was er ist und was die Musik für ihn ist. Wotans Verhältnis zu Siegfried ist etwas Wundervolles, wie es keine Poesie der Welt hat: Die Liebe und die erzwungene Feindschaft und die Lust an der Vernichtung. Dies ist höchst symbolisch für Wagners Wesen: Liebe für das, wodurch man erlöst, gerichtet und vernichtet wird; aber ganz göttlich empfunden!"

Zu diesem Aphorismus bemerkte einmal der verstorbene Professor Holzer: „So wie Wotan Siegfried gegenüberstand,

so hätte Wagner Nietzsche empfinden sollen, dann wäre er göttlich gewesen. So aber fühle ich aus den Briefen Wagners und Cosimas die kleinliche Besorgnis heraus, daß Nietzsche über Wagner hinauswachsen könnte. Immer wird er geduckt, stets wird in Cosimas Briefen angedeutet, daß er im Dienste von Wagners Genius seinen eigentlichen Beruf zu finden habe." Dem sei nun wie es will, vielleicht ist diese Bemerkung übertrieben, jedenfalls verstieg sich damals mein Bruder durchaus nicht zu der Anschauungsweise, daß er Wagner als Siegfried gegenüberstände und daß er, um ihm im Höchsten treu zu bleiben, ihn bekämpfen müßte. Im Gegenteil, er rief sich die 16 Jahre unaussprechlichen Glücks zurück, die ihm die Wagnerische Kunst seit seinem 15. Lebensjahr bereitet hatte, und jene beseligenden Stunden der innigsten Freundschaft aus der Tribschener Zeit, und er sagte sich, wie arm sein Leben ohne die Freundschaft und die Kunst Wagners gewesen wäre.

So begann er seine 4. „Unzeitgemäße Betrachtung Richard Wagner in Bayreuth" zu schreiben. Ursprünglich war dieses Thema für die 5. „Unzeitgemäße" bestimmt, und als vierte die Betrachtung „Wir Philologen", die im Entwurf schon zum größten Teil fertig war und nun unausgeführt geblieben ist. Vom August bis Oktober 1875 arbeitete er an der Betrachtung über Wagner und las mir auch einen großen Teil davon vor. Aber plötzlich behauptete er nicht weiter schreiben zu können, sie gefiele ihm nicht, sodaß er Anfang Oktober Rohde erklärt: „Meine Betrachtung unter dem Titel ‚Richard Wagner in Bayreuth' wird nicht gedruckt; sie ist fast fertig, ich bin aber weit hinter dem zurückgeblieben, was ich von mir fordere: und so hat sie nur für mich den Wert einer neuen Orientierung über den schwersten Punkt unserer bisherigen Erlebnisse. Ich stehe nicht darüber und sehe ein, daß mir selber die Orientierung nicht völlig gelungen ist — geschweige denn, daß ich andern helfen könnte!" Wie mißmutig er da-

mals die Vorarbeiten zu seiner neuen „Unzeitgemäßen" betrachtete, konnte man aus einer geplanten Vorrede ersehen, die er mir auch vorlas und unter allerhand halb komisch-, halb ernstgemeinten Bemerkungen zerriß. Schließlich aber hat sie sich doch noch in einem Entwurfheft gefunden: „Es gibt vielleicht ein paar ganz unaufmerksame Leute, die jetzt noch garnichts von Bayreuth und den Dingen, welche sich jetzt an diesen Namen knüpfen, wissen: und dann zahllose, die viel Falsches davon wissen und erzählen. Aber auch das Wahre und Herrliche, was davon zu berichten bliebe, wie matt lebt es in den Empfindungen und Worten derer, die ehrlich genug sind, es anzuerkennen; und wiederum, wie unaussprechbar muß es den andern erscheinen, welche ganz von dem Feuer jenes Geistes durchglüht sind, der hier zum erstenmal zu der Menschheit reden will. Zwischen den Schwachempfindenden und den Sprachlosen stehe ich selber in der Mitte: dies zu bekennen ist weder vermessen noch allzubescheiden, sondern nur schmerzlich: weshalb gerade das, braucht niemand zu wissen. Wohl aber entnehme ich aus meiner Mittenstellung ein Gefühl von Pflicht, zu reden und einiges deutlicher zu sagen, als es bis jetzt in bezug auf diese Ereignisse geschehen ist. Ich verzichte aus Not darauf, die sehr verschiedenen Erwägungen, zu denen ich mich gedrängt fühle, in Form und Zusammenhang zu bringen; man könnte wohl den Eindruck eines Ganzen und Geschlossenen mit einiger Kunst der Täuschung hervorbringen: ich will ehrlich bleiben und sagen, daß ich es jetzt nicht besser machen kann, als ich es hier mache, ob ich es freilich schlecht genug mache."

Mein Bruder war viel zu stolz, um etwas, was er nicht sehr gut gemacht hatte, überhaupt zu veröffentlichen. So blieb die Betrachtung liegen. Außerdem war er in jener Zeit damit beschäftigt, eine herrliche Schrift: „Die Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen" zu erweitern und zu vervoll-

kommnen. Auch noch eine ganze Reihe anderer Arbeiten taten sich vor seinen Blicken auf, denn, wie er schon im Sommer geschrieben hatte, bewegten ihn Pläne, die für sieben Jahre ausgereicht hätten. Bei alledem übermüdete er seine armen Augen und wie ich schon anderswo erwähnte, war es geradezu ein Unglück, daß sein Leiden so falsch erkannt worden war und die schlechte Beschaffenheit des Magens als Ursache genommen wurde, während sie doch nur Folge überanstrengter Augennerven war. Hat man doch in den letzten Jahren erkannt, daß selbst die Seekrankheit von bestimmten Augennerven ausgehen soll. Ende 1875 und Anfang des Jahres 1876 befand sich mein Bruder sehr schlecht, er mußte einen Teil seiner Amtsobliegenheiten abgeben und schließlich mit Gersdorff zu längerem Erholungsaufenhalt an den Genfer See gehen. Von dort, wo er allerhand erlebte, kehrte er sehr erfrischt nnd wiederhergestellt zurück, und als nun wieder so viel von den Bayreuther Festspielen gesprochen und bestimmt geplant wurde, daß wir hingingen, da schien es ihm doch unmöglich, daß er zu diesem feierlichen, so lang ersehnten Fest schweigen sollte. Die Dankbarkeit für unzählige glückliche Stunden und für alles, was Wagner in ihm entzündet hatte, trieb ihn dazu, seine unvollendete „Unzeitgemäße Betrachtung" „Richard Wagner in Bayreuth" wieder vorzunehmen. Wofür mein Bruder Wagner zu danken hatte, das sagt er deutlich in dem nachfolgenden Geburtstagsbrief und man begreift auch, daß ihn die Antwort Wagners zur Weiterarbeit anregte, da dieser ihm gestattete, „in seiner Weise ihm zuzusehen."

Friedrich Nietzsche an Richard Wagner:

Basel, 21. Mai 1876.

„An einem solchen Tage, wie Ihr Geburtstag ist, höchst verehrter Mann, hat eigentlich nur die allerpersönlichste Äußerung ein Recht; denn jeder hat etwas durch Sie erlebt, das

ihn ganz allein, in seinem tiefsten Innern, angeht. Solche Erlebnisse kann man nicht addieren, und der Glückwunsch im Namen vieler würde heute weniger sein als das bescheidenste Wort des Einzelnen.

Es sind ziemlich genau sieben Jahre her, daß ich Ihnen in Tribschen meinen ersten Besuch machte, und ich weiß Ihnen zu Ihrem Geburtstage nicht mehr zu sagen, als daß ich auch, seit jener Zeit, im Mai jedes Jahres meinen geistigen Geburtstag feiere. Denn seitdem leben Sie in mir und wirken unaufhörlich als ein ganz neuer Tropfen Blutes, den ich früher gewiß nicht in mir hatte. Dieses Element, das aus Ihnen seinen Ursprung hat, treibt, beschämt, ermutigt, stachelt mich und hat mir keine Ruhe mehr gelassen, sodaß ich beinahe Lust haben könnte, Ihnen wegen dieser ewigen Beunruhigung zu zürnen, wenn ich nicht ganz bestimmt fühlte, daß diese Unruhe mich gerade zum Freier- und Besserwerden unaufhörlich antreibt. So muß ich dem, welcher Sie erregte, mit dem allertiefsten Gefühle des Dankes dankbar sein; und meine schönsten Hoffnungen, die ich auf die Ereignisse dieses Sommers setze, sind die, daß viele in einer ähnlichen Weise durch Sie und Ihr Werk in jene Unruhe versetzt werden und dadurch an der Größe Ihres Wesens und Lebensganges einen Anteil bekommen.

Daß dies geschehen möge, das ist heute mein einziger Glückwunsch für Sie (wo gebe es sonst das Glück, das man Ihnen wünschen könnte?) nehmen Sie ihn freundlich an aus dem Munde

Ihres wahrhaft getreuen

Friedrich Nietzsche."

Richard Wagner an Friedrich Nietzsche:

„O Freund!

Nun einmal auf und gesund! — Daß Sie uns gerade durch so viele äußerliche „Dislocalität" (passez moi le mot!) und

innerliche „Dyskolie“ (auch gut?) abhanden kommen, ist wahrlich das härteste Ungemach, das wir seit den 7 Jahren, von denen Sie schreiben, erfahren konnten. Leider bin auch ich so weit, daß ich mir nur noch mit guten und schlechten Witzen über den Morast der Tage hinweghelfe! Gestern gab es ein improvisiertes Festessen in der soeben vollendeten Künstlerrestauration beim Theater: Einer betoastete die ungeheure Vermehrung meines Ruhmes durch das Gelingen der Festspiele. Ich replizierte, daß ich im Ruhme ein Haar gefunden hätte, und denselben diesmal mit Haut und Haar an den geschickten Restaurateur Albert abträte! — Meinen Kutscher fuhr ich an: warum er mir denn nicht gratuliere? — Sonst war alles sehr hübsch, weil es vorüberging. Die „Entreprise“ hat mir schließlich noch gehörige Not gemacht: alle Beschäftigten fürchten mich wie den Teufel! —

Ist dieser Unsinn vorüber, so gedenke ich mich ellenlang auszustrecken, — vermutlich in Italien, wo ich mich mit Weib und Kind auf meinem amerikanischen Marsche zu wälzen beschlossen habe.

Also, jetzt noch durch das Dicke! Sehn Sie mir dabei in Ihrer Weise zu, so weiß ich, daß die Mühe nicht ganz verloren ist. „Natura nihil facit frustra!“ sagte mir letzthin einmal wieder Schopenhauer; das hat mich ganz hübsch getröstet!

Bleiben Sie gut und gesund, grüßen Sie Schwesterchen schön von mir und uns! Bald sehen wir uns ja wieder!

(Daß ich Ihnen einen so langen Brief schrieb, ist außerordentlich, — denn ich schreibe sonst nur noch Telegramme!)

Ihr

herzlich ergebener

Bayreuth 23. Mai 1876. Richard Wagner.“

So begab sich denn mein Bruder eilig an die Vollendung der Schrift und fügte noch drei Schlußkapitel, Abschnitt 9

bis 11, während eines Aufenthaltes in Badenweiler hinzu. Ende Juni war der Druck beendet, sodaß die Schrift noch rechtzeitig Mitte Juli zu den Festspielen erscheinen konnte.

Merkwürdigerweise fürchtete mein Bruder, daß die Schrift bei Wagner Anstoß erregen könnte und in der Tat gibt es manche Stelle darin, die von den widerstreitenden Empfindungen meines Bruders doch etwas verrät; aber ich glaube, Wagner war damals zu beschäftigt, um zwischen den Zeilen zu lesen. Von den Begleitbriefen meines Bruders sind sowohl Entwürfe für den an Wagner, als an Cosima erhalten. Ich bringe zunächst zwei Stellen aus den Entwürfen, die nicht in den abgesandten Briefen stehen, aber meines Bruders Beunruhigungen sehr deutlich wiedergeben.

„Es ist, als ob ich wieder einmal mich selber aufs Spiel gesetzt hätte. Ich bitte Sie auf das herzlichste: lassen Sie geschehen sein, was geschehen ist, und gewähren Sie einem, der sich nicht geschont hat, Ihr Mitleid und Ihr Schweigen. Lesen Sie diese Schrift, als ob sie nicht von Ihnen handelte und als ob sie nicht von mir wäre. Eigentlich ist über meine Schrift unter Lebenden nicht gut zu reden, es ist etwas für die Unterwelt."

„Wenn ich auf ein im ganzen gequältes Jahr zurücksehe, so kommt es mir so vor, als ob ich wirklich alle guten Stunden desselben auf das Ausdenken und Ausarbeiten dieser Schrift gewendet hätte: heute ist es mein Stolz, auch diesem Zeitraum noch eine Frucht abgewonnen zu haben. Vielleicht wäre das trotz allem guten Willen nicht möglich gewesen, wenn ich nicht seit meinem vierzehnten Lebensjahre die Dinge mit mir herumgetragen hätte, von denen ich diesmal zu reden gewagt habe."

Die folgenden Briefe, wenn auch nur in Entwürfen vorhanden, bringen offenbar genau den Text der abgesandten Briefe.

Friedrich Nietzsche an Richard Wagner:

Entwurf.

(Juli 1876).

„Hier, geliebtester Meister, ist eine Art von Bayreuther Festpredigt! Ich habe den Mund nicht halten können und Mehreres heraussagen müssen. Denen, welche sich jetzt freuen, werde ich die Freude gewiß vermehrt haben — das ist heute mein Stolz und mein Vertrauen. Wie Sie selber diese Bekenntnisse aufnehmen werden, kann ich diesmal garnicht erraten.

Meine Schriftstellerei bringt für mich die unangenehme Folge mit sich, daß jedesmal, wenn ich eine Schrift veröffentlicht habe, irgend etwas in meinen persönlichen Verhältnissen in Frage gestellt wird, und erst wieder, mit einem Aufwand von Humor, eingerenkt werden muß. Inwiefern ich dies heute ganz besonders empfinde, mag ich garnicht deutlicher aussprechen. Überlege ich, was ich diesmal gewagt habe, so wird mir hinterdrein schwindlich und befangen zu Mute, und es will mir wie dem Reiter auf dem Bodensee ergehen.

Aber Sie haben mir einmal, in Ihrem allerersten Briefe an mich, etwas vom Glauben an die deutsche Freiheit gesagt: an diesen Glauben wende ich mich heute: wie ich auch nur aus ihm den Mut finden konnte, das zu tun, was ich getan habe.

Mit ganzem vollen Herzen

Ihnen zugehörig

Fr. N."

Friedrich Nietzsche an Frau Cosima Wagner:

Entwurf.

(Juli 1876.)

„Sie wissen es sicherlich, mit welcher Gesinnung alle Bayreuther Freunde jetzt an Sie denken: wer von uns muß nicht wünschen, Ihnen in diesem Sommer auf irgendwelche Weise

seine allergrößte Dankbarkeit zu erkennen zu geben? Nehmen Sie deshalb gütig den Versuch auf, den ich heute wage, Ihnen eine kleine Freude zu machen, dadurch, daß ich Ihnen und dem Meister die zwei Festexemplare meiner neuesten Schrift übersende. (Zum Lesen derselben werden Sie, die unendlich Sorgende und Beschäftigte, aber wohl erst nach diesem Sommer Zeit und Lust haben.) Sie werden aus ihr erfahren, daß ich es nicht aushielt, mich so einsam aus der Ferne her, auf das Große, Ungeheure dieses Sommers vorzubereiten, daß ich meine Freude mitteilen mußte. Wenn ich nur hoffen dürfte, hier und da einen Klang Ihrer Freude erraten und mit ausgedrückt zu haben! Ich wüßte nichts Schöneres mir zu wünschen."

Beide Wagners antworteten umgehend.

Richard Wagner an Friedrich Nietzsche:

„Freund!

Ihr Buch ist ungeheuer! —

Wo haben Sie nur die Erfahrung von mir her? —

Kommen Sie nun bald und gewöhnen Sie sich durch die Proben an die Eindrücke!

Ihr

RW."

Frau Cosima Wagner an Friedrich Nietzsche:

Telegramm.

11. Juli 1876.

Professor Nietzsche
Schützengraben 49
Basel.

„Ich verdanke Ihnen jetzt, teurer Freund, die einzige Erquickung und Erhebung, nächst den gewaltigen Kunst-Eindrücken, möge dies als Dank Ihnen genügen.

Cosima."

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Die Festspiele in Bayreuth.

(1876.)

Nach den warmen Worten der beiden Wagners machte sich mein Bruder sogleich auf, um mit den begeistertsten Empfindungen nach Bayreuth zu gehen, denn wie wir aus privaten Niederschriften ersehen, hatte er seine Zweifel ganz vergessen und hoffte dort aufs neue, durch Wagners Musik bezaubert zu werden. So schreibt er z. B.: „Ich wünschte mir den Grad von rhythmischer Augen-Begabung, um über das ganze Nibelungenwerk in gleicher Weise hinschauen zu können, wie es mir in einzelnen Werken mitunter gelingt: aber ich ahne da noch eine besondere Gattung rhythmischer Freuden des höchsten Grades. Die Rheintöchterszene mit Siegfried im vorletzten Akt des letzten Dramas, und die Rheintöchterszene mit Alberich im ersten Akt des ersten Dramas; der Liebesjubel der sich Findenden, Siegfrieds und Brünnhildens, im letzten Akt des Siegfried und der Abschiedsjubel der sich Trennenden im ersten Akt der Götterdämmerung usw. Dann wieder die Nornenszene im Anfange des ersten Akts (Vorspiels) der Götterdämmerung." Solche neuen Offenbarungen, die ihn von neuem an Wagners Kunst binden würden, erwartete er, als er zu den Festspielen reiste.

Ich wollte, ein gütiges Geschick hätte meinen Bruder von Bayreuth zurückgehalten, so daß er noch längere Zeit in dem Glauben gelebt hätte, dort die Erfüllung seiner schönsten Träume

zu finden. Er selbst sagt in wenigen Worten, was er dort erlebte. „Mein Fehler war der, daß ich nach Bayreuth mit einem Ideal kam; so mußte ich denn die bitterste Enttäuschung erleben. Die Überfülle des Häßlichen, Verzerrten, Überwürzten stieß mich heftig zurück."

Ich will hier nicht die äußeren Erlebnisse während der Festspiele 1876 schildern, denn das ist schon anderswo geschehen, und schließlich waren es doch nicht diese fast tragikomisch zu nennenden äußeren, nicht direkt mit den Aufführungen zusammenhängenden Vorgänge, die meinen Bruder so abschreckten, sondern innere Erlebnisse, die sich zwischen ihm und Wagner, dessen Kunstwerke und den Zuschauern abspielten. Zunächst müssen wir uns also fragen: was erwartete Nietzsche von Bayreuth für sich und solche, die ihm gleichgeartet waren? Er antwortet uns darauf in seiner vierten „Unzeitgemäßen": „Für uns bedeutet Bayreuth die Morgen-Weihe am Tage des Kampfes. Man könnte uns nicht mehr Unrecht tun, als wenn man annähme, es sei uns um die Kunst allein zu tun: als ob sie wie ein Heil- und Betäubungsmittel zu gelten hätte, mit dem man alle übrigen elenden Zustände von sich abtun könnte. Wir sehen im Bilde jenes tragischen Kunstwerks von Bayreuth gerade den Kampf der Einzelnen mit Allem, was ihnen als scheinbar unbezwingliche Notwendigkeit entgegentritt, mit Macht, Gesetz, Herkommen, Vertrag und ganzen Ordnungen der Dinge. Die Einzelnen können garnicht schöner leben, als wenn sie sich im Kampfe um Gerechtigkeit und Liebe zum Tode reif machen und opfern. Der Blick, mit welchem uns das geheimnisvolle Auge der Tragödie anschaut, ist kein erschlaffender und gliederbindender Zauber. Obschon sie Ruhe verlangt, so lange sie uns ansieht; — denn die Kunst ist nicht für den Kampf selber da, sondern für die Ruhepausen vorher und inmitten desselben, für jene Minuten, da man zurückblickend und vorahnend das Symbolische versteht, da mit dem Gefühl

einer leisen Müdigkeit ein erquickender Traum uns naht. Der Tag und der Kampf bricht gleich an, die heiligen Schatten verschweben, und die Kunst ist wieder ferne von uns; aber ihre Tröstung liegt über dem Menschen von der Frühstunde her."

Mein Bruder erwartete also in Bayreuth eine besondere Art von Zuschauern, die so wie er empfanden und von diesen Festspielen eine Weihe für das ganze Leben erhofften. Daß eine solche Zusammenkunft ähnlich Gearteter möglich war, hatte ihm ja das Fest der Grundsteinlegung 1872 gezeigt. Damals hatten sich Auserlesene versammelt, Idealisten, die sich schon seit Jahren für Wagners Kunst eingesetzt hatten und nun der Erfüllung ihrer Sehnsucht entgegen sahen. Zu ihnen konnte Wagner damals, als er den Grundstein des Festspielhauses der Erde anvertraute, sagen: „Er sei geweiht von dem Geiste, der es Ihnen eingab, meinem Anrufe zu folgen, der Sie mit dem Mute erfüllte, jeder Verhöhnung zum Trotz, mir ganz zu vertrauen; der aus mir zu Ihnen sprechen konnte, weil er in Ihrem Herzen sich wiederzuerkennen hoffen durfte: von dem deutschen Geiste, der über die Jahrhunderte hinweg Ihnen seinen jugendlichen Morgengruß zujauchzte." Und von diesen bewährten begeisterten Zuschauern durfte mein Bruder das Beste erwarten und von ihnen schreiben: „In Bayreuth ist auch der Zuschauer anschauenswert, es ist kein Zweifel. Ein weiser betrachtender Geist, der aus einem Jahrhundert ins andere ginge, die merkwürdigen Kultur-Regungen zu vergleichen, würde dort viel zu sehen haben; er würde fühlen müssen, daß er hier plötzlich in ein warmes Gewässer gerate, wie einer, der in einem See schwimmt und der Strömung einer heißen Quelle nahe kommt: aus anderen, tieferen Gründen muß diese emporkommen, sagt er sich, das umgebende Wasser erklärt sie nicht und ist jedenfalls selber flacheren Ursprungs. So werden alle die, welche das Bayreuther Fest begehen, als unzeitgemäße Menschen empfunden werden; sie haben anderswo ihre Heimat

als in der Zeit und finden anderwärts sowohl ihre Erklärung als ihre Rechtfertigung."

Aber mein Bruder hatte außer acht gelassen, daß zwischen diesen beiden Festen 1872 und 1876 ein großer Unterschied bestand. Damals waren die Teilnehmer geladene Gäste mit ähnlichen Idealen und Anschauungen gewesen, von welchen Wagner oder dessen Freunde bestimmt gewußt hatten, daß sie sich über die Allgemeinheit erhoben. Dagegen konnte 1876 jeder kommen, der für die zwölf Aufführungsabende 900 Mark bezahlte. Da nun die hervorragenden und eigenartigen Menschen immer sehr in der Minderheit sind und waren und die meisten von ihnen nicht die Mittel besaßen, um sich für Wagner die Ausgabe von mehr als 1000 Mark zu leisten, (denn die Kosten des Bayreuther Aufenthalts waren beträchtlich), so war das, was man in Bayreuth wirklich sah, das unerquickliche Premierenpublikum der großen Städte, — also hauptsächlich solche, die nur nach Bayreuth kamen, um dabei gewesen zu sein. Diese unerfreuliche Masse und nicht die Seltenen, Auserwählten von 1872 gaben den Festspielen von 1876 das allgemeine Gepräge, und leider nicht nur auf dem Festhügel, sondern auch in Wahnfried. Mein Bruder traf dort Leute, die auch nicht die geringste innere Berechtigung zu ihrem Aufenthalt in Bayreuth und Wahnfried hatten, und nichts von jenen Idealen ahnten, die ursprünglich den Festspielen zugrunde lagen, übrigens auch von den Hauptpersonen vergessen schienen. Man begreift deshalb die bittern Worte, die mein Bruder später niederschrieb: „Nicht nur, daß mir damals das vollkommen Gleichgültige und Illusorische des Wagnerschen ‚Ideals' handgreiflich deutlich ward, ich sah vor allem, wie selbst den Nächstbeteiligten das ‚Ideal' nicht die Hauptsache war, — daß ganz andere Dinge wichtiger, leidenschaftlicher genommen wurden. Dazu die erbarmungswürdige Gesellschaft der Patronats-Herrn und Patronats-Weiblein, alle sehr verliebt, sehr gelangweilt und

unmusikalisch bis zum Katzenjammer ... Man hatte das ganze müßiggängerische Gesindel Europas beieinander, und jeder Beliebige ging in Wagners Hause ein und aus, wie, als ob es sich in Bayreuth um einen Sport mehr handelte. Und im Grunde war es auch nicht mehr. Man hatte einen Kunst-Vorwand für den Müßiggang zu den alten Vorwänden hinzu entdeckt, eine ‚große Oper' mit Hindernissen; man fand in der durch ihre geheime Sexualität überredenden Musik Wagners ein Bindemittel für eine Gesellschaft, in der jedermann seinen plaisirs nachging."

Natürlich gab es auch ausgezeichnete feingeistige Menschen unter den Zuschauern von 1876, aber sie blieben unter dem aufdringlichen Glanz jener Welt der eleganten Toiletten und Brillanten ganz verborgen. Ich habe ein einziges Mal den Eindruck gehabt, daß in Bayreuth eine anders geartete Menge als das gewöhnliche vielköpfige Publikum versammelt war. Ich machte eines Morgens einen Besuch in Wahnfried und wartete in dem kleinen Treppenflur, da die große Halle von Besuchern gefüllt war. Ich blickte hinein; mindestens vierzig Kapellmeister, junge Künstler und Schriftsteller warteten dort auf eine Audienz bei Wagner. (Wagner mußte Massen-audienzen erteilen, da der Andrang der Besucher zu groß war; am ersten Festspieltage gaben 500 Personen ihre Karten in Wahnfried ab.) Was ich in diesen wenigen Minuten, während der Diener mich meldete, sah, waren interessante künstlerische Köpfe, feine geistvolle Gesichter; die älteren Herren sprachen mit leiser gedämpfter Stimme, die jüngeren hörten mit einem schönen Ausdruck von Ehrfurcht zu. Überhaupt lag über dieser kleinen, auf den Meister wartenden Menge, eine ernste, weihe-volle, ehrfürchtige Stimmung. Vor solchen wahrhaft künst-lerischen Menschen hätte man den Ring des Nibelungen allein aufführen und den Zuschauern nachher das Recht der freien Meinungsäußerung gestatten sollen! Welche viel größere

Wirkung hätte dann Bayreuth auf die Entwicklung der Kunst ausüben können! Natürlich durften diese Zuhörer nicht nur aus verblendeten Wagnerianern bestehen; denn von den in der Parteizucht allzu sehr dressierten, wäre nicht viel zu lernen gewesen, wenn auch dieser Typus früher von Wagner und meinem Bruder als der „ideale Zuschauer" bezeichnet worden war. Die enragierten Wagnerianer, die zumeist den Wagnervereinen angehörten, konnte man abends in der Bierstube von Angermann vereint finden. Das war aber auch keine erfreuliche Art von Zuschauern, denn die schlugen mit Fäusten auf den Tisch, hoben drohend Bierseidel in die Höhe und waren überhaupt zu jeder Art schlagender Gründe bereit, wenn sich ein anderer die geringste abweichende Meinung von dem strengsten Wagnerkodex gestattete. Diese Wagnerianer erschienen meinem Bruder als eine Parodie auf sich selbst.

Man kann sich vorstellen wie diese menschliche, allzumenschliche Wirklichkeit auf meinen Bruder wirkte. Das Unheil wollte, daß auch die nächsten Freunde Rhode und Gersdorff, die natürlich auch in Bayreuth waren, auf das Leidenschaftlichste mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt waren, und zwar mit Liebesgeschichten, die ja die besten Männer nicht nur ungenießbar sondern auch gleichgültig für das ihnen sonst Wichtigste machen. So mußte sich mein Bruder mit seinen Erfahrungen und Empfindungen von der Außenwelt ganz verschließen. Er hüllte sich in jenes tiefe pythagoreische Schweigen, wozu er selbst in der vierten „Unzeitgemäßen" seine Leser ermahnt hatte und wandelte wie ein Träumender umher. Viele Jahre später schreibt er darüber: „Wer einen Begriff davon hat, was für Visionen mir schon damals über den Weg gelaufen waren, kann erraten, wie mir zu Mute war, als ich eines Tages in Bayreuth aufwachte. Ganz als ob ich träumte . . . Wo war ich doch? Ich erkannte nichts wieder, ich erkannte kaum Wagner wieder. Umsonst blätterte ich in meinen Erinnerungen. Tribschen — eine ferne

Insel der Glückseligen: kein Schatten von Ähnlichkeit. Die unvergleichlichen Tage der Grundsteinlegung, die kleine, zugehörige Gesellschaft, die sie feierte und der man nicht erst Finger für zarte Dinge zu wünschen hatte: kein Schatten von Ähnlichkeit".

Ich erinnere mich eines Abends, an welchem wir unsre Plätze im Theater an Verwandte abgegeben hatten, da die Aufführungen doch ungemein angreifend waren. Unsre Gäste hatten uns verlassen und auf der Straße zogen die Massen lärmend nach dem Festspielhaus. Die Wagen rasselten vorbei und kehrten langsam zurück bis sich endlich eine tiefe Stille über Bayreuth ausbreitete und ganz seltsam bemerkbar machte. Wir sprachen über allerhand, das ganz abseits von der Gegenwart lag. Endlich aber sagte ich: „Wie sonderbar ist das alles, daß wir an einem Festspielabend in Bayreuth so allein zu Hause sitzen". „Das ist die erste gute Stunde, die ich hier verlebe", sagte mein Bruder mit einem merkwürdigen Ausdruck. Ich fühlte wohl, daß er über das, was ihn so tief bewegte, nicht reden wollte.

Ersichtlich peinlich war es ihm, wenn die Verehrer über sein letztes Werk: „Richard Wagner in Bayreuth" mit ihm reden wollten. Eine fein beobachtende Dame fragte mich: „Warum hört Ihr Bruder so ungern von seiner letzten Schrift sprechen?" Als ich ihm diese Frage wiederholte, rief er aus: „Ach, die Leute sollen die alten Geschichten lassen!" „Aber", sagte ich verwundert, „die Schrift ist gerade vor fünf Wochen erschienen." „Mich dünkt es wie fünf Jahre", antwortete er. Etwas später verglich er die beiden Schriften „Schopenhauer als Erzieher" und „Richard Wagner in Bayreuth" und erkannte mit Freude, daß die dritte „Unzeitgemäße" sein erster Schritt zur eignen Befreiung gewesen war. „Der Schopenhauerische Mensch trieb mich zur Skepsis gegen alles Verehrte, Hochgehaltene, bisher Verteidigte (auch gegen

Griechen, Schopenhauer, Wagner), Genie, Heilige, Pessimismus der Erkenntnis. Bei diesem Umweg kam ich auf die Höhe mit den frischesten Winden. — Die Schrift über Bayreuth war nur eine Pause, Zurücksinken, ein Ausruhen. — Dort ging mir die Unnötigkeit von Bayreuth — für mich auf."

Bayreuth war ihm unnötig geworden! Welche Enttäuschung das für meinen Bruder bedeuten wollte, ist kaum auszudrücken. Die schlimmere Enttäuschung als die Teilnehmer der Festspiele war nämlich das Kunstwerk selbst. Er empfand nichts von neuen Offenbarungen oder Bezauberungen durch Wagners Musik, sondern nur die Bestätigung und Berechtigung seiner früheren inneren Zweifel. Hier aber lasse ich meinen Bruder nur selbst reden, wie er sich später über Wagners Kunst im „Ring des Nibelungen" ausspricht:

„An unkünstlerische Menschen sich wendend, mit allen Hilfsmitteln soll gewirkt werden, nicht auf Kunstwirkung, sondern auf Nervenwirkung ganz allgemein ist es abgesehen."

„Wagner hat kein rechtes Vertrauen zur Musik: er zieht verwandte Empfindungen heran, um ihr den Charakter des Großen zu geben. Er stimmt sich selber an andern, er läßt seinen Zuhörern erst berauschende Getränke geben, um sie glauben zu machen, die Musik habe sie berauscht."

„Seine Seele singt nicht, sie spricht, aber so wie die höchste Leidenschaft spricht. Natürlich ist bei ihm der Ton, Rhythmus, Gebärdenfall der Rede; die Musik ist dagegen nie ganz natürlich, eine Art erlernter Sprache mit mäßigem Vorrat von Worten und einer andern Syntax."

„Man höre den zweiten Akt der Götterdämmerung ohne Drama: es ist verworrene Musik, wild wie ein schlechter Traum und so entsetzlich deutlich, als ob sie vor Tauben noch deutlich reden wollte. Dies Reden, ohne etwas zu sagen, ist beängstigend: Das Drama ist die reine Er-

lösung. — Ist das ein Lob, daß diese Musik allein unerträglich ist (von einzelnen absichtlich isolierten Stellen abgesehen) als Ganzes? — Genug, diese Musik ist ohne Drama eine fortwährende Verleugnung aller höchsten Stilgesetze der älteren Musik: wer sich völlig an sie gewöhnt, verliert das Gefühl für diese Gesetze. Hat aber das Drama durch diesen Zusatz gewonnen? Es ist eine symbolische Interpretation hinzugetreten, eine Art philologischen Kommentars, welcher die innere freie Phantasie des Verstehens mit Bann belegt — tyrannisch! Musik ist die Sprache des Erklärers, der aber fortwährend redet und uns keine Zeit läßt, überdies in einer schweren Sprache, die wieder eine Erklärung fordert. Wer einzeln sich erst die Dichtung (Sprache!) eingelernt hat, dann sie mit dem Auge in Aktion verwandelt hat, dann die Musik-Symbolik herausgesucht und verstanden hat und ganz sich hineinlebt, ja in alles Dreies sich verliebt hat — der hat dann einen ungemeinen Genuß. Aber wie anspruchsvoll! Aber er ist unmöglich, außer für kurze Augenblicke, — weil zu angreifend, diese zehnfache Gesamtaufmerksamkeit von Auge, Ohr, Verstand, Gefühl, höchste Tätigkeit des Aufmerkens, ohne jede produktive Gegenwirkung! — Dies tun die wenigsten: woher doch die Wirkung auf so viele? Weil man intermittiert mit der Aufmerksamkeit, ganze Strecken stumpf ist, weil man bald auf die Musik, bald auf das Drama, bald auf die Szene allein acht gibt — also das Werk zerlegt. Damit ist aber über die Gattung der Stab gebrochen: nicht das Drama, sondern ein Augenblick ist das Resultat, oder eine willkürliche Auswahl. Der Schöpfer einer neuen Gattung hat acht hier zu geben! Nicht die Künste immer nebeneinander, sondern die Mäßigung der Alten, welche der menschlichen Natur gemäß ist."

„Die Heftigkeit der erregten Empfindung und die Länge der Zeitdauer stehen in Widerspruch. Dies ist ein Punkt,

worin der Autor selber keine entscheidende Stimme hat: er hat sich langsam an sein Werk gewöhnt und es in langer Zeit geschaffen: er kann sich garnicht unbefangen auf den Standpunkt des Aufnehmenden versetzen. Schiller machte denselben Fehler. Auch im Altertum wurde viel zurechtgeschnitten."

„Anscheinend Kunst für alle bei Wagner, weil gröbere und feinere Mittel zugleich. Doch aber an bestimmte musikalisch-ästhetische Erziehung gebunden, namentlich an moralische Gleichgültigkeit."

„Wagners Nibelungenring sind strengste Lesedramen, auf die innere Phantasie rechnend. Hohes Kunstgenre, auch bei den Griechen."

„Epische Motive für die innere Phantasie: viele Szenen wirken viel schwächer in der Versinnlichung (der Riesenwurm und Wotan)."

„Diese wilden Tiere mit Anwandlungen eines sublimierten Zart- und Tiefsinns haben nichts mit uns zu tun. Dagegen zum Beispiel Philoktet.

Wotan, wütender Ekel: mag die Welt zugrunde gehn.

Brünhilde liebt: mag die Welt zugrunde gehn.

Siegfried liebt: was schiert ihn das Mittel des Betrugs (ebenso Wotan).

Wie ist mir das alles zuwider!"

„Einzelne Töne von einer unglaubwürdigen Natürlichkeit wünsche ich nie wieder zu hören; ja sie auch nur vergessen zu können (Materna)!"

„Die Gefahr des Naturalismus ist groß, nach Wagner. Das Erschreckende, Berauschende usw. seiner selbst wegen erstrebt. Eine ungeheure Fülle von Mitteln ist ja da."

„Anwandlung der Schönheit: Rheintöchterszene, gebrochene Lichter, Farbenüberschwang wie bei der Herbstsonne, Buntheit der Natur, glühendes Rot, Purpur, melancholisches Gelb und Grünfließen durcheinander."

„Am wenigsten stimme ich denen bei, welche mit Dekorationen, Szene, Maschinerie in Bayreuth unzufrieden waren. Viel zu viel Fleiß und Erfindung war darauf verwandt, die Phantasie in Fesseln zu schlagen, bei Stoffen, die ihren epischen Ursprung nicht verleugnen. Aber der Naturalismus der Gebärde, des Gesanges, im Vergleich zum Orchester! Was für geschraubte, erkünstelte, verdorbene Töne, was für eine falsche Natur hörte man da!"

„Mehrere Wege zur Musik stehen noch offen (oder standen noch offen, ohne Wagners Einfluß): Organische Gebilde als Symphonie mit einem Gegenstück als Drama (oder Mimus ohne Worte?) und dann absolute Musik, welche die Gesetze des organischen Bildens wiedergewinnt und Wagner nur benutzt als Vorbereitung. Oder Wagner überbieten: dramatische Chormusik, Dithyrambus. Wirkung des Unisono. Musik aus geschlossenen Räumen ins Gebirge und Waldgehege."

„Wagner hat den Gang unterbrochen, unheilvoll, nicht wieder die Bahn zu gewinnen. Mir schwebte eine sich mit dem Drama deckende Symphonie vor. Vom Liede aus sich erweiternd. Aber die Oper, der Effekt, das Undeutsche zog Wagner anderswohin. Alle nur denkbaren Kunstmittel in der höchsten Steigerung."

„Den Untergang der letzten Kunst erleben wir. Bayreuth überzeugt mich davon." —

Bei allen diesen Aufzeichnungen darf man nicht vergessen, daß sie sich gegen die Nibelungen-Tetralogie und deren Urheber richtete, nicht etwa gegen den Tristan und dessen Schöpfer. Aber der Tristan war damals wie vergessen und einige der kräftigsten Wagnerianer lehnten ihn sogar ab. Aber auch in Wahnfried wurde vom Tristan nie gesprochen und jene edle Frau (Frau Wesendonk), von welcher wir doch wissen, daß die Verehrung und Leidenschaft, die Wagner für sie empfand,

den Tristan hervorgerufen hat, wurde nicht mit jener zarten Ehrfurcht behandelt, die ihr zukam. Wäre damals der Tristan aufgeführt worden, so hätten die kritischen Bemerkungen meines Bruders anders geklungen und die Enttäuschung wäre gewiß nicht so allgemein gewesen.

Wir dürfen nun fragen, war Wagner selbst für meinen Bruder eine Enttäuschung? Mein Bruder erwiderte einmal auf eine solche Frage: „Ich erkannte ihn nicht wieder, oder vielmehr ich sah ein, daß der Wagner, den ich zu kennen glaubte und welchen ich geschildert hatte nur eine Idealbildung war." Wehmütig notiert er: „Ich habe dabei das Los der Idealisten getragen, welchen der Gegenstand, aus dem sie so viel gemacht haben, dadurch verleidet wird. Ideales Monstrum: der wirkliche Wagner schrumpft zusammen."

„Mein Irrtum über Wagner ist nicht einmal individuell, sehr viele sagten, mein Bild sei das richtige. Es gehört zu den mächtigen Wirkungen solcher Naturen, den Maler zu täuschen. Aber gegen die Gerechtigkeit vergeht man sich ebenso durch Gunst als durch Abgunst."

Wie Wagner damals seinen andern Verehrern erschien, hat ein Franzose, Herr Ed. Schuré, sehr gut geschildert: Wagner, lancé dans cette colossale entreprise, où il avait à manier trente-cinq personnages principaux, — dieux et déesses, gèans, nains, hommes et femmes, héros et Walkyries, sans parler des chœurs, de la machinerie et de l'orchestre, — jouissait en jeune Wotan, malgré ses 63 ans, du triomphe légitime d'avoir créé un monde et de le mettre en œuvre. Aux courtes heures de repos que lui laissait son travail d'Hercule, il donnait cours à cette gaité fantaisiste, à cet humour exubérant qui était comme l'écume de son génie. Devant faire passer son âme et sa pensée dans ces êtres de chair et de sang, forcé de maintenir en équilibre les amours

propres, les rivalités et les petites passions de ce régiment d'acteurs et d'actrices, il se faisait régisseur et acteur lui même. Charmeur subtil et dompteur d'âmes, il arrivait toujours à ses fins avec un mélange de violences et de caresses, de colères fauves et de très sincères attendrissements, sans jamais perdre de vue son but. Vivant dans cet orage assemblé par lui et le dirigeant, il ne pouvait donner qu' une attention distraite à ses disciples et à ses admirateurs. Devant les prodiges d'art qu'il accomplissait chaque jour sous nos yeux, nous avions tous, non pas, Dieu merci! les sentiments, mais quelque chose des étonnements de Mime en face de Siegfried qui reforge l'épée brisée de son père après l'avoir réduite en limaille et fondue au creuset. L'orgueil de Nietzche souffrait — il de cette infériorité? Sa sensibilité suraiguë se blessa-t-elle de certaines rudesses familières du maître."

Diese letzte Bemerkung über meinen Bruder ist ziemlich richtig, er liebte Wagners familiäre Witze nicht besonders und Wagner wußte das und sagte einmal: „Ihr Bruder ist gerade wie Liszt, der mag meine Witze auch nicht." Sonst aber steht in dem weiteren Artikel des Herrn Schuré viel Falsches über Nietzsche, da er weder meinen Bruder noch dessen Beziehungen zu Wagner genügend kannte, um richtig urteilen und beobachten zu können. Wenn Schuré z. B. meint, daß Wagner meinen Bruder vernachlässigt hätte, so ist das ein großer Irrtum. Mein Bruder hatte nicht die geringste Veranlassung, sich gekränkt zu fühlen. Wagner zeigte in der Tat stets das eifrigste Bemühen, ihn in jeder Beziehung zu ehren und auszuzeichnen; aber mein Bruder entzog sich diesen Ehrungen, wo er nur konnte; dieses laute, lärmende Lob Wagners war ihm zuwider. Übrigens fühlten beide, daß viel Unausgesprochenes zwischen ihnen lag, sie hatten keinen jener großen und tiefen Augenblicke

miteinander, die meinen Bruder von neuem an Wagner hätten binden können. War ein solcher Augenblick doch vielleicht einmal sehr nahe? Ich erinnere mich, wie wir eines Morgens zu Wagners gingen und den Meister zum Ausgehen bereit im Garten fanden. Ich weiß nicht mehr genau, was Wagner sagte, aber plötzlich leuchteten meines Bruders Augen auf, — mit dem Ausdruck der gespanntesten Erwartung hing er an des Meisters Munde, — glaubte er, daß Wagner sagen würde: „O Freund, das ganze Fest ist nichts als eine Farce, es ist nicht so, wie wir es beide ersehnt und erträumt haben; auch meine Musik müßte etwas ganz anderes sein, ich will zur Einfachheit und zur Melodie zurückkehren!" Gab sich mein Bruder der falschen Hoffnung hin, daß Wagner so etwas sagen könnte? Klang auch der Anfang seiner Rede so ähnlich, so zeigte die Fortsetzung sogleich den Irrtum. Das glückliche Leuchten in den Augen meines Bruders erlosch. Nein! Wagner war nicht mehr jung genug, um gegen sich selbst Partei nehmen zu können.

Ich werde mich aber nie überreden können, daß Wagner im Innern von dieser Bayreuther Festzeit wirklich befriedigt gewesen ist. Er tat nur so! Er konnte doch nicht ganz vergessen haben, wie er sich in Tribschen mit meinem Bruder zusammen diese festlichen Zeiten ausgemalt hatte. Mein Bruder hat diese schönen Pläne aufgezeichnet: „Zukunft von dem Bayreuther Sommer; Vereinigung aller wirklich lebendigen Menschen; Künstler bringen ihre Kunst heran, Schriftsteller ihre Werke zum Vortrage, Reformatoren ihre neue Ideen. Ein allgemeines Bad der Seelen soll es sein: dort erwacht der neue Genius, dort entfaltet sich ein Reich der Güte."

Man sieht, welche herrliche Vision meinem Bruder vorgeschwebt hat und ich gestehe aufrichtig, daß es mein innigster, heimlichster Wunsch gewesen ist, daß sich vielleicht hier in Weimar eine solche festliche Zeit und Zusammenkunft her-

vorragender Menschen einrichten ließe. Ich warte immer darauf, daß mir jemand mit solchen Plänen entgegenkommt, denn ich selbst bin nicht imstande, sie im Sinne meines Bruders hervorzurufen. Ich bin alt und mir fehlen die Hilfskräfte und Mittel dazu. Vielleicht ist einmal in der Zukunft die Nietzsche-Stiftung in der Lage, diese Zukunftsvision meines Bruders in Wirklichkeit auszuführen.

Mein Bruder war nach den ersten Proben schon einmal von Bayreuth abgereist oder besser gesagt, geflüchtet, um in Klingenbrunn im Böhmerwald harte Sentenzen über seine Erfahrungen niederzuschreiben. Aber er war zum ersten Zyklus der Aufführungen zurückgekommen, wie er behauptete, meinetwegen; in Wahrheit aber wohl, um nochmals zu prüfen, ob der Eindruck, den er durch die Proben gewonnen hatte, ein endgültiger wäre. Aber er hielt es nicht bis zum Schluß seiner Ferien in Bayreuth aus, und so schied er eines Tages mit einem rührend melancholischen Lächeln aus jener oberfränkischen Stadt, in der er so Merkwürdiges erlebt hatte. „Ach, Lisbeth, das war nun Bayreuth!“ sagte er kummervoll beim Abschied, — seine Augen waren mit Tränen gefüllt.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Ausklang der Freundschaft.

(1876—1878.)

Als mein Bruder nach seinem verkürzten Festspielaufenthalt abreiste, nahm er im Innern für immer Abschied von dem, was wir auch heute noch „Bayreuth" nennen. Als er hinreiste, hatte ihm die Vision eines Festes vorgeschwebt, wo die dargestellte Kunst und die Zuschauer in gleicher Weise würdig und bewundernswert sein würden. Und nun blickte er auf ein Fest zurück, das die größte Ähnlichkeit mit dem Jahrmarktstrubel eines rheinischen Musikfestes oder eines Wettrennens in Baden-Baden hatte. Und dafür hatte er jahrelang Propaganda gemacht und gekämpft! — Die Ungeduld über seine Verblendung ergriff ihn und die Sehnsucht nach Freiheit von fremden Einflüssen, damit er sich nun endlich auf sich selbst besinnen konnte und seinem eigensten Geschmack folgen. Die schwärmerische Jünglingszeit war vorüber, er durfte sich nicht mehr an andere verschwenden.

Was ihn in Bayreuth abgestoßen hatte, waren ja nicht allein musikalische, sondern auch ethische und ästhetische Gründe. Diese Wagnerischen Operngestalten mit ihrer „erotischen Besessenheit", „die Umbildung der Edda-Sage mit perversen Zügen der französischen Romantik, z. B. die Herkunft Siegfrieds", diese ganze schwüle Sinnlichkeit, die der Wag-

nerischen Musik gleichsam unterirdisch zugrunde liegt, waren ihm in der Seele zuwider. Er freute sich an gesunden, starken, wohlgemuten Sinnen, die durch die Freude, den Stolz und die Lust am Maßhalten gezügelt werden, — wie der starke Reiter das feurigste Roß mit Lust im Zaume hält. Deshalb sehnte sich mein Bruder nach Musik voller Glück, Stolz, Übermut, limpidezza, voller gigantischer Kraft, die aber von den höchsten Stilgesetzen in Zaum gehalten wird. Solche Musik hatte er von Wagner, der die Siegfried-Gestalt schuf, erwartet, — aber gewiß nicht in Bayreuth gefunden.

Mein Bruder hattte sich durch den Bayreuther Aufenthalt wieder außerordentlich geschadet. Der Augenarzt in Basel, dem nun wohl die Ursache von meines Bruders Leiden etwas deutlicher wurde, machte sich die heftigsten Vorwürfe, daß er gegen meines Bruders Reise nach Bayreuth nicht Protest eingelegt hatte, denn dort hatte er nicht nur nach der Szene mit Anstrengung geschaut, sondern auch noch mit Partiturenlesen seinen armen Augen geschadet. Da ich von Bayreuth aus von unserer lieben Mutter zurückgefordert wurde, so mußte sich mein Bruder ohne mich behelfen, er wurde aber, da ihm nun in der Tat von dem Augenarzt alles Lesen und Schreiben verboten war, von Dr. Paul Rée und dem Musiker Heinrich Köselitz gut gepflegt und unterstützt; Rée las ihm vor und Köselitz schrieb nach Diktat, und zwar jene Sentenzen, die mein Bruder zuerst in Klingenbrunn für sich aufgezeichnet hatte und die später in „Menschliches Allzumenschliches" veröffentlicht wurden.

Wagner schien aber von meines Bruders Empfindungen garnichts geahnt zu haben, denn ganz wie in der alten Zeit bat er ihn telegraphisch um einige Besorgungen von Gegenständen, die Wagner glaubte, nur in Basel in der gewünschten Eigenschaft und Güte zu finden. Wie mein Bruder diese Bestellungen empfand, sagt der nächste Brief.

Friedrich Nietzsche an Richard Wagner:

„Hochverehrter Freund!

Sie haben mir durch den kleinen Auftrag, welchen Sie mir erteilten, Freude gemacht: es erinnerte mich an die Tribschener Zeiten. Ich habe jetzt Zeit, an Vergangenes, Fernes wie Nahes, zu denken, denn ich sitze viel im dunkelen Zimmer, einer Atropin-Kur der Augen wegen, welche man nach meiner Heimkehr für nötig fand. Der Herbst, nach diesem Sommer ist für mich, und wohl nicht für mich allein, mehr Herbst als ein früherer. Hinter dem großen Ereignisse liegt ein Streifen schwärzester Melancholie, aus dem man sich gewiß nicht schnell genug nach Italien oder ins Schaffen oder in beides retten kann. Wenn ich Sie mir in Italien denke, so vergegenwärtige ich mir, daß Ihnen dort die Inspiration zum Anfange der Rheingold-Musik kam. Möge es für Sie immer das Land der Anfänge bleiben! Sodann werden Sie die Deutschen eine Zeit lang los, und es scheint dies hie und da nötig zu sein, um etwas Ordentliches für sie tun zu können.

Sie wissen vielleicht, daß ich auch im nächsten Monat nach Italien gehe, aber nicht, wie ich meine, als in ein Land der Anfänge, sondern des Endes meiner Leiden. Diese sind wieder auf einem Höhepunkte; es ist wirklich die höchste Zeit: meine Behörden wissen, was sie tun, wenn sie mir ein ganzes Jahr Urlaub geben, obgleich dieses Opfer für ein so kleines Gemeinwesen unverhältnismäßig groß ist; sie würden mich nämlich auf eine oder die andere Weise verlieren, wenn sie mir nicht diesen Ausweg eröffneten; ich habe in den letzten Jahren, dank der Langmütigkeit meines Temperamentes, Schmerzen über Schmerzen eingeschluckt, wie als ob ich dazu und zu nichts Weiterem geboren wäre. Der Philosophie, welche dies etwa lehrt, habe ich praktisch meinen Tribut in reichem Maße gezahlt. Diese Neuralgie geht so gründlich, so wissenschaftlich zu Werke, sie sondiert förmlich, bis zu welcher Grenze ich den

Schmerz aushalten kann, und nimmt sich zu dieser Untersuchung jedesmal dreißig Stunden Zeit. Alle vier bis acht Tage muß ich auf eine Wiederholung dieses Studiums rechnen: Sie sehen, es ist die Krankheit eines Gelehrten; — aber nun habe ich es satt, und ich will gesund leben oder nicht mehr leben. Völlige Ruhe, milde Luft, Spaziergänge, dunkele Zimmer — das erwarte ich von Italien; mir graut davor, dort etwas sehen oder hören zu müssen. Glauben Sie nicht, daß ich morose bin; nicht die Krankheiten, nur die Menschen vermögen mich zu verstimmen, und ich habe immer die hilfbereitesten, rücksichtsvollsten Freunde um mich. Zuerst nach meiner Rückkehr den Moralisten Dr. Rée, jetzt den Musiker Köselitz, denselben, der diesen Brief schreibt; auch Frau Baumgartner will ich unter den guten Freunden nennen; vielleicht freut es Sie zu hören, daß die französische Übersetzung meiner letzten Schrift (R. W. i. B.) von der Hand dieser Frau im nächsten Monat gedruckt wird.

Käme der ‚Geist' über mich, so würde ich Ihnen einen Reisesegen dichten; aber dieser Storch hat sein Nest neuerdings nicht auf mir gebaut: was ihm zu verzeihen ist. So nehmen Sie denn mit den herzlichsten Wünschen fürlieb, die Ihnen als gute Begleiter folgen mögen: Ihnen und Ihrer verehrten Frau Gemahlin, meiner ‚edelsten Freundin', um dem Juden Bernays einen seiner unerlaubtesten Germanismen zu entwenden.

Treulich, wie immer

der Ihrige

Basel, den 27. Sept. 1876. Friedrich Nietzsche."

Man sieht aus diesen Zeilen, daß mein Bruder von Wagner selbst noch nicht Abschied genommen hatte, wenn auch von seiner Kunst, wie sie in Bayreuth geboten worden war. Da sein Urlaub, von welchem er in jenem Briefe spricht, bald an-

fing, so versuchte sich mein Bruder in aller Hoffnungsfreudigkeit mit den Zurüstungen zu beschäftigen. Trotzdem konnte er von jener Zeit zwischen Bayreuth und dem Aufenthalt in Italien nicht genug betonen, wie traurig sie gewesen wäre. Er wohnte währenddem in Overbecks alter Chambre-garnie-Wohnung bei seiner ehemaligen vortrefflichen Wirtin Frau Baumann. Dieses Haus, wo doch auch mein Bruder sechs Jahre lang gewohnt hatte, wurde von den Freunden die „Baumannshöhle" genannt, und er behauptete, daß er in jener Zeit „so melancholisch gewesen wäre, wie es sicherlich Höhlenbewohner immer zu sein pflegten." Ich muß aber hinzufügen, daß das Haus sehr hell und freundlich war und außer dem Namen der Wirtin nichts von einer Baumannshöhle an sich hatte.

Als Dr. Rée sah, daß er meinem Bruder zur Schonung der Augen so vielerlei nützen könnte, bot er ihm an, ob er ihn nach Italien begleiten könnte, womit sich die alte Freundin Fräulein von Meysenbug, die für meinen Bruder in Sorrent den Aufenthalt vorbereitete und mit ihm dort leben wollte, einverstanden erklärte. So machte er sich denn in den ersten Tagen des Oktober 1876 auf, um nach Italien zu reisen, zunächst aber zu einem Aufenthalt in Bex in Savoyen, von wo er mir schrieb: „Geliebte Schwester, es ist der Tag vor der Abreise, der Föhn bläst sehr südlich, ich glaube kaum, daß ich es im Süden so gut haben werde, wie in Bex, die Wahl war vorzüglich! Zwar ist keine erhebliche Besserung da, doch war der letzte Anfall (vorgestern) nicht so lang (vielleicht dank einer Stirnsalbe, die Schieß verordnet hat.) Auch schnupfe ich un peu. Herzlichsten Dank für alles Gute, was Du mir gewünscht hast. Übrigens ist die ‚Fünfte Unzeitgemäße' fertig, ich brauche nur einen zum Diktieren." Diese fünfte Betrachtung ist nicht ausgeführt worden, die Vorarbeiten dazu sind später in „Menschliches Allzumenschliches" übergegangen.

Gegen Ende Oktober kam mein Bruder in Sorrent an und war entzückt. Seine Briefe mußte er damals seiner Augen wegen sehr lakonisch fassen; aber mündlich konnte er nie genug ausdrücken, wie zauberhaft der Süden und der Golf von Neapel auf ihn gewirkt hatten. Ergreifend schildert er diesen Eindruck in folgendem Aphorismus: „Ich habe nicht Kräfte genug für den Norden: dort herrschen schwerfällige und künstliche Seelen, die so beständig und notwendig an Maßregeln der Vorsicht arbeiten, als der Biber an seinem Bau. Unter ihnen habe ich meine ganze Jugend verlebt! Das fiel über mich her, als ich zum erstenmale den Abend über Neapel heraufkommen sah, mit seinem samtnen Grau und Rot des Himmels. Du hättest sterben können, ohne dies zu sehen, — Schauder, Mitleid mit mir, daß ich mein Leben damit anfing, alt zu sein, und Tränen und das Gefühl noch gerettet zu sein im letzten Augenblick. Ich habe Geist genug für den Süden." Seine Worte werden Musik, wenn er das Glück und den Glanz des Südens schildert; man höre die folgenden Strophen:

„Das weiße Meer liegt eingeschlafen,
Und purpurn steht ein Segel drauf.
Fels, Feigenbäume, Turm und Hafen,
Idylle rings, Geblök von Schafen, —
Unschuld des Südens nimm mich auf!

Nur Schritt für Schritt — das ist kein Leben,
Stets Bein vor Bein macht deutsch und schwer.
Ich hieß den Wind mich aufwärts heben,
Ich lernte mit den Vögeln schweben, —
Nach Süden flog ich übers Meer."

Von nun an blieb der Süden sein Zufluchtsort von der schweren trüben Luft des Nordens; wie oft er aber auch wieder nach Italien zurückkehrte, immer gedachte er dieses ersten Aufenthaltes im Golf von Neapel mit besonders innigen Empfindungen. Noch im Jahre 1887 schreibt er an Fräulein von

Meysenbug: „Von jenem stillen Aufenthalt da unten habe ich eine Art Sehnsucht und Aberglauben zurückbehalten, wie, als ob ich dort, wenn auch nur ein paar Augenblicke, tiefer aufgeatmet hätte, als irgendwo sonst im Leben. Zum Beispiel bei jener allerersten Fahrt in Neapel, die wir zusammen nach dem Posilipp zu machten."

Aber das Paradies von Sorrent hatte seine Gefahren und Schwierigkeiten. Nicht etwa, daß die für ein Paradies typische Schlange erschienen wäre, aber ich glaube, es wuchs dort der Baum der Erkenntnis, von welchem mein Bruder die bittere Frucht der Erkenntnis über Richard Wagner brechen mußte. Unterwegs hörte er nämlich, daß auch Wagners nach Sorrent kämen, worüber er zunächst etwas erschrak, dann aber doch die Nachricht mit Freuden begrüßte, weil er hoffte, dort Gelegenheit zu finden, sich mit Wagner auszusprechen. Mein Bruder hatte sich in Bayreuth durchaus noch nicht von Wagner selbst losgelöst, und die inneren Kämpfe zwischen der Treue zu dem hochgeliebten Freund und seiner eigenen Überzeugung waren noch zu keinem Abschluß gekommen. Das bezeugt eine private Aufzeichnung: „Zuerst hat man in seiner intellektuellen Leidenschaft den guten Glauben; aber wenn die bessere Einsicht sich regt, tritt der Trotz auf, wir wollen nicht nachgeben. Der Stolz sagt, daß wir genug Geist haben, um auch unsere Sache zu führen. Der Hochmut verachtet die Einwendungen, wie einen niedrigen trockenherzigen Standpunkt. Die Lüsternheit zählt sich die Freuden im Genießen noch auf und bezweifelt sehr, daß die bessere Einsicht so etwas leisten kann. Das Mitleid mit dem Abgott und seinem schweren Lose kommt hinzu; es verbietet, seine Unvollkommenheiten so genau anzusehen: dasselbe und noch mehr tut die Dankbarkeit. Am meisten die vertrauliche Nähe, die Treue in der Lust des Gefeierten, die Gemeinsamkeit von Glück und Gefahr. Ach, und sein Vertrauen auf uns, sein Sichgehenlassen vor uns, scheucht den

Gedanken, daß er Unrecht habe, wie einen Verrat, eine Indiskretion von uns."

So zeigte sich denn am Anfang von beiden Seiten eine aufrichtige Wiedersehensfreude und Fräulein von Meysenbug behauptete späterhin, daß man fast jeden Tag zueinander geeilt wäre, als ob nichts zwischen den Freunden stünde; doch hat mein Bruder nie von einem so häufigen Zusammensein gesprochen. Immerhin wäre es ja natürlich gewesen sich oft zu sehen, weil sich Wagner zur Lektüre nach Sorrent die letzte „Unzeitgemäße" mitgenommen hat, und noch in Bayreuth voller Bewunderung dafür gewesen war. Aber über die Festspiele zu sprechen war durchaus verboten. Der Grund war, daß sie mit einem enormen pekuniären Defizit geendet hatten und der Bayreuther Verwaltungsrat in Verzweiflung war, wo er die Deckung dafür (man schrieb von 160000 Mark) herbekommen sollte. Briefe von dort versetzten Wagner in Wut und Malwida beschwor meinen Bruder, das Gespräch ja nicht auf Bayreuth kommen zu lassen, womit mein Bruder nur allzusehr einverstanden war, da es an anderen Gesprächsstoffen auch nicht fehlte. Ob die beiden aber einen jener tiefen Augenblicke wie in Tribschen miteinander gehabt haben, weiß ich nicht, dagegen kam ein Erlebnis, das meinem Bruder unbeschreiblich nahe ging und in seinen privaten Niederschriften immer wieder erwähnt wird.

Am letzten Abend ihres Zusammenseins machten Wagner und mein Bruder einen wundervollen einsamen Spaziergang die Küste entlang und zur Höhe hinauf, wo der Blick sich weit über Meer, Insel und Buchten ausbreiten und das herrlichste Bild in sich aufnehmen kann. Es war ein schöner Herbsttag, mild, mit einer gewissen Melancholie der Beleuchtung, die den Winter vorahnen läßt. „Abschiedsstimmung" sagte Wagner. Da begann er plötzlich und zum ersten Male ausführlich von dem Parsifal zu reden und zwar ganz merkwürdig, nicht als

von einem künstlerischen Plan, sondern von einem christlich-religiösen Erlebnis. Vielleicht fühlte Wagner, daß ein „Bühnenweihspiel", erdacht und komponiert von einem so schroffen Atheisten, wie er sich meinem Bruder in Tribschen immer gezeigt hatte (und wie ihn sicher alle seine Freunde in den kecksten Aussprüchen bis zum Anfang der siebziger Jahre gekannt haben) kaum als ein christlich-religiöser Akt empfunden werden könnte, wie er doch sollte. So fing er auf einmal an, meinem Bruder christliche Empfindungen und Erfahrungen wie Reue, und allerlei Hinneigungen zu christlichen Dogmen zu gestehen. Er erzählte ihm z. B. von dem Genuß, den er der Feier des heiligen Abendmahls verdankte — wohl verstanden der schmucklosen protestantischen! Wenn es noch wenigstens das katholische Hochamt gewesen wäre, von welchem wohl jeder künstlerisch empfindende Mensch den tiefsten Eindruck erhält. (Ich begegnete einmal vor langen Jahren einen sehr gebildeten katholischen Geistlichen, mit welchem ich über den Parsifal sprach. „Das können wir besser", sagte er mit einer unnachahmlichen Handbewegung, als ob er den Parsifal beiseite schöbe.) Mein Bruder hatte eine große Vorliebe für aufrichtige, redliche Christen, wie sie ihm z. B. in Basel begegnet sind, aber er hielt es für unmöglich, daß jemand, der sich so wie Wagner bis zu den äußersten Konsequenzen als Atheist ausgesprochen hatte, jemals wieder zu einem frommen, naiven Glauben zurückkehren könnte. Er konnte deshalb Wagners plötzliche Wandlung nur als einen Versuch ansehen, sich mit den fromm gewordenen herrschenden Mächten in Deutschland zu arrangieren zu dem einzigen Zweck: um Erfolg zu haben. Diese Vermutung war von seiten meines Bruders nicht aus der Luft gegriffen, sondern knüpfte direkt an eine Äußerung Wagners an. Als nämlich doch einmal von dem unzureichenden Besuch der Bayreuther Festspiele die Rede war, bemerkte Wagner ärgerlich: „Die Deutschen wollen

jetzt nichts von heidnischen Göttern und Helden hören, die wollen 'was Christliches sehen."

Während Wagner an jenem Abend redete und redete, verschwand über dem Meer der letzte Sonnenstrahl, und ein leichter Nebel und die wachsende Dunkelheit breitete sich aus. Auch im Herzen meines Bruders war es dunkel geworden. Endlich fragte Wagner: „Sie verstummen ja ganz, lieber Freund?" Mit irgend einer Ausrede suchte mein Bruder sein Schweigen zu erklären, aber das Herz war ihm zum Zerspringen voll Kummer über diese Schauspielerei Wagners gegen sich selbst. Er schrieb folgende harte Worte nieder: „Ich bin nicht imstande, irgend eine Größe anzuerkennen, welche nicht mit Redlichkeit gegen sich verbunden ist: Die Schauspielerei gegen sich flößt mir Ekel ein; entdecke ich so etwas, so gelten mir alle Leistungen nichts; ich weiß, sie haben überall und im tiefsten Grunde diese Schauspielerei."

Wenn Wagner zu meinem Bruder in aller Schlichtheit und Aufrichtigkeit gesagt hätte: „In diesem christlichen Mittelalter mit seinem gesteigerten religiösen Empfinden liegen für einen Künstler starke Antriebe vor, sie künstlerisch musikalisch zu gestalten," wenn er mit stolzer Heiterkeit und etwas Schelmerei ihm gesagt hätte: „Jetzt will ich einmal diese Zeitempfindung in Musik setzen", so würde dies mein Bruder sehr wohl begriffen und ihm zugestimmt haben. Aber diese Schauspielerei Wagners, als ob er nun selbst ein naiv frommer Christ geworden sei, konnte mein Bruder nicht überwinden. Es schien ihm unbeschreiblich traurig, daß Wagner, der mit unverwüstlicher Energie sich einstmals „unter dem Halloh der ganzen Welt" aufrecht hielt, nun gebrochen der herrschenden Zeitstimmung unterlag und zum Verleumder des Lebens wurde.

Immerhin möchte ich einen Zweifel lassen, ob bei Wagner die atheistischen oder die christlich-pessimistischen der Erlösung bedürftigen Vorstellungen der tiefste Untergrund seines Wesens

gewesen sind. Lohengrin und Tannhäuser sprechen für die letzte Anschauung.

Über diesen schwermütigen letzten Spaziergang mit Wagner hat sich mein Bruder erst viel später ausgesprochen. Was war eigentlich an diesem Abend geschehen? Zwei leidenschaftlich hochgehaltene Ideale standen sich plötzlich schroff gegenüber, ein das Leben verneinender katholisch-romantischer Parsifal, jener das Leben bejahenden, das Leben vergöttlichenden, verklärenden, kraftvollen Siegfriedsgestalt! Und dieses letzte Ideal hatte mein Bruder für das Wagnerische gehalten! Welche Täuschung! Malwida konnte sich nur erinnern, daß mein Bruder an jenem Abend außerordentlich traurig gewesen wäre und sich bald auf sein Zimmer zurückgezogen habe. Mein Bruder fühlte vorahnend, daß Wagner und er sich niemals wiedersehen würden.

So war das Paradies von Sorrent die Stelle, wo mein Bruder von seinem schönsten Traum, der ihm seit mehreren Jahren vorgeschwebt hatte, Abschied nahm. Immer hat er noch gehofft, daß sich Wagner mit ihm weiter entwickeln könnte und zwar in der Richtung seiner eigenen Ansichten. Aber nur in Tribschen wäre ein solcher Einfluß möglich und ist damals auch vorhanden gewesen, wie man es noch aus den damaligen Schriften Wagners deutlich erkennt. Eigentlich hätte Wagner, seine Kunst und Hinneigung zu nordischen Mythen zu meines Bruders Hauptansichten, wie sie sich allmählich entwickelten, recht gut gepaßt; nur war Wagner wohl schon zu alt, um sich Neues zu eigen zu machen und gegen seine früheren Ansichten Partei zu nehmen. Ich glaube wirklich, daß mein Bruder manchmal angenommen hat, daß Wagner im innersten Herzen seinen neuen Ideen zugeneigt wäre und seine kritischen Bemerkungen berechtigt fände, denn er schreibt einmal: „Dies alles hat sich Wagner oft genug in heimlichem Zwiegespräch selber eingestanden, ich wollte, er täte es öffentlich, denn worin besteht die Größe eines Charakters als darin,

daß er zugunsten der Wahrheit imstande ist, auch gegen sich selbst Partei zu nehmen.“ In viel späterer Zeit sagte ich einmal zu meinem Bruder „ach, ich wollte Wagner wäre zwanzig Jahre jünger gewesen, als du ihn kennen lerntest; ich glaube, du hättest ihn zu deinen Ideen bekehrt.“ „Was du da sagst“, antwortete mein Bruder, „habe ich früher auch geglaubt und gehofft; aber dann kam der Parsifal und zerstörte jede Hoffnung, ja jede Möglichkeit. Inzwischen habe ich eingesehen, daß dieser Glaube ein Irrtum war, unser innerstes Wesen war zu verschieden, das mußte uns früher oder später trennen.“

Mein Bruder blieb den ganzen Winter 1876/77 in Sorrent, ohne daß er die vollständige Wiederherstellung seiner Gesundheit wieder erreicht hätte. Man sah ihm keine Leiden an, denn er sah gebräunt und kräftig aus und seine Stimmung im Verkehr mit anderen war immer voller Heiterkeit und Esprit; — aber sonst blieb es das gleiche Auf und Nieder. Wenn er nichts schrieb, sich vorlesen ließ, viel herumspazierte und Fröhliches erlebte, ging es ihm, selbst nach einer kurzen Erholungszeit, recht gut. Sobald er sich aber wohl fühlte, war seine Schaffenskraft nicht zu bändigen und er begann wieder zu schreiben und zu lesen, so daß nach wenigen Wochen die quälenden Schmerzen zurückkehrten. Leider hatte kein Arzt die Einsicht und die Energie ihm für ein ganzes Jahr alles Lesen und Schreiben zu verbieten. Mein Bruder hat in jener Zeit einmal gesagt: „Wenn ich blind wäre, so wäre ich gesund.“ Das klang damals sehr paradox, weil die Ärzte für seine Schmerzen immer eine andere Ursache als die Übermüdung der Augennerven suchten und selbst der Augenarzt sich nicht davon überzeugen konnte. Es macht mich unglücklich, wenn ich daran denke, wie viele Leiden meinem Bruder erspart worden wären, wenn die Hauptursache des Übels richtig erkannt worden wäre, wozu freilich noch manches andere kam, z. B. eine starke Abhängigkeit von hohen oder niederen Barometerstand.

Nun darf man aber die körperlichen Leiden durchaus nicht als einzige Ursache für das, was er gelitten hat, ansehen. Seine sehr zart empfindende Seele litt unter vielen Anlässen, welche für gröbere Naturen nichts Schmerzliches hatten. Wie ich schon früher einmal zitierte war ihm das „Andersscheinen" als wie er dachte ein großer Schmerz, und nun strebte er vor allem danach, sein äußeres Leben mit seinen innersten Empfindungen in Übereinstimmung zu bringen. Und dafür war Sorrent und überhaupt das ganze Jahr des Urlaubs eine gute Vorbereitung für spätere Lebensverhältnisse.

Als in Italien der Scirocco zu wehen begann, kehrte mein Bruder zu seinen geliebten Bergen in die Schweiz zurück, die er mit innerlichem Jauchzen als seine Heimat begrüßte. „Die süditalienische Luft ist mir zu weichlich", pflegte er zu sagen. Wir trafen uns in Luzern und zu meiner innigsten Freude fand ich ihn vortrefflich aussehend, mutig und voll der schönsten Pläne für die Zukunft. Von Wagner sprach er immer in der herzlichsten und freundschaftlichsten Weise, denn er hatte es sich inzwischen in seinen Gedanken zurechtgelegt, daß er Wagner seinen eigenen Weg gehen lassen müßte und daß er hoffte, dies Zugeständnis auch für sich von Wagners Seite zu erhalten, so daß er nichts was ihm widerstrebte anzuerkennen und nicht mehr anders zu scheinen brauchte, als wie er dachte. „Dadurch verlor ich beinahe mein gutes Temperament", sagte er unmutig, wenn er an seine letzten Aufenthalte in Bayreuth und seine oft so melancholischen Briefe an Wagners dachte. Aber Unmut war bei diesem Rückblick nicht das vorherrschende Gefühl, denn er wußte wohl, was er gerade durch diese wiederholten Versuche, seine Ansichten mit denen Wagners in Übereinstimmung zu bringen und in Wagner das zu finden, was er trotz andersartiger Überzeugung verehren und bewundern konnte, gelernt hatte. Welche Erfahrungen waren ihm durch dieses Studium an dem prachtvollsten Objekt, dem Genie, er-

wachsen und wie hatte dies alles zur feinsten Schulung in psychologischen Dingen gedient. So blickte er auf die Vergangenheit mit Dankbarkeit zurück. —

In jenen vierzehn Tagen, die wir nach seiner Rückkehr aus Italien in Luzern und in der Pension Felsenegg verlebten, war mein Bruder in einer frohgemuten und zukunftsgewissen Stimmung, die sich in seinen Gesprächen und Notizen, wie in dem nachfolgenden widerspiegelt:

„Mir ist zu Mute, als ob ich von einer Krankheit genesen sei: ich denke mit unaussprechlicher Süßigkeit an Mozarts Requiem. Einfache Speisen schmecken mir wieder.“

„Das ‚Lied an die Freude‘ (22. Mai 1872) eine meiner höchsten Stimmungen. Erst jetzt fühle ich mich in dieser Bahn. — ‚Frei wie seine Sonnen fliegen, wandelt, Brüder, eure Bahn!‘ — Was für ein gedrücktes und falsches Fest war das von 1876.“

„Aber hinterdrein wurde mir der Blick für die tausend Quellen in der Wüste geöffnet. Jene Periode sehr nützlich gegen die vorzeitige Altklugheit.

Jetzt tagte mir das Altertum und Goethes Einsicht der großen Kunst: und jetzt erst konnte ich den schlichten Blick für das wirkliche Menschenleben gewinnen: ich hatte die Gegenmittel dazu, daß kein vergifteter Pessimismus daraus wurde.“ —

Hatte er auch nicht in Sorrent seine körperliche Gesundheit wiedererlangt, so doch sicherlich die feste Überzeugung, daß er sich auf dem rechten Wege zur Freiheit und zu sich selbst befand, und das erfüllte ihn mit einer freudigen Zuversicht, obgleich die nächsten Pläne noch recht schwankend und verworren erschienen. Ähnliche Gedanken wie die nachfolgenden mögen ihn damals beschäftigt haben. „Wäre ich schon frei, so würde ich das ganze Ringen nicht nötig haben, sondern mich zu einem Werke oder Tun wenden, an dem ich meine ganze Kraft er-

proben könnte. — Jetzt darf ich nur hoffen, allmählich frei zu werden: und ich spüre bis jetzt, daß ich es immer mehr werde. So kommt wohl auch mein Tag der eigentlichen Arbeit noch, und die Vorbereitung zu den olympischen Spielen ist vorüber."

„Ich will den Menschen die Ruhe wiedergeben, ohne welche keine Kultur werden und bestehen kann. Ebenso die Schlichtheit, Ruhe, Einfachheit und Größe! Auch im Stil ein Abbild dieses Strebens als Resultat der konzentriertesten Kraft meiner Natur."

Obgleich mein Bruder den festen Entschluß gefaßt hatte, von Basel fortzugehen, richteten wir doch noch einmal unsere Wohnung in Basel ein mit der festen Aussicht, daß es nur für kurze Zeit sein sollte. Es schien unbedingt notwendig, daß mein Bruder seine Professur in Basel aufgeben mußte, da unter allen Umständen seinen Augen gerade die Beschäftigung mit den Klassikern und der für die Augen so höchst schädlichen griechischen Schrift außerordentlich schädlich war. Zuweilen wurde er in diesem Entschluß wieder schwankend, aber dann kehrte doch die Sehnsucht nach vollständiger Freiheit zurück — Freiheit vom Beruf, all den dazu gehörenden Rücksichten und den Einflüssen von Freund und Feind. Bei seiner außerordentlich rücksichtsvollen Natur waren dies alles Hindernisse; hatte er doch sogar in Sorrent unter dem Zusammensein mit der hochverehrten Freundin Malwida von Meysenbug gelitten, weil seine Höflichkeit ihn zu Zustimmungen veranlaßte, die seiner wahren Überzeugung fern lagen. „Ich muß Einsamkeit haben", das war der Refrain für all seine Zukunftspläne und deshalb war schon die Rückkehr von Sorrent nach der Schweiz für ihn eine große Erleichterung. Dies alles drückt er tief und schön in einem Brief an Frau Maria Baumgartner aus: „Ich weiß es, fühle es, daß es eine höhere Bestimmung für mich gibt, als sie sich in meiner Basler, so achtbaren

Stellung ausspricht; auch bin ich mehr als ein Philologe, so sehr ich für meine höhere Aufgabe auch die Philologie selbst gebrauchen kann. ‚Ich lechze nach mir‘ — das war eigentlich das fortwährende Thema meiner letzten zehn Jahre. Jetzt, wo durch ein Jahr Zusammensein mit mir selbst alles ganz deutlich und übersichtlich geworden ist (— ich kann nicht aussprechen, wie reich, wie schaffensfreudig, trotz aller Schmerzen ich mich fühle, sobald man mich allein läßt —) jetzt sage ich Ihnen auch mit Bewußtsein, daß ich nicht nach Basel zurückkehre um dort zu bleiben. Wie es sich gestalten wird, ich weiß es nicht; aber meine Freiheit (— ach, die äußeren Bedingungen dazu sollen so bescheiden wie möglich sein —) diese Freiheit werde ich mir erobern."

Bei seiner Rückkehr nach Basel fand sich nun ein wahrer Berg vorbereiteter Aphorismen, die ursprünglich zu einer fünften „Unzeitgemäßen" bestimmt waren. Es war aber so viel Material, daß es für sechs bis sieben ausgereicht hätte. Da nun seine Augen nicht gestatteten diese Aphorismen, wie es bei den andern „Unzeitgemäßen" geschehen war, zu einem Ganzen zusammenzuarbeiten, so stellte er die Aphorismen unverbunden nebeneinander, aber der gewissenhafte Leser wird den inneren Zusammenhang nachfühlen und sich zusammenstellen. Bei alledem kam die Freude am Aphorismus selbst, daß man den Gedanken nicht abschließt und mit einem andern fest verbindet, sondern ihn in seinem eigenen Anfang, Bau und Ende und gewissermaßen mit einem Blick auf Fortsetzung in uns selbst für sich allein stehen läßt. An der Herstellung des Druckmanuskriptes für „Menschliches, Allzumenschliches" (so wurden die Sentenzen genannt, die mein Bruder nach seiner großen Enttäuschung in Bayreuth niederschrieb), war hauptsächlich Herr Heinrich Köselitz beteiligt, der jenen Winter wieder in Basel studierte, meinem Bruder seine treuen Dienste widmete und ihm die meisten Schreibarbeiten abnahm.

Mitten hinein in die Zusammenstellung des „Menschlichen, Allzumenschlichen" sandte Wagner den schön eingebundenen Parsifal mit der Widmung:

„Herzlichsten Gruß und Wunsch
seinem
teuren Freunde
Friedrich Nietzsche

Richard Wagner
(Oberkirchenrat:
zur freundlichen Mitteilung
an Professor Overbeck.)"

Mein Bruder hat im „Ecce homo" erzählt, daß sich die Sendung des „Parsifal" mit der des „Menschlichen, Allzumenschlichen" gekreuzt habe. Das hat sich aber in seiner Erinnerung verschoben; wahrscheinlich ist es eine Verwechslung mit der Absendung eines Teils des Druckmanuskriptes an den Verleger. Überhaupt war sein Gedächtnis für Tatsachen mangelhaft, woraus sich mancher Irrtum erklärt. Sein Geist war beständig mit so großen Problemen beschäftigt, daß tatsächliche Vorgänge sich nicht einprägten.

Wir lasen den „Parsifal" mit gemischten Empfindungen. Er schreibt darüber am 4. Januar 1878 an Freiherrn von Seydlitz: „Gestern kam, von Wagner gesandt, der Parsifal in mein Haus. Eindruck des ersten Lesens: mehr Liszt als Wagner, Geist der Gegenreformation; mir, der ich zu sehr an das Griechische, menschlich Allgemeine gewöhnt bin, ist alles zu christlich zeitlich beschränkt; lauter phantastische Psychologie; kein Fleisch und viel zu viel Blut (namentlich beim Abendmahl geht es mir zu vollblütig her); dann mag ich hysterische Frauenzimmer nicht. Vieles, was für das innere Auge erträglich ist, wird bei der Aufführung kaum auszuhalten sein: denken Sie sich unsere Schauspieler betend, zitternd und mit verzückten Hälsen. Auch das Innere der Gralsburg kann auf der Bühne

nicht wirkungsvoll sein, ebensowenig der verwundete Schwan. Alle diese schönen Empfindungen gehören ins Epos und, wie gesagt, fürs innere Auge. Die Sprache klingt wie eine Übersetzung aus einer fremden Zunge. Aber die Situationen und ihre Aufeinanderfolge — ist das nicht von der höchsten Poesie? Ist das nicht eine letzte Herausforderung der Musik?"

Zu diesem Wort „mehr Liszt als Wagner" muß ich eine erklärende Notiz meines Bruders einfügen: „Der Parsifal Wagners war zu allererst und anfänglichst eine Geschmacks-condescendens Wagners zu den katholischen Instinkten seines Weibes, der Tochter Liszts." Ob diese Vermutung, die mein Bruder aus der nächsten Bekanntschaft mit den beiden Wagners schöpfte, begründet war, soll hier nicht weiter ausgeführt werden; dann aber müßte die andere Vermutung, daß Wagner den Parsifal schuf, um dem Geschmack des frommgewordenen Deutschland entgegenzukommen, eine gewisse Einschränkung erfahren. In der Tat finden sich Bemerkungen meines Bruders aus späterer Zeit, die sich anklagend gegen Cosimas Einfluß auf Wagner wenden.

Obgleich ich in dieses kleine Buch spätere Aufzeichnungen, die spätere Meinungen und Empfindungen ausdrücken, nicht mit hineinbringen möchte, so kann ich mir doch nicht versagen eine Briefstelle vom 21. Januar 1887 an Peter Gast gerichtet, anzuführen, wo sich mein Bruder über die Musik des Parsifal (ganz abgesehen vom Inhalt) ausspricht: „Neulich hörte ich zum ersten Male die Einleitung zum Parsifal (nämlich in — Monte Carlo!) Wenn ich Sie wiedersehe, will ich Ihnen genau sagen, was ich da verstand. Abgesehen übrigens von allen unzugehörigen Fragen (wozu solche Musik dienen kann oder etwa dienen soll?), sondern rein ästhetisch gefragt, hat Wagner je etwas besser gemacht? Die allerhöchste psychologische Bewußtheit und Bestimmtheit in bezug auf das, was

hier gesagt, ausgedrückt, mitgeteilt werden soll, die kürzeste und direkteste Form dafür, jede Nuance des Gefühls bis aufs Epigrammatische gebracht; eine Deutlichkeit der Musik als deskriptiver Kunst, bei der man an einen Schild mit erhabener Arbeit denkt; und, zuletzt, ein sublimes und außerordentliches Gefühl, Erlebnis, Ereignis der Seele im Grunde der Musik, das Wagnern die höchste Ehre macht, eine Synthesis von Zuständen, die vielen Menschen, auch „höhere Menschen", als unvereinbar gelten werden, von richtender Strenge, von „Höhe" im erschreckenden Sinne des Worts, von einem Mitwissen und Durchschauen, das eine Seele wie mit Messern durchschneidet – und von Mitleiden mit dem, was da geschaut und gerichtet wird. Dergleichen gibt es bei Dante, sonst nicht. Ob je ein Maler einen so schwermütigen Blick der Liebe gemalt hat als Wagner mit den letzten Akzenten seines Vorspiels? —" (Beim Konzertvortrag wird das Vorspiel, welches keinen eigentlichen Schluß hat, mit dem Glaubensmotiv in der Fassung von Zeile 3 Seite 9 des Klavierauszuges beschlossen.)

Die Zusendung der Dichtung „Parsifal" mitten hinein in die Vollendung seines neuen Buches „Menschliches, Allzumenschliches" machte auf meinen Bruder einen sehr starken Eindruck. Er fühlte, wie sehr die Wagnersche Partei durch letzteres erschreckt werden würde, so daß er beschloß, das Buch anonym erscheinen zu lassen. Es war auch schon ein fremder Name und eine Fabel convenue erfunden, die das Erscheinen des Buches in dem Verlag von Schmeitzner erklärlich machen sollte. Wagner aber selbst sollte durchaus nicht im unklaren sein, wer der Verfasser war und es haben sich Entwürfe zu einem ergreifenden Brief in den Aufzeichnungen meines Bruders gefunden, worin er Wagner mit dem Inhalt des Buches zu versöhnen suchte ohne seine Selbständigkeit aufzugeben.

Friedrich Nietzsche an Richard Wagner:
Entwürfe.

„Indem ich Ihnen das beifolgende Buch übersende, lege ich mein Geheimnis vertrauensvoll in Ihrer und Ihrer edlen Gemahlin Hände und nehme an, daß es nunmehr auch Ihr Geheimnis sei. Dies Buch ist von mir: ich habe meine innersten Empfindungen über Menschen und Dinge darin ans Licht gebracht und zum ersten Male die Peripherie meines eigenen Denkens umlaufen. In Zeiten, welche voller Paroxysmen und Qualen waren, war dies Buch ein Trostmittel, welches nicht versagt, wo alle andern Trostmittel versagten. Vielleicht lebe ich noch, weil ich seiner fähig war.

Es mußte ein Pseudonym gewählt werden, einmal weil ich die Wirkung meiner früheren Schriften nicht stören wollte, sodann weil die öffentliche und private Beschmutzung der Würde meiner Person damit verhindert werden soll (weil meine Gesundheit dergleichen nicht mehr aushält), endlich und namentlich, weil ich eine sachliche Diskussion möglich machen wollte, an der auch meine so intelligenten Freunde aller Art Teil nehmen können, ohne daß ein Zartgefühl ihnen wie bisher dabei im Wege stand. Niemand will gegen meinen Namen schreiben und reden. Aber ich weiß keinen von ihnen der die Ansichten dieses Buches hätte, bin aber sehr begierig in Bezug auf die Gegengründe, welche in diesen Falle vorzubringen sind.

Mir ist zu Mute, wie einem Offizier, der eine Schanze gestürmt hat. Zwar verwundet — aber er ist oben nnd entrollt nun seine Fahne. Mehr Glück, viel mehr als Leid, so furchtbar das Schauspiel ringsherum ist.

Obschon ich, wie gesagt, niemanden kenne, der jetzt noch mein Gesinnungsgenosse ist, habe ich doch die Einbildung, nicht als Individuum, sondern als Kollektivum gedacht zu haben. Das sonderbarste Gefühl von Einsamkeit und Vielsamkeit. —

Ein vorangeeilter Herold, der nicht genau weiß, ob die Ritterschaft ihm nachkommt oder ob sie noch existiert."

Leider ließ sich aber der Verleger durchaus nicht dazu bestimmen, „Menschliches, Allzumenschliches" anonym erscheinen zu lassen; er wollte den Namen meines Bruders nicht missen, da er, wie es schien, ein wenig Skandal nicht ungern gesehen hätte. So prüfte mein Bruder nochmals das ganze Manuskript und entfernte alles, wovon er annahm, daß es Wagner auf sich beziehen und ihn verletzen könnte. Immer hatte er noch die Hoffnung, daß ihm Wagner die Freiheit einer eigenen Überzeugung gestatten und es ohne den Bruch der Freundschaft abgehen würde. Jedenfalls wollte er ihm alles so leicht wie möglich machen und versuchte deshalb sehr stark zu betonen, daß vieles in dem Buch schalkhaft aufgefaßt werden müßte. Um dies den geliebten Freunden besonders anzuraten, schrieb er in das Buch eine schalkhafte Widmung und schickte es mit klopfendem Herzen und froher Erwartungen voll nach Bayreuth.

(Entwurf.)

„Dem Meister und der Meisterin
Entbietet Gruß mit frohem Sinn
Beglückt ob einem neuen Kind
Von Basel Friedrich Freigesinnt.
Er wünscht, daß sie mit Herzbewegen
Aufs Kind die Hände prüfend legen
Und schauen, ob es Vaters Art,
Wer weiß? Selbst mit 'nem Schnurrenbart.
Und ob es wird, auf Zween und Vieren
Sich tummeln in den Weltrevieren.
In Bergen wollt' zum Licht es schlüpfen,
Gleich neugebornen Zicklein hüpfen.
Was ihm auf seinem Erdenwallen
Beschieden sei, es will gefallen;
Nicht vielen: fünfzehn an der Zahl,
Den andern werd' es Spott und Qual.
Doch eh' wir in die Welt es schicken
Mög' Meisters Treuaug' segnend blicken,
Und daß ihm folge fürderhin
Die kluge Gunst der Meisterin."

Die einzige Antwort aus Bayreuth war eisiges Schweigen. Ach, des Meisters Treuauge blickte nichts weniger als segnend, und mit der Meisterin klugen Gunst war es für immer vorbei! —

Man hat mich öfters gefragt: wie es sich wohl Nietzsche vorgestellt habe, wie Wagner das „Menschliche, Allzumenschliche" aufnehmen würde oder sollte? Darauf antwortete mein Bruder in zwei Aphorismen: „Humanität der Freund- und Meisterschaft. ‚Gehe Du gen Morgen: so werde ich gen Abend ziehen' — so zu empfinden, ist das hohe Merkmal von Humanität im engeren Verkehre; ohne diese Empfindung wird jede Freundschaft, jede Jünger- und Schülerschaft irgend wann einmal zur Heuchelei."

„Freund — nichts verbindet uns jetzt, aber wir haben Freude aneinander bis zu dem Grade, daß der eine des anderen Richtung fördert, selbst wenn sie schnurstracks der seinen entgegenläuft."

Aber Wagner dachte nicht daran, in diesem Sinne das neue Buch aufzufassen. Er sah nichts als den Abfall des ehemaligen Jüngers, und da es kein Zweifel ist, daß es der geliebteste Jünger war, und außerdem ein Genie, wie sich Wagner selbst gewiß oft in der Stille gesagt hat, so wirkte das Vorkommnis wie ein Schlag und eine tiefe Beleidigung. Aber dies Buch soll von all den häßlichen und feindlichen Worten nichts enthalten, die damals nach diesem schweigenden Bruch der Freundschaft gesagt und geschrieben worden sind. Nein, wir wollen noch einmal einen „schwermütigen Blick der Liebe" auf jene glücklichen, sonnigen Wege werfen, die zwei der erhabensten Geister miteinander wandeln durften und damit auch die Schilderung jener Zeit abschließen.

Als einmal von neuerer Literatur die Rede war, sagte mein Bruder, der allerdings allem Erotischen sehr ferne stand, zu einem früh verstorbenen Schüler: „Warum nur immer dasselbe allmählich doch allzulangweilig gewordene Thema der

Liebe zwischen den beiden Geschlechtern, als Hauptgegenstand aller Romane genommen werde?" „Aber welche anderen Empfindungen könnten ähnliche Konflikte hervorrufen?" fragte nachdenklich der Schüler. „Nun, zum Beispiel die Freundschaft," erwiderte mein Bruder lebhaft, „sie hat ganz ähnliche seelische Konflikte, nur auf einer viel höheren Stufe: erst die gegenseitige Anziehung auf der Basis einer gemeinsamen Weltanschauung, dann das Glück der Zusammengehörigkeit und der gemeinsamen Zukunftspläne, dann die gegenseitige Bewunderung und Verherrlichuug; plötzlich Mißtrauen auf einer Seite, Zweifel an der Vorzüglichkeit des Freundes und seiner Ansichten auf der andern Seite, zuletzt die Gewißheit, sich trennen zu müssen und sich doch schwer entbehren zu können — sind das nicht alles unzählige Konflikte mit unsäglichen Leiden?" Der Schüler blickte ungläubig, er mochte eine so leidenschaftliche Art der Freundschaft nie gekannt haben.

Aber hier haben wir Schritt für Schritt diesen Roman der Freundschaft erlebt, und jeder Leser wird von seinem Standpunkt aus für den einen oder den andern der beiden Freunde Partei genommen haben; — ich natürlich für den, der von beiden am meisten gelitten hat, — und das war mein Bruder. Für ihn hatte das Erlebnis dieser Freundschaft eine ganz andere Bedeutung als für Wagner. Als der Meister meinem Bruder begegnete, war er selbst ein alter Mann mit einer sich dem Ende zuneigenden Schaffensbahn, für ihn war also die Freundschaft mit Nietzsche eine Episode seines späteren Lebens, die keinen Einfluß und keine große Zukunft mehr haben konnte. Aber als mein Bruder Wagner kennen lernte, stand er in der Morgenröte seiner Jugend und Kraft. Auf diese Freundschaft warf er den ganzen Glanz der höchsten Verklärung, und ihr widmete er seine schönsten Träume und Zukunftshoffnungen, aber auch eine Fülle von Zeit und geistiger Arbeit. Aus der Gestalt des Meisters schuf er etwas, das weit über alles

menschliche Maß hinaus ging; und welcher Trost war das für meinen Bruder, der immer an der Vervollkommnung der Menschheit arbeitete und vom Glauben an deren höchste Exemplare die Erfüllung seiner Sehnsucht erhoffte. Nun lag sein Ideal, das tyrannisch und kleinlich jede andere als die eigene durch Alter eng und schwach gewordene Geistesrichtung verbieten wollte, in Trümmern, und rückblickend schrieb er später in tiefstem Schmerz: „Als ich allein weiterging, zitterte ich; nicht lange darauf war ich krank, nämlich müde, — müde aus der unaufhaltsamen Enttäuschung über alles, was uns modernen Menschen zur Begeisterung übrig blieb, über die allerorts vergeudete Kraft, Arbeit, Hoffnung, Jugend, Liebe, müde aus Ekel vor der ganzen idealistischen Lügnerei und Gewissens-Verweichlichung, die hier wieder einmal den Sieg über einen der Tapfersten davon getragen hatte, müde endlich, und nicht am wenigsten aus dem Gram eines unerbittlichen Argwohn — daß ich nunmehr verurteilt sei, tiefer zu mißtrauen, tiefer zu verachten, tiefer allein zu sein als je vorher. Denn ich hatte niemanden gehabt als Richard Wagner."

Aber hat Wagner vielleicht ähnlich gelitten und hat es nur aus Stolz den vortrefflichen Menschen seiner Umgebung verschwiegen? Er jedoch konnte hoffen, aus diesen jungen hochbegabten Leuten einen Ersatz zu finden, während mein Bruder zur Einsamkeit verurteilt war. — Was wirklich Wagner empfunden haben mag, ist verborgen geblieben und nur ich habe ein Wort von ihm gehört, das etwas von seinen innersten Empfindungen verriet. Als ich 1882 zum Parsifal nach Bayreuth kam, bat mich Wagner um eine besondere Unterredung. Wir sprachen zunächst über den Parsifal, als ich mich aber verabschiedete, bemerkte Wagner leise: „Sagen Sie es Ihrem Bruder, seit er von mir gegangen ist, bin ich allein." Das sagte er ein halbes Jahr vor seinem Tode in jener Zeit des

höchsten Ruhmes, den er erlebt hat, umgeben von einer Welt der ehrerbietigsten Bewunderung.

Mein Bruder hat, als er von dieser Botschaft Wagners hörte, jener Zeit der herrlichsten Freundschaft zwischen ihm und Wagner in dem Aphorismus „Sternenfreundschaft" den erhabensten Ausdruck verliehen und damit ihr das schönste Denkmal gesetzt.

„Wir waren Freunde und sind uns fremd geworden. Aber das ist recht so, und wir wollen's uns nicht verhehlen und verdunkeln, als ob wir uns dessen zu schämen hätten. Wir sind zwei Schiffe, deren jedes sein Ziel und seine Bahn hat; wir können uns wohl kreuzen und Feste miteinander feiern, wie wir es getan haben, — und dann lagen die braven Schiffe so ruhig in einem Hafen und in einer Sonne, daß es scheinen mochte, sie seien schon am Ziele und hätten ein Ziel gehabt. Aber dann trieb uns die allmächtige Gewalt unserer Aufgabe wieder auseinander, in verschiedene Meere und Sonnenstriche, und vielleicht sehen wir uns nie wieder, — vielleicht auch sehen wir uns wohl aber erkennen uns nicht wieder: die verschiedenen Meere und Sonnen haben uns verändert! Daß wir uns fremd werden mußten, ist das Gesetz über uns: eben dadurch sollen wir uns auch ehrwürdiger werden! Eben dadurch soll der Gedanke an unsere ehemalige Freundschaft heiliger werden! Es gibt wahrscheinlich eine ungeheure unsichtbare Kurve und Sternenbahn, in der unsere so verschiedenen Straßen und Ziele als kleine Wegstrecken einbegriffen sein mögen, — erheben wir uns zu diesem Gedanken! Aber unser Leben ist zu kurz und unsere Sehkraft zu gering, als daß wir mehr als Freunde im Sinne jener erhabenen Möglichkeit sein könnten. — Und so wollen wir an unsere Sternenfreundschaft glauben, selbst wenn wir einander Erdenfeinde sein müßten."

Ende.

Namenverzeichnis.

Wörth 57.
Wörth 57.
Wunsiedel 52.

Das beigegebene Namenverzeichnis wurde von dem Unterzeichneten ausgeführt. Ebenso wurde ihm von der Verfasserin des Buches eine Textvergleichung der Briefe Nietzsches an Wagner und dessen Antworten nach den Originalen, soweit sie sich heute im Nietzsche-Archiv zu Weimar befinden, übertragen. Die Briefe wurden wortgetreu abgedruckt und nur hinsichtlich der Orthographie sind entsprechend unserer heutigen Schreibweise geringfügige Änderungen vorgenommen worden.

Weimar, den 14. Dezember 1914.

Dr. H. T. Kroeber,
Direktorialassistent am Goethe-Nationalmuseum.

Gedruckt für Georg Müllers Verlag in München durch die Spamersche Buchdruckerei in Leipzig. Einhundert Exemplare wurden auf holländischem Bütten abgezogen, numeriert und von Hübel & Denck in Leipzig in Ganzleder gebunden.